Reise-Erinnerungen

aus Belgien.

Von

Luise von Ploennies.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1845.

I
X/52
Mü
H. sing. 758 e
Nsm





Reise-Erinnerungen

aus

Belgien.

Von

Luise von Ploennies.



Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1845.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Heinrich Conſcience

in

Antwerpen

geweiht.

Digitized by Google

Einleitung.

Eine Vorrede wird, so viel ich weiß, geschrieben, um den Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, von welchem aus das Buch zu betrachten ist. Sie soll den Schlüssel geben zu manchem was ohne sie möglicherweise dunkel und unaufgeschlossen bleiben könnte. In dieser letzten Beziehung bedürfte dies kleine Buch gewiß keiner Vorrede, wohl aber möchte ich sie benutzen, um von vorn herein den Leser auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus ich diese Blätter betrachtet wünschte,

nämlich als die Empfindungen und Anſchauungen einer deutſchen Frau. Dabei muß ich aber wieder bitten, dieſes Wort in ſeiner einfachſten Bedeutung aufzufaſſen. Seitdem Deutſchland mit Stolz erkannt hat, welche Tiefe und Energie, welchen Reichthum dies Wort in ſich faſſen kann, ſeitdem Rahel und Bettina es auf eine ſchwindelnde Höhe geſtellt haben, ſind die Kritiker nur allzugeneigt, an jede weibliche literariſche Erſcheinung dieſen niederdrückenden Maßſtab zu legen. So viele Abſtufungen es aber im Reiche der körperlichen Natur giebt, von der Kleeblume bis zur Aloe, vom blühenden Weißdorn bis zur luftigen Palme, ſo mannigfaltig ſind ja auch die Abſtufungen im Reiche der Geiſter. Sie erſcheinen hier noch mannigfaltiger als dort, weil moraliſche Einflüſſe auf die geiſtige Entwickelung noch entſchiedener einwirken, als Sonnenſchein und Froſt, Regen oder Hagel auf das Gedeihen der Gewächſe. Darum wollte ich bei dieſem meinem erſten und ſchwachen Verſuch in Proſa recht freundlich um Nachſicht gebeten haben.

Es bleiben mir noch einige Worte über die Entstehung dieser Blätter, über meine Reise nach Belgien zu sagen. Von warmer Theilnahme für das vaterländische Streben seiner Dichter erfüllt, war ich der an mich ergangenen Aufforderung gefolgt, die flaemische Literatur und ihre Vertreter im Lande selbst kennen zu lernen. Meine Reise traf mit dem günstigsten Moment zusammen. Die Herzen waren durch manches Vorangegangene freudig angeregt. Der Vertrag mit dem Zollverein war eben abgeschlossen, und so dem Austausch der materiellen Produkte beider Länder die Bahn eröffnet. Geachtete Blätter Deutschlands hatten auf den geistigen Austausch hingewiesen, die deutschen Gesang-Vereine hatten ihrerseits in die beginnende harmonische Vereinigung gestimmt. So wurde meine Erscheinung auf belgischem Boden als ein neuer Liebesbeweis Deutschlands angesehen, ich wurde als die Gesandtin betrachtet, welche Germania ihrer lange unter dem Druck der französischen Stiefmutter seufzenden Schwester hinüberschickte, um

ihr die Versicherung ihrer nicht erloschenen Liebe zu bringen. In diesem Lichte ist alles zu betrachten, was mir dort erwiesen wurde, und ich lege freudig Blumen und grüne Zweige, welche Begeisterung in die Hände der Botin gab, nieder zu den Füßen meiner geliebten Mutter Germania.

Darmstadt, den 1. Mai 1845.

Inhalt.

Seite

Einleitung V

I. Die Rheinfahrt. Der Königssee, eine Sage. Köln. Vondel. Die heilige Ursula. Trauerspiel von Vondel. Katholisches Kirchenlied. Ein Besuch bei einem deutschen Gelehrten. Der Kastanienbaum. Sage von den Leuchtern des Landgrafen von Hessen-Rheinfels. Jan und Grete. Ankunft in Gent 1

II. Feste. Spaziergänge. Der große Beguinenhof. Oeffentliche Gebäude. Die Ruinen der alten Abtei St. Bavo. Die spanischen Festungswerke. Der Freitagsmarkt. Volkslieder. Die Bibliothek. Der botanische Garten. . . . 17

III. St. Bavo. Die Krypte. Die Anbetung des Lammes. Die Kinder in St. Bavo 47

IV. Kapelle unserer lieben Frau zum Schreyboom. Irrenanstalt. Institut für Greise. Taubstummen-Anstalt. St. Nicolas-Kirche. Sagen 55

Seite

V. Flaemiſche Bewegung. Dichter und Schriftſteller in Gent. Flanderns Poeſie. Nein! von P. van Duyſe 67

VI. Maetſchappyen. Prozeſſion bei den Dominikanern . . 82

VII. Flaemiſches Theater. Geſangvereine in Belgien . . 88

VIII. Flaemiſche Dichterinnen. Louiſa Stappaerts . . . 99

IX. Eine Soiree bei Willems 103

X. Eine pauvre honteuse 111

XI. Mariken von Nymwegen, niederländiſche Sage . . . 116

XII. Einige Auszüge aus holländiſchen Dichtern. Hooft. Bilderdijk. Helmers. Spandaw 124

XIII. Brügge. Monumente. Kirchen. Theater-Vorſtellung. Volkslieder. Das Taubſtummen-Inſtitut des Abbé Carton. 136

XIV. Brüſſel. Ein Abend bei Alfred de Laet. Geefs Atelier. Das Monument der Freiheit. Die Gudula-Kirche. Die Bibliothek von Burgund. Der Baron de Reiffenberg . 149

XV. Ein Spaziergang nach Laeken. Egmont. Die Auffindung der Gruft der Grafen Egmont und Hoorn. Geuſenlied. Das Rathhaus. Der Leu von Waterloo. Beſuch bei einem deutſchen Dichter 174

XVI. Blankenberg als Seebad. Gedichte. Meerfahrt. Sagen. Das Kreuz von Vendenne. Blanka. Roosje nach Bellamy. Abſchieds-Gedicht ans Meer 195

XVII. Antwerpen. Sagen. Rubens Denkmal. Die Kathedrale. Das Chorgeſtühl. Das Kreuz auf der Kathedrale, nach einer flaemiſchen Sage. Aus meinem Tagebuch 221

XVIII. Ein Beſuch bei Wappers. Maler-Akademie. Die Polka. Die Sitzung der Maetſchappy de Olyſtack . . 238

Seite

XIX. Beurne. Sage von der Dünenabtey. Volksgebräuche. Zuidescoote. Die Waſſerfahrt. Abſchieds-Gedicht . . 259

XX. Kurzer Ueberblick über das Volk. Das Pfaffenthum. Die Frauen, ihre ſchriftſtelleriſche Richtung in Belgien und ihre Stellung zur Kritik. Schriftſtellerinnen in Deutſchland. Trennung der Stände. Das Verhältniß der Sprache zu den verſchiedenen Klaſſen. Die Stellung der Geiſtlichkeit im Sprachſtreit. Die flaemiſche Literatur. Heinrich Königs Urtheil über dieſelbe. Gedicht an die belgiſchen Dichter 300

Proben flamändiſcher Literatur.

Aen de Belgen. Von Willems 301

An eine Dichterin. Von Prudens van Duyſe 303

Mutterwonne. Von Maria van Ackere 305

Mutterangſt. Von derſelben 307

Das Schwert zur Hand. Von Ph. Blommaert 309

Flanderns Leu. Von demſelben 311

Die betende Braut. Von H. Conſcience 312

An die Mutter des Malers Guſtav Wappers. Von demſelben 313

Das Gewitter. Von F. Renz 315

Auf das Grab meines Vaters. Von K. Lebegauck 315

Das Haidekorn. Von demſelben 317

An die Dichter. Von J. A. de Laet 323

An eine Jungfrau, welche ſich der Poeſie widmen wollte. Von demſelben 326

Der Kampf. Von demſelben 331

Roſe und Schmetterling. Von Dautzenberg 338

Die Blumen. Von demſelben 339

Seite

Der Hexentanz. Von T. van Ryswyk 340
Die myſtiſche Lilie. Von P. van Kerkhoven 344
In ein Album. J. Nolet de Brauwere van Steeland . . . 350
Ros und Lilie. Von demſelben 351
Ich hatt' ein Hüchtten auf dem Berge. R. B. Boucquillon . 351
Morgen. Von demſelben 352
Flaemiſche Ballade. Von Blieck 353

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

I.

Die Rheinfahrt. Der Königssee. Köln. Vondel. Die heilige Urſula. Trauerſpiel von Vondel. Katholiſches Kirchenlied. Ein Beſuch bei einem deutſchen Gelehrten. Der Kaſtanienbaum. Sagen von den Leuchtern des Landgrafen Heſſen-Rheinfels in der Muttergotteskirche in der Straße zum Kupferberg. Jan und Grete. Ankunft in Gent.

Er zieht durch Deutſchlands Thor mit troz'ger Majeſtät,
Längs reichen Dörfern hin, wo Gold als Saat geſä't,
An Bergen wallt er hin, die Reben grün umſchlingen,
An Städten, ſtolz gebaut, die ſeinen Ruhm beſingen,
Von Ehrenbreitſteins Höh' erblickt man ſilberhelle
Des Stromes Schlangenlauf — Europa's reiche Quelle.
Friedrich Helmers,
aus ſeinem Gedicht: die holländiſche Nation.

In Mainz begaben wir uns auf das Dampfboot, und es ſchien daß von vorn herein unſre Reiſe eine niederländiſche Färbung erhalten ſollte, denn der Name unſeres Schiffes war „de Nederlander". Traumartig, wie glänzende Nebelbilder, flogen die Rheinufer an uns vorüber; kaum hatten wir der Lurlei zugerufen, ſo tauchte ſchon Coblenz vor uns auf. In der Cajüte machte ich die Bekanntſchaft eines jungen Mannes, den ich ſeiner Unter-

haltung nach für einen Alterthumsforſcher und Schriftſteller hielt. Er theilte mir unter anderm eine Sage über die Entſtehung des Rheines mit, welche mir ſo gut gefiel, daß ich ſie ſogleich poetiſch bearbeitete. Als ich ſie ihm zum Dank überreichen wollte, war er verſchwunden; der Nachen hatte ihn hinüber an's linke Ufer getragen und er grüßte von dort noch freundlich mit dem Hute.

Der Königsſee.

Ihr kennt den hohen Felſen, den Kaiſerſtuhl genannt.
Er blickt mit kühnem Haupte gar weit hinein in's Land,
Der Neckar ihm zu Füßen, der ſilberhelle Rhein,
Und viele Städte grüßen ihn fern im Sonnenſchein.

Einſt auf des Berges Spitze da ſtand ein Königsthron,
D'rauf ſaß ein alter König, geſchmückt mit goldner Kron',
Er blickte ſtumm und düſter, mit heimlich bangem Weh,
Von ſeiner ſteilen Höhe hinunter auf den See.

Denn von dem Kaiſerſtuhle zur fernen Bergeskett,
Da hatten ſich die Wogen gewühlt ein weites Bett,
Sie wälzten ſich ſchwer und ſchleppend zur ſchönen Ferne hin,
Und ſtumme und dumme Fiſche, die ſchwammen und glotzten d'rin.

Als er ſo düſter ſchaute, trat an des Königs Seit'
Der Zaub'rer, den gefangen er jüngſt im blut'gen Streit.
Er ſprach: Geſtrenger König, ſo meine Kette bricht,
Will ich noch heut dir bannen die Falten vom Geſicht.

Da ſprach der alte König: Nein, nimmer ſei's gewagt,
Du biſt ein ſchlimmer Zaub'rer, ſo hat man mir geſagt,
Du rufſt die Ungeheuer aus jener Wogen Schoos,
Und feſſelſt Sturm und Feuer aus Bergesſchlünden los.

Der Zaub'rer d'rauf: Dich täuſchet ein lügenhaft Gerücht,
Weil ziſchelnd dich umſchleichet der Schlangen falſch Gezücht,
Blick mit dem düſtern Auge mir feſt ins Angeſicht,
Gieb los mich und vertraue, traun, du bereuſt es nicht.

Der König ſchaut dem Geiſte ins Auge tief und klar,
Es regt ſich in ſeinem Herzen ſo ſtark und ſo wunderbar,
Er ſagt mit weichem Tone: Ich traue dir, es ſei,
Bei meiner Königskrone, zieh hin, ich geb' dich frei.

Der Zaub'rer war geſchieden im frühen Morgenſchein,
Der König auf dem Throne ſaß einſam und allein,
Er blickt mit milder'm Auge hinunter auf die Flut,
Die hell im Sonnenglanze gleich wie Smaragden ruht.

Da ſprach's in ſeinem Herzen von Ahnung froh geſchwellt:
Weit ſchöner als das Waſſer wär' doch ein Frühlingsfeld
Mit friſchen grünen Wieſen mit Blumen mancherlei,
Die bunt und fröhlich ſprießen im Lichte frank und frei.

Und kaum daß er's geſprochen, ringt aus der Fluten Schoos
Ein grünes Frühlingseiland in friſchem Glanz ſich los,
Viel tauſend Blumen wiegen ſich in der lauen Luft,
Viel tauſend Käfer fliegen und ſchwärmen im Blumenduft.

Und milder wird und milder des alten Königs Aug',
Es weht zur kalten Höhe ein ſüßer Lebenshauch,
Er ſchaut und ſchaut entzücket, der Mittag ſteigt herauf,
Mit goldnem Glanze ſchmücket die Flut ſein Strahlenlauf.

Da ſprach's in ſeinem Herzen, das Schöpferwonne ſchwellt:
Schöner als goldne Wogen wär' doch ein Saatenfeld
Mit reichem goldnem Segen, der freudig reift im Licht,
D'rin ſich die Schnitter regen mit frohem Angeſicht.

Und kaum daß er's geſprochen, ſteigt, wo die Woge ſchäumt,
Ein Saatfeld auf, das golden dies Frühlingsfeld umſäumt,
Wo ſtumm umhergeſchwommen der Fiſche träge Zahl,
Erklingt das Lied der Schnitter im hellen Sonnenſtrahl.

Dem König fällt vom Auge die erſte Thräne rein;
Da leuchtet ſeine Krone in lichtem Perlenſchein,
Die Sonne iſt geſunken und purpurn wallt die Flut,
Da ſpricht der König trunken in hoher Schöpferglut:

O Wonne, nie geahnet, die mir das Herz durchdringt,
O heil'ger Quell der Liebe, der in der Bruſt entſpringt,
Schenk' mehr mir ſolcher Thränen, und laß mich klar und rein
Als erſte Liebesgabe ſie meinem Volke weih'n!

Und kaum daß er's gerufen, iſt an der Fluten Rand
Leuchtend emporgeſtiegen manch' grüne Bergeswand,
Die Reben ſchwanken in Kränzen und ranken ſich froh hinan,
Des Königs Thränen glänzen als Segenstropfen d'ran.

Die Wogen aber fließen ins tiefe Bett gebannt,
Freudig ergießt der Rheinſtrom ſich durch das reiche Land,
Der König bis an's Ende den mächt'gen Zaub'rer preiſt.
Fürſt, ſcheue nicht den Fortſchritt, er iſt kein böſer Geiſt!

Als wir an St. Goar vorüberfuhren, warfen wir einen wehmüthigen Blick auf die Fenſter an denen Freiligrath ſo oft geſtanden hatte. Ehe ſich die Sonne ſenkte, lag ſchon die Stadt der eilftauſend Jungfrauen, der heiligen drei Könige, des Doms, und eilftauſend andrer oft beſungener Merkwürdigkeiten vor uns. Da fiel mir eine ſeiner hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten ein, die in Deutſchland faſt

ganz unbeachtet geblieben iſt, die Geburt Vondel's, des Virgil's der Niederlande. Unter den 32 Trauerſpielen, welche Vondel theils ſelbſt geſchaffen, theils aus alten Klaſſikern übertragen hat, befindet ſich auch eines, dem er das Motiv der h. Urſula unterlegte. Es heißt die Maegden, und enthält manche poetiſche Schönheit. Dramatiſch iſt es nicht, ſo wenig als alle älteren holländiſchen Stücke. Die Ankunft der heiligen Urſula in Köln läßt Vondel den Heiden Beremond, Opferprieſter Attila's, Königs der Hunnen, alſo beſchreiben:

So ſah ich Urſula, die vorn am Steuer ſtand,
In ſtolzer Majeſtät die Kreuzfahn' in der Hand.
Gekrönt mit Diamant, mit Roſen von Rubin,
Doch ſchöner glühte die, ſo auf der Wange ſchien,
Und höher glühte ſie, wenn jungfräuliche Glut
Ihr trieb ins Angeſicht das reine Purpurblut.
Auf ihrem Buſen ſtrahlt ein Kreuz im Sonnenſcheine
Von lichtem Gold, beſetzt mit blauem Edelſteine,
Ein Lüftchen ſanft umſpielt des Schiffes glatte Bahn,
Die Fahne kräuſelt es und ſchwillt das Segel an.
Sie ſtand gelehnt an's Kreuz, das ſie zu Gottes Ehr'
Als Wappen ſich gewählt, dies war ihr einz'ger Speer,
Allein als ſchärfrer Speer durchdrang ihr Blick mein Herz.
Der Wind, der ſie umſchwebt mit Koſen und mit Scherz,
Ihr reiches Purpurkleid mit Hermelin erhob,
Das Roſ' und Lilie aus klarem Gold durchwob.
Die Sonne, die beſtrahlt der Jungfrau Herrlichkeit,
Ging unter vor Verdruß, vor übergroßem Neid,
Ob dieſem reinen Licht von Süden hergezogen,
Das durch den Nebel brach gleich einem Regenbogen,

Ja, ob mir's Schande bringt, den Krieg vergaß ich da,
Und huldigte dem Feind, der schönen Ursula.

Schön ist Ursula's Antwort auf den Liebesantrag Attila's:

Ich hab' als Bräutigam 'nen einz'gen Sohn erkoren,
Den schönsten, welcher je vom Weibe ward geboren,
Der Kön'ge mächtigsten, deß Thron am höchsten steht,
Den reichsten, dessen Schutz nicht schmilzt und nicht vergeht,
Den gottgeliebtesten, an Gnade überschwänglich,
In seinem Glauben stark, in Liebe unvergänglich,
S' ist Jesus den ich lieb', für dessen Kron' ich streite.

Darauf schildert Beremond ihr Attila's Größe:

Verschmähst du Attila? Wer ist so groß als er?
Des Südens Sterngewölb erbebt vor seinem Grimme,
Die Meereswelle weicht vor seines Zornes Stimme,
Sein Scepter, von dem Sumpf Mäotiens reichet er
Bis wo des Atlas Fuß benetzt das weite Meer.
Den Eisbär trifft sein Arm fern in des Nordens Hallen,
Im Osten zittert ihm des Euphrats schäumend Wallen,
Im Süd auf seinen Ruf tritt aus der mächt'ge Nil,
Wer ist's, die solch ein Haupt so blind verwerfen will?

Darauf entgegnet Ursula:

Ich bin's, die dieses Haupt mit borstig rauhem Bart,
Mit platter Nas' verschmäht, dies Ungethüm von Art,
Den Mund, der Jesus Blut mit trunkenem Vergnügen
Hinunter schlürft, Despot in Blicken und in Zügen.
Ja ich verschmähe es, dies Raubthier, diesen Scythen,
Der nicht allein der Welt, Gott selbst wagt Trotz zu bieten.
Eh wird das sanfte Lamm dem Wolfe sich verbinden,
Die Turteltaub' ins Nest des Adlers hin sich finden,

Das Huhn ſich mit dem Fuchs getroſt zuſammenſpannen,
Eh meinen Gott ich laſſ' um ſolchen Welttyrannen.*)

Vondel's Werke ſind eine Mine voll poetiſcher Edelſteine, aber man muß ſich auch durch manchen weiten Gang arbeiten. Er leidet ſehr an der geſchmackloſen Breite ſeiner Zeit, doch ſtellen ihn ſeine Landsleute, welche dieſen Fehler auch in unſern Tagen noch nicht ganz abgeſchüttelt haben, ſehr hoch. Zweihundert Jahre ſpäter hat der geniale Helmers Vondel's Geburt, in ſeinem Gedicht: „Die holländiſche Nation", mit folgenden Verſen beſungen:

Als er das Licht erblickt im Agrippin'ſchen Wall,
Erſchien mit einemmal auf Silber-Rheinkryſtall
Ein leuchtend Schwanenpaar mit ausgeſpannten Schwingen,
Den Gruß dem ſel'gen Ort, der ihn gebar, zu bringen.
Die Schwäne wunderſchön, wohl Leda's Schwänen gleich,
Verkündeten ſein Nah'n dem ſchäumend hellen Reich.
Zum zweitenmal entzückt die Welt ihr Wonnenſang,
Der einſt zum erſtenmal Phöbus Geburt beſang.

*) Das ſchönſte was ich über die heilige Urſula, dieſen Gegenſtand ſo vieler Poeſien und Bilder, kenne, iſt das

Altkatholiſche Kirchenlied.

Sankt Urſula ein Schiff regiert
Mit engelreinem Blut geziert.

Das Schifflein iſt geladen wohl,
Eilftauſend keuſcher Töchter voll.

O Schiff, du trägſt ein himmliſch Gut,
Kränz, Krönlein, Palmzweig, Roſenblut.

Aus Indien bringt über's Meer
Kein Schiff je ſolche Perlen her.

Drum Himmel, thu dich auf geſchwind,
Gieb dieſem Schifflein Gnadenwind.

Mit Nebeln war umhüllt des Morgenhimmels Rand,
Doch als der Knabe ſich dem Mutterſchoos entwand,
Da ſah man aus der Luft zwei Strahlen niederſchweben,
Des Kindes göttlich Haupt mit Sternenglanz umweben.
Nicht bloße Muttermilch gab dieſem Knaben Kraft,
Die Götter ſandten ihm herab den Nektarſaft,
Von reiner Geiſterhand ward er ihm dargebracht,
Der ſeiner Seele Kraft und Dichterglut entfacht.
Die Reben, an dem Strand des Rheinſtroms ausgeſtreckt,
Sie zeigten ſich alsbald mit Trauben reich bedeckt,
Und wo der ſtolze Schwan durchſchnitt des Stromes Wallen,
Erklang am Rheinesſtrand das Lied der Nachtigallen.

Vondel ſtarb im Alter von einundneunzig Jahren, die dichteriſche Begeiſterung, welche einſt den Knaben durchglüht hatte, begleitete ihn bis zum Grabe. Vierzehn Dichter trugen ihn zu der letzten Ruheſtätte, in die Neue Kirche von Amſterdam, wo eine Marmortafel mit folgender einfachen Inſchrift das Grab des großen Dichters bezeichnet:

Vondel
Overleden MDCLXXIX.

Von dem Hauſe, worin Vondel geboren, wollte man in Köln nichts wiſſen.

Am Tage nach unſrer Ankunft, beſuchten wir einen Gelehrten, welcher ſich zwiſchen Köln und Bonn in eine poetiſche Einſamkeit zurückgezogen hat. Ein mit Kaſtanien beſetzter Weg ſchlängelte ſich an einem Hügel empor, auf dem im Schatten eines großen breitaſtigen Kaſtanienbaums ein kleines freundliches Haus, das Ziel unſrer Wanderſchaft, lag. Wir fanden unſern deutſchen Eugen Aram in alten ſtaubigen Pergamentbänden ver-

graben. Zu seinen Füßen spielte ein Knabe von drei Jahren, ein wunderschönes Kind, mit einer hellen Lockenglorie und Augen dämmerklar wie eine Julinacht. Auf dem Angesicht Eugens lag tiefe Trauer, die durch das lebensfrische Bild zu seinen Füßen nicht verscheucht wurde. Im Laufe der Unterhaltung suchte ich ihn zu bereden, seine gelehrte einsame Höhe zu verlassen, und hinab ins heitere Leben zu steigen. Aber er schüttelte schweigend das Haupt. „Ich bin hier allein mit meinem Schmerz und meiner Freude, das ist wahr, aber dafür ist auch hier nichts, das mich verletzt. Mit leisem Fuß besorgt meine alte Dienerin meine geringen Bedürfnisse, in dem lächelnden Gesicht meines Knaben lese ich Schöneres, als die Welt mir bieten kann, in meinen alten Folianten erfahre ich Edleres, als ich da drunten vernehmen kann, und die Natur entfaltet großartigere Bilder vor mir, als die Kunstausstellungen der Städte mir zeigen können. Am Morgen seh ich die Nebel aus dem Strome steigen, sich wie ein Mantel um die majestätischen Formen der sieben Riesen legen, die da drüben stehen in uralter Herrlichkeit. Am Mittag sehe ich ihre Kronen sich im Glanze verklären, der Abend wirft den glühenden Purpur um ihre Schultern, und in der Nacht zeichnen sich ihre riesenhaften Umrisse wunderbar herrlich am Horizonte ab. Und außerdem, habe ich nicht vor meinem Fenster meinen alten Freund, den Kastanienbaum, der sich jährlich mit den blühenden Lichtern schmückt, die in meine frühsten Träume geleuchtet haben? Von dem Baume kann ich mich nicht

trennen. Als Knabe habe ich unter ſeinem Schatten mit ſeinen braunen Kaſtanien geſpielt, da durchbohrten wir die ſchöne Frucht, welche die Hand der Natur mit ſo feinem Maſer und glänzender Politur überzieht; wir faßten ſie in Schnüre, und ließen die braune Schlange ſich um den Stamm des Baumes ringeln. Aelter geworden, als das kindiſche Spiel mich nicht mehr befriedigte, ſchwang ich mich in das grüne Dach, und es wurde eine blühende Sternwarte, von welcher ich die leuchtenden Geſtirne beobachtete, und mich in höhere Welten träumte. Als ich als Jüngling in ſeinen Schatten trat, da ſpannte ſich ſein grünes Zelt als ſchützendes Dach über mein frühes Liebesglück. Als aber mein ſchönſter Traum vor dem eiſigen Hauche des Todes zerrann, da ſäuſelten mir ſeine Zweige die verklungenen Töne jungfräulicher Wonne zu". — Vier Wochen darauf erhielt ich in Blankenberg einen Brief Eugens, worin er mir ſchrieb: Heute Abend in der Dämmerung erſchienen vier Männer mit Beil und Säge, und fällten meinen Kaſtanienbaum. Da er zur Gemeindeallee gehörte, war mein Einſpruch vergebens. Könnte ich dichten, ich würde ihm ein Lied nachſingen. Ich erwiederte ihm: Trauern Sie nicht zu ſehr um ihn, er iſt nicht todt, er beginnt nur eine neue Laufbahn. Er hat ſich eigentlich verjüngt, denn wie er ſonſt die grüne Wiege jugendlicher Träume war, ſo wird er künftig die grünüberdachte Wiege kindlicher Träume werden. Könnten wir zurückſchreiten wie er! Hier iſt ſein Grablied:

Es ſteht eine Kaſtanie
Vor einem kleinen Haus,
Aus einem Fenſter ſchauet
Ein ernſter Mann heraus.

Die goldnen Blätter fallen
Still auf die Erde hin,
Und viele goldne Bilder
Durch ſeine Seele ziehn.

Als einſt der Herbſt die Krone
Geſchmückt mit mattem Gold,
Stand von ihr überwölbet,
Ein Mädchen wunderhold.

Es ſchien herabgeſunken
Vom Liebesſtern die Maid,
Ihr Auge war ein Funken
Von ſeiner Seligkeit.

Schon ſank von der Kaſtanie
Das Blatt als goldne Flamm,
Doch lieb're Blätter trug ſie
Geheim im hohlen Stamm.

Sie ſtreckte ſchwarz zum Himmel
Den ſtarren kahlen Zweig,
Doch tief im Herzen barg ſie
Den Frühling warm und reich.

Und all' die Liebesworte
Und all' das ſüße Glück,
Die brachten der Kaſtanie
Den Frühling bald zurück.

Als rings noch alle Bäume
Durch Wintersmacht entlaubt,
Da hob schon die Kastanie
In frischer Pracht ihr Haupt.

Und dichter immer dichter
Wob sich die Krone dran,
Sie steckte die blühenden Lichter
An allen Zweigen an.

Als sie zum schönsten Tempel
Der Liebe sich geschmückt,
Da war die zarte Jungfrau
Der Erde schon entrückt.

Es war der Liebesfunken
Zum Stern zurückgekehrt,
Von dem er einst gesunken
So heilig auf die Erd'.

Es steht eine Kastanie
Vor einem kleinen Haus,
Aus einem Fenster schauet
Ein ernster Mann heraus.

Die goldnen Blätter fallen
Still auf die Erde hin,
Und viele goldne Bilder
Durch seine Seele ziehn.

Da kamen vier Männer geschritten —
Der Baum ist alt, entlaubt —

Ihm hat's ins Herz geſchnitten,
Er wendet ab ſein Haupt.

Sie tragen wie einen Todten
Den Baum im Abendlicht —
Dem Mann rollt eine Thräne,
Vom ernſten Angeſicht.

Nach unſerm Beſuch bei dem gelehrten Einſiedler kehrten wir nach Köln zurück und blieben zwei Tage dort. In Köln finden ſich die Sagen, wie Sand am Meer. Wer kennt ſie nicht alle die Wunderſagen, die bis ins graue Alterthum hinaufreichen. Vom Krahnen des unvollendeten Domthurmes bis in die Weißgerbergaſſe hinab hat die Sage ein weites Feld eingenommen, auf welchem die heiligen drei Könige, ſammt der heiligen Urſula und ihren eilftauſend Jungfrauen, die Jungfrau Maria ſammt einem großen Zug von Heiligen und Geiſtern, Kaiſer, Papſt und Biſchof, Landgraf und Rittersmann, Knecht und Magd, Löwen, Pferde und Eſel, ja ſelbſt eine Sau ihre Stelle behaupten. Ja, ich wollte mich anheiſchig machen, den ganzen Kölner Karneval mit Sagengeſtalten auszufüllen. Darum iſt auch wohl der Karneval an ſolchen Orten beſonders lebendig, wo die Romantik und der Humor des Mittelalters in die trockene Gegenwart hineinſchauen.

Als eine der poetiſcheren Sagen Kölns iſt mir die von den Leuchtern des Landgrafen von Heſſen-Rheinfels in der Kirche der Muttergottes, zur Kupferberggaſſe, erſchienen.

Es knie't vor der Maria ein edles Fürſtenpaar,
Schwört Liebe ſich und Treue an ihrem Hochaltar.
Aus den vereinten Herzen der Strahl der Liebe bricht,
Da flammen die heiligen Kerzen in reiner'm heller'm Licht.

D'rauf ſpricht der edle Landgraf: Mein Wort, das ich dir gab,
Erſtreckt ſich wie mein Lieben hoch über Tod und Grab,
Nichts kann zwei Herzen trennen, die heil'ge Glut verband,
Selbſt nach dem Tode brennen wird unſrer Liebe Brand.

Hier wo wir uns verbanden, an dieſem Hochaltar,
Soll brennen unſre Liebe und leuchten immerdar,
D'rum ſenkt einſt unſre Herzen in goldne Leuchter ein,
Laßt flammen d'rauf die Kerzen auf der Maria Schrein.

Der Landgraf hat geſprochen der Treue bindend Wort,
Nie hat er es gebrochen — die Herzen ruhen dort,
Man ſenkte ſie ein zuſammen, ſo wie er es gebot,
Nun brennen ihre Flammen hoch über Grab und Tod.

Der Kölner Dialekt iſt dem niederländiſchen verwandt, war aber für mein Ohr ſchwerer zu verſtehn als jener. Er eignet ſich, wie der flämiſche und holländiſche ſehr für die naive Darſtellung; dies wurde mir aufs neue durch ein kleines Gedicht recht anſchaulich, das einen Zug aus dem Leben des berühmten Feldmarſchalls Johann von Werth behandelt. Dieſer ſpäter ſo ausgezeichnete Feldherr war in Brabant von niedrigen Eltern geboren und ſtand in ſeinen Jünglingsjahren als Knecht im Dienſte eines Pachters in Köln, dort lernte er die Grete kennen, welche hier den ſchönen Kölnerinnen als warnendes Beiſpiel hingeſtellt wird:

Jan und Gret.

Zu Köln im alten Kümpchens Hof
Wohnt einſt ein Bauersmann,
Der hatt' 'ne Magd, die nannt' ſich Gret',
'Nen Knecht, der hieß Johann.

Die Gret war eine friſche Magd,
G'rad wie von Milch und Blut,
Der Jan, der war ein ſtarker Burſch,
Der Gret' von Herzen gut.

Einſt ſagt er, — ſo hat er geſagt:
Sag' Gret', bin ich dir recht?
Nimm mich zum Mann, du biſt 'ne Magd,
Und ich, ich bin ein Knecht,

Da ſagt ſie: Jan, du biſt ein Knecht,
Ich bin was beſſers werth,
Ein reicher Pachter wär' mir recht,
Mit Ochs und Kuh und Pferd.

D'rauf als der Jan das Wort gehört,
Da zog er in den Krieg,
Schlug immer tüchtig auf den Feind,
Und half zu manchem Sieg.

Und als er wiederkam nach Köln,
Saß er auf ſtolzem Pferd,
Der Jan der war nun Feldmarſchall,
Der große Jan von Werth.

Und als nun kam ans Thor in Köln
Der Reitersmann geſchmückt,
Da ſaß vor einem Apfelkram
Die Grete da, gebückt.

Der Jan, als er die Grete ſah,
Hielt raſch ſein Reitpferd an
Und grüßte ſie, und ſprach zu ihr:
Gelt Gret, wer's hätt' gethan!

Und als die Grete ſah den Jan
So ſtattlich ausgerüſt'
Da grüßt ſie ihn, und ſprach zu ihm:
Ja, wer das hätt' gewüßt.

Drum Kölnerinnen, nicht zu ſtolz
Wenn es an's Freien geht,
Gar manche hat es ſchon bereut,
Das lehrt euch Jan und Gret!

In Köln trafen wir mit unſerm Reiſebegleiter J. W. Wolf zuſammen, und nach kurzem Aufenthalt trug uns die Eiſenbahn direkt nach Gent. Es zog mich beſonders zu dieſer Stadt, weil von dort die erſte Anregung zur flämiſchen Bewegung ausgegangen war. Durch Korreſpondenz, wie durch ſeine Vaderlandsche poezy hatte ich Prudens van Duyſe als warmen Anhänger der neuen flämiſchen Literatur kennen lernen, und ich freute mich, ſowohl ihn als den ausgezeichneten Willems, Blommaert, Rens und Lebeganck zu ſehen. Wir kamen ziemlich ſpät am Abend in Gent an, und ich ſtieg mit meiner Tochter Marie, die mich begleitete, im Hotel Courtray ab, welches man mir als vorzüglich empfohlen hatte.

II.

Gent. Feſte. Spaziergänge. Der große Beguinenhof. Oeffentliche Gebäude. Die Ruinen der alten Abtei St. Bavo. Die ſpaniſchen Feſtungswerke. Der Freitagsmarkt. Volkslieder. Die Bibliothek. Der botaniſche Garten.

Gegrüßt, o ſchönes Flandern!
Und du, o ſtolzes Gent!
Werth, daß, vor mancher andern,
Man Kaiſerſtadt dich nennt.

Gent iſt eine wahrhaft prächtige Stadt, die ſo viel Intereſſantes und Sehenswerthes darbietet, daß ein Aufenthalt von vier Wochen nicht zu lang iſt, um mit ihr und ihrer Umgebung bekannt zu werden. Monumente gothiſcher Baukunſt, ernſt und feierlich, finden ſich dort neben den prächtigſten Werken moderner Architektur. Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft, koſtbar durch ihr Alter, ſind neben ſchimmernden und neueſten Erſcheinungen der Mode angehäuft, und die gediegenſten Erzeugniſſe der Induſtrie zeigen von dem lebendigen Fortſchritte auch in dieſer Richtung. Die Stadt ſelbſt iſt volkreich und belebt, die vielen Kanäle, welche ſie durchſchneiden, die

zahllosen Brücken, die grünen Alleen und schönen freien Plätze bieten eine reiche Mannigfaltigkeit der Ansichten dar. Außer dem Treiben, welches gewöhnlich die Straßen erfüllt, sind dieselben oft durch festliche Veranlassungen auf's heiterste und bunteste belebt. Die Genter sind ein fröhliches vergnügungslustiges Volk. Fast kein Monat vergeht, wo nicht irgend ein Fest die Bürgers- und Handwerksleute auffordert, einen Feiertag zu halten.

Eine recht hübsche Feier hatte während meiner Anwesenheit daselbst im Oktober statt. Ein junger Maler aus Gent hatte in Antwerpen bei dem großen Konkurs den Preis gewonnen und war als Sieger des Wettkampfes gekrönt worden. Der Künstler wurde im Triumphe bei seiner Rückkehr von Antwerpen an der Eisenbahn abgeholt und in glänzendem Zuge durch die Stadt zum Universitätspalast geleitet. Schon Tages zuvor hatten wir den prächtigen Triumphbogen bewundert, durch welchen der Laureat ziehen sollte. Es war ein geschmackvoller Siegesbogen, mit Gemälden und Kunst-Attributen geschmückt; hoch oben, an den flandrischen Löwen gelehnt, stand die Muse, zur linken Seite des Portals Merkur, zur rechten die Industrie. Auf der Rückseite des Triumphbogens sah man das Bild van Eyks und eines berühmten Gelehrten. Aber Handel und Industrie, Malerei und Wissenschaft mitsammt dem flandrischen Löwen und der schützenden Muse wurden in der Nacht von einem heftigen Windstoß umgeweht, und zwar auf solche Weise zusammengerissen, daß es wahrhaft betrübt anzusehen war. Die Genter

ließen sich indeß nicht entmuthigen; dem Winde recht zum Trotz wehten zahllose Banner aus allen Fenstern, der flandrische Löwe schaute von da oben siegreich herab. Musen und Heilige, Schutzpatrone und Merkure, die Stadt Gent als eine schöne Jungfrau dargestellt, Riesen und Engel flatterten und wogten in buntem Gemisch hoch über den Häuptern der Menge. Von Fenster zu Fenster zogen sich Draperieen, alle Thüren waren mit grünen Reisern geschmückt und über das bunte fröhliche Gewühl hinaus erhoben die alten Thürme ihre ernsten grauen Häupter. Lange dreifarbige, roth und weiße, und mehrfarbige Fahnen umwallten die Kronen der steinernen Riesen. Besonders schön nahm sich der alte Belfried aus, und er ließ auch heute seine dröhnende Stimme hören. Der mächtige Roland, der sonst nur klang, wenn „Sturm im Vaterland" war, stimmte stark und freudig in den läutenden Jubelchor, der von allen Thürmen erschallte. Den freundlichsten Anblick bot das Häuschen des Laureaten dar; Stolz und Liebe der Freunde und Verwandten hatten sich vereinigt, ihm ein festliches Ansehen zu geben. Transparente, bunte Lampen, Blumenkränze und grüne Zweige hatten die bescheidene Künstlerwohnung in ein Feenschlößchen verwandelt. Wir drängten uns durch das Gewühl der Charles Quint-Straße, welche das Volk die Harlequin-Straße nennt, um dahin zu gelangen. Da erklangen Trompetenstöße, der Zug kam heran. Solche Festzüge sind in Flandern besonders interessant durch die alten Schützengilden und die verschiedenen Gesellschaften der

Literatur und Kunſt, welche ihre, mehrere Jahrhunderte alten Fahnen und Inſignien bei ſolchen Gelegenheiten fröhlich aus den alten Hütten hervorgehen laſſen. Da waren die Bogenſchützen, welche ſtolz den Namen Wilhelm Tell in prächtigem Banner führen, an deſſen Spitze die großen ſilbernen und goldenen Medaillen blitzten, die ſie in den verſchiedenen Preiskämpfen errungen. Ihnen voran ſchritten zwei Tambours in mittelalterlicher Tracht, kurzem Wamms, weiten Hoſen und breitkrämpigen Hüten. Den Wilhelm Tell's-Bogenſchützen folgten mehrere andere Schützengilden, welche zum Theil koſtbare Fahnen aus Purpurſammet mit Gold geſtickt trugen. Dann kamen die rhetoriſchen und literariſchen Geſellſchaften, die „Fontainiſten", deren Mitglieder eine ſilberne Fontaine im Knopfloch tragen. Dieſe Geſellſchaft feiert 1848 ihr 400jähriges Jubiläum. Der dramatiſche Verein, Broedermin en Taelgoer, die Orpheus- und Melomanen-Geſellſchaft, kurz alle Vereine dieſer Art hatten ſich angeſchloſſen. Aber von Ordnung oder ſtreng geſchloſſenen Gliedern und gehöriger Reihenfolge war keine Rede. Alles ging bunt durcheinander. Es waren zwar verſchiedene Abtheilungen Kavallerie dem Zuge beigegeben, aber das war vergebens. Auch gaben ſie ſich keine Mühe, das Volk abzuhalten, das ſich hier und dort in die Lücken des Zuges eindrängte. Zuletzt kam in einem geſchmückten offenen Wagen der Laureat, begleitet von Profeſſoren der Univerſität, welche ſich in ihren Sammetbaretts und Togen beſonders ſtattlich ausnahmen. Der Zug ging zum Univerſitätspalaſt,

in deſſen ſchönem Saale der Laureat von den Profeſſoren empfangen wurde. Die Galerieen, welche den runden Saal umgeben, der das Licht von oben erhält, waren dicht beſetzt mit Damen. Die unteren Räume hatte man für die Profeſſoren und Studenten vorbehalten. Am Abend erreichte der Jubel ſeine größte Höhe. Der Univerſitätspalaſt war mit Transparenten und einer Menge bunter Lampen ſchimmernd erhellt. Dieſe Art der Illumination iſt einfach und nimmt ſich ſehr hübſch aus. Es ſind gewöhnliche Trinkgläſer, welche von außen mit Farbe angeſtrichen und halb mit Oel angefüllt werden, darin ein Docht brennt. Oben ſind die Gläſer mit einem Eiſendraht umgeben, in welchem ein Ring zum Aufhängen befeſtigt iſt. Zwiſchen den Bannern glänzten in der Luft unzählige Kronleuchter, aus ſolchen bunten Lampen zuſammengeſetzt. Muſik und Geſang erfüllten die Straßen, und die Menſchenmenge wogte jubelnd dazwiſchen. Im Winter ſoll keine Woche hingehen, in der nicht irgend eine Straße von Gent eine ſolche Beleuchtung darböte. Ein Feſt, welches im Winter gefeiert wird, und ſich ſchon Jahrhunderte lang erhalten hat, ſchien mir beſonders intereſſant. Frau Serrure, die Frau des Profeſſors, erzählte mir davon. Sie nennen es: „das Feſt der Unſchuldigen". Daraus kann man ſchon entnehmen, daß es ein Kinderfeſt iſt. An dieſem Tage ſind die Kinder die Herren des Hauſes. Sie verkleiden ſich in aller Frühe und erſcheinen in den Koſtümen der Eltern oder Großeltern; die Eltern ſelbſt, die Domeſtiken und alle die zum

Hause gehören oder es an diesem Tage besuchen, müssen den Kindern gehorchen. Diese lassen nun ihre Befehle ergehen, die sich, wie man denken kann, besonders über Küche, Keller und Speisekammer erstrecken. Bis zum späten Abend währt ihre Regierung, dann legen sie das Scepter wieder vergnügt in die Hände der Eltern und sind folgsame Kinder wie vorher. Am Tage nach dem Triumphzug des Laureaten machten wir einen Spaziergang vor das Thor. Dort werden die Hochzeiten der flämischen Bürger gefeiert. Da sieht man bei Musik und Tanz echt niederländische Gruppen. Vom Orte der lauten Volksfröhlichkeit gingen wir nach dem Peters-Thor, an der St. Peters-Kirche vorüber, der Eisenbahn zu. Eine prächtige großartige Brücke aus Eisen ist dort kürzlich vollendet worden. Wir standen auf einer hölzernen Galerie, welche unter der Brücke durchführt. Ueber unseren Häuptern flog donnernd der Bahnzug. Auf der anderen Seite unter der Brücke hervortretend, führte uns der Weg längs einem klaren Kanal an wahrhaft idyllischen Ansichten vorüber. So nah der volkreichen geräuschvollen Stadt, glaubt man sich plötzlich in das Thal der Hirten, wenn auch nicht armer Hirten, versetzt. Einzelne Mühlen am Kanal, frisch grüne Weiden mit gesundem schönen Vieh, dazwischen Maierhöfe von grünen Bäumen umgeben, bilden eine Reihe von ländlichen freundlichen Ansichten. Vor der Thüre einer Mühle, dicht neben dem Mühlrad; das „Diamanten stäubte", stand eine allerliebste Müllerin, das schneeweiße niederländische Häubchen kleidete sie vortrefflich,

einige muntere flämiſche Burſchen ſtanden ſchäkernd um ſie her. Das Bild rief mir ein anmuthiges Gedichtchen eines neueren holländiſchen Dichters zurück.

Mühlen-Elschen.

Das Waſſer mit Brauſen
Dort ſchäumet und ſpritzt,
Mit Murmeln und Sauſen
Das Mühlrad umblitzt.
Es dringen, es ſpringen dort früh und ſpat
Die Wellen, die ſchnellen, im Wettlauf um's Rad.

Doch weiter getrieben
In flüchtiger Haſt,
Iſt keine geblieben,
Vom Strome gefaßt,
Im Toben gehoben, ſie jagen dahin,
Sie küſſen und müſſen dann eilig entflieh'n.

Die Freier ſo dringen,
Schön Elſen zu frei'n,
Sie werben mit Ringen,
Mit Edelgeſtein.
Sie ſehen, ſie gehen nach der lieblichen Maid,
Die Spröde, die Blöde ſo eilig nicht freit.

Ich harrte und lauſchte
Am blühenden Ort,
Beim Mühlenrad rauſchte
Ihr ſtürmendes Wort.
Sie blickte, ſie ſchickte die Freier davon,
Meinem Schmachten, meinem Trachten, ward Elſe zum Lohn.

Vor dem Petersthor, nicht weit von der Eisenbahn, liegt ein hübsches Estaminet, wo man hingeht, um Aal zu essen. Wir blieben dort eine Weile, und besuchten gegen Abend den großen Beguinenhof. Diese Stiftung ist sehr alt, im Jahre 1234 soll eine flandrische Gräfin sie gegründet haben. Sie bildet eine kleine, von Wassergräben und Mauern umschlossene Stadt, mit 400 Häusern, 18 Konventen, einer großen und einer kleinen Kirche, und 6 Brücken. Siebenhundert Nonnen bewohnen diese Beguinage, außer den vierhundert Privatpersonen, welche sich dorthin zurückziehen, um ihr Leben in Ruhe zu beschließen. Das Dunkel begann zu sinken und umhüllte den weiten Beguinenhof, als wir eintraten. Die Abendglocke rief die Nonnen zum Ave in die Kirche, und von allen Seiten kommen sie aus den kleinen Häusern hervor. Wir eilten ihnen voran in die Kirche, und es war ein seltsamer Anblick, der uns hier zu Theil wurde.

Beguinen-Abendgebet.

Dämmrung webt Geheimnißschleier
Um die wunderbare Feier.
Durch die weiten Kirchenhallen
Sah ich die Beguinen wallen,
Leisen Fußes,
Stummen Grußes,
Jede einen Schleier haltend,
Den sie hebend und entfaltend
Schweigend um das Antlitz hüllt,
Daß der Ritus sei erfüllt.

Oeffnen ſich die Kirchenmauern
Steigt, umwallt von Grabesſchauern,
Dort der ſtumme Geiſterchor
Aus der Grüfte Nacht empor?
Alle ſchweigend,
Tief ſich neigend,
Knieen, ſich bekreuzend, nieder,
Von der Orgel klingen Lieder,
Und der wunderbarſte Traum
Waltet in dem Kirchenraum.

Ringsum knieen die Beguinen,
Siebenhundert ſind erſchienen,
Jede iſt der andern gleich,
Schatten von dem Schatten bleich.
Sinds Geſpenſter? —
Durch die Fenſter
Zuckt ein blauer Wetterſtrahl,
Und die Kerzen ſchimmern fahl,
Ahnungsſchwer der Donner grollt,
Durch das Kreuzgewölbe rollt,
Bis durch Blitz und Donner zieh'n,
Die Verſöhnungsmelodie'n,
Ave Maria!

Und das Haupt zum Buſen neigend,
Kreuzen ſich die Nonnen ſchweigend,
Schauer rieſeln mir durchs Blut,
Kalte Mahnung,
Todesahnung,
Mir erſtarrt die Lebensflut,
Und die Schatten ſich erheben,
Langſam durch die Kirche ſchweben.

Glitten ſie der Pforte zu?
Hat die Gruft ſie eingeſchloſſen?
Sind ſie in der Luft zerfloſſen? —
Ringsum waltet Grabesruh.

Auf dem Altar der Beguinenkirche ſteht das Malteken-Bild, an welches ſich eine Sage knüpft.

Malteken.

Im Beguinenhofe lebte vor gar langer, langer Zeit
Malteken, ein frommes Nönnlein, das ſich Chriſtus ganz geweiht.
Schön und lieblich, reinen Herzens, ſchaute im Beguinenchor
Kein ſo lieb holdſelig Antlitz unter'm weißen Tuch hervor,
In der Jungfrau blauem Auge lag ein Himmel tief und klar,
Doch auf Malteken ſah haſſend und voll Neid die Schweſterſchaar.
Aſchermittwoch war's, die Jungfrau'n eilten fröhlich allzumal
Zu dem Feſt der friſchen Waffeln in den hochgewölbten Saal;
Malteken war nicht geladen, aus der engen dunkeln Zelle
Sah das arme Nönnlein ſeufzend nach dem Saal ſo kerzenhelle,
Und ſie konnt' es nicht ertragen, hin zur Kirche eilte ſie,
Warf ſich vor das Bild des Heilands weinend nieder auf die Knie:
O Herr Jeſus! Du mein Liebſter, wirſt du's duldend immer ſeh'n,
Daß die Braut, dir treu ergeben, alſo höhnend ſie verſchmäh'n?
Zu dem Chriſtusbilde weinend ſchaute Malteken empor,
Da durchdrang ein warmer Schimmer ihrer Thränen Nebelflor,

Aus dem ſanften Jeſusauge dieſer Liebesſchimmer floß,
Und der Mund des Chriſtusbildes ſich zum Troſteswort erſchloß:
Weine nicht, du reine Jungfrau, deine Treu' hab' ich erkannt,
Gehe hin jetzt zur Aebtiſſin, ſag' ihr, daß ich dich geſandt,
Daß ſie länger nicht vom Kreiſe froher Schweſtern dich entfern',
Trock'ne, Jungfrau, deine Thränen, denn ich hab' dich herzlich gern.
Ob erſchrocken war, von Freude tief bewegt das Mägdelein:
Aber Herr, was ſoll ich ſagen, wenn ſie mich der Lüge zeih'n?
Sag' ihr: Frau Aebtiſſin, wahr iſt's, was mein Mund zu euch jetzt ſpricht,
Wahr, wie daß ihr heut gebetet euren Roſenkranz noch nicht,
Wahr, wie daß die Sonn' vertrennet euer Hemd auf morgen fand,
Das genäht und roth mit Bändchen ſchmückte meiner Mutter Hand.
Zur Aebtiſſin ging die Jungfrau in den hochgewölbten Saal,
Wo ſie ſaß mit den Beguinen bei dem heiter'n Waffelmahl,
Und die Jungfrau that voll Demuth dort des Heilands Willen kund,
Aber Spott und lautes Lachen ſcholl aus der Beguinen Mund,
Ernſt erhob ſich da die Jungfrau, ſprach, wie Chriſtus ihr gebot;
Die Aebtiſſin, die Beguinen wurden bleich da, wie der Tod,
Alle waren umgewandelt, ihr zu dienen nun bereit,
Die Aebtiſſin hieß das Mädchen ſitzen ihr zur rechten Seit',
Malteken ſaß hochgeehret in dem hochgewölbten Saal.
Aber bleich erſchien ihr Antlitz in dem hellen Kerzenſtrahl,
Denn es war das Herz der Jungfrau allzuvoll von heil'gem Glück,
Und es zog unwiderſtehlich zu der Kirche ſie zurück.
Schweigend ſaßen alle Nonnen, wunderbar bewegt und bang,
Da urplötzlich aus der Kirche ſcholl ein heiliger Geſang,

Alle Glocken in dem Thurme fingen ſtark zu läuten an,
Immer ſtärker, immer ſüßer drang es zu dem Saal heran.
Zu der Kirch' in heil'gem Schauer eilte der Beguinen Schaar,
Sieh, da lag auf ihren Knieen Malteken vor dem Altar,
Fromm gefaltet ihre Hände, und ihr Antlitz bleich und mild
War im Tode noch erhoben zu dem heil'gen Kreuzesbild.
Zu dem ſchönern Feſt geladen in dem hochgewölbten Saal,
War ſie droben eingegangen zu dem ew'gen Freudenmahl.

Am nächſten Morgen, wo ich das Beguinenweſen am Tageslichte ſah, war die Poeſie des Abends gewichen. Ich überzeugte mich von ihrem wirklichen Leben und Weben. Die Gelegenheit dazu bot mir die liebenswürdige Frau des Profeſſors Serrure, die uns in das Konvent St. Agathe führte. Achtundzwanzig Beguinen leben zuſammen in dieſem kleinen Kloſter, welches eine der achtzehn Abtheilungen des großen Beguinenhofes bildet. Eine Thür, auf welcher der Name der heiligen Agathe ſtand, führte uns in ein allerliebſtes Gärtchen, in welchem Dalien, Aſtern, Reſeden und Monatsroſen in bunter Menge blühten und dufteten. Aus einer mit viereckigen Steinen belegten Vorhalle, darin ein Muttergottesbild aus Blumen ſchaute, traten wir in einen Saal, wo die achtundzwanzig Bewohnerinnen des St. Agathenſtiftes, mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, im Kreiſe ſaßen. Sie ſind alle ausnehmend geſchickt in jeder Art weiblicher Handarbeit, wodurch ſie ſich ihren Lebensunterhalt verdienen. Es war alles außerordentlich hell und reinlich, aber ſchon in dem

Saale wehte mich ein gewiſſer Geiſt der Kälte an, der über dieſem ſcheinbaren Zuſammenleben zu ſchweben ſchien. Sie ſaßen beiſammen, aber ſo getrennt, als möglich. Jede hatte ihr eigenes kleines Tiſchchen vor ihrem Stuhl, auf einem Wandbrette ſtanden viele gefüllte Waſſerflaſchen, und auf meine Frage erfuhr ich, daß ſie am Abend den Nonnen zur Beleuchtung dienen. In der Küche, wie im großen Speiſeſaal fiel mir dieſes Abſonderungsſyſtem noch mehr auf. Auf einem großen Feuerheerde, welcher allen achtundzwanzig Beguinen dient, kocht jede für ſich allein. Die große Menge der Kohlenpfannen und kleinen Kochgeſchirre beſtätigte mir, was Frau Serrure mir ſchon geſagt hatte. Der Speiſeſaal aber bot den ſchlagendſten und eigenthümlichſten Beweis dieſer ſeltſamen Abſonderung. Rings an den Wänden ſtanden hohe hölzerne Schränke, deren Schnitzwerk ſie als ſehr alt bezeichnete. Dieſelben enthalten den kleinen Hausrath, der nicht in der gemeinſchaftlichen Küche aufgeſtellt iſt, als Teller, Gläſer, Taſſen ꝛc. In der Mitte des Schrankes befindet ſich eine Platte, die herausgezogen wird, und ſo den Eßtiſch bildet, daran auf leichtem Feldſtuhl die Beguine ihre Mahlzeit hält. Da alle Schränke offen ſein müſſen, wenn man die Platte herausziehen will, ſo bildet die Thür eine Art von Couliſſe oder Scheidewand zwiſchen den ſpeiſenden Beguinen. Dies mißfiel mir ſehr, denn ich ſah daraus auf's deutlichſte, daß unter ihnen keine Einigkeit, keine Freundlichkeit, kein Zutrauen herrſcht. Ich dachte mir das arme Malteſen, dem die neidiſchen Schweſtern noch eine ſchlimmere

Scheidewand als die hölzerne aufgerichtet hatten. Die Ordensregel erlaubt den Beguinen nicht, ihre Schlafzellen Fremden zu zeigen, doch machten ſie zu Gunſten meiner Tochter eine Ausnahme; ein Mädchen von 27 Jahren führte ſie ohne Vorwiſſen der Priorin in ihre Zelle. Sie war ſehr bemüht, ihr das Beguinenleben in den lockendſten Farben zu ſchildern, und Marie war einigermaßen davon angezogen; mir aber kam es vor, wie das ſtehende Waſſer, das ihre kleine Welt umgiebt. Die Ordensregel iſt übrigens nicht ſtreng und trennt ſie nicht ganz von der Welt; ſie dürfen Beſuche machen und empfangen, und ihr Gelübde bindet ſie nicht unwiderruflich ans Kloſter.

Sie zahlen beim Eintritt eine Summe, wofür ihnen eine Wohnung eingeräumt wird; für die übrigen Bedürfniſſe müſſen ſie ſelbſt ſorgen. Im Ausbeſſern der Leinwand ſind ſie beſonders gewandt und haben immer Arbeit vollauf. Im vorigen Jahre trug ſich eine Begebenheit im Beguinenhofe zu, welche viel Aufſehen in Gent machte. Eine noch nicht lang eingetretene ſehr reiche Schweſter ließ an dem Häuschen, welches ſie bewohnte, einige Veränderungen machen. Sie hatte zu dieſem Zwecke Berathungen mit einem jungen Baumeiſter, und noch war das Häuschen nicht vollendet, als die Beguine den Bau aufgab, und dem Meiſter in ſein eigenes Haus folgte. Vergebens waren alle Bitten der Beguinen, alle Vorſtellungen der Verwandten, denn es wird nicht für ehrenvoll gehalten, wenn eine Beguine den Orden verläßt, um ſich zu verheirathen; die Verbindung wurde geſchloſſen, der

große Beguinenhof zählte eine Schweſter weniger, und Gent ein glückliches Paar mehr.

Den Beguinenhof verlaſſend, wandelten wir längs der Coupure, der Hauptpromenade der ſchönen Welt, zum Kaſino. Nachdem wir ſeinen an anmuthigen Theilen reichen Garten durchſtreift, ſeine Statuen und das Denkmal Hulthem's, des ehemaligen Präſidenten der Société de botanique et d'agriculture betrachtet, ſahen wir das Lokal ſelbſt. Der große Saal, welcher faſt den ganzen erſten Stock einnimmt, dient zu Konzerten und Blumenausſtellungen. Er ſoll beſonders während einer ſolchen Ausſtellung im Winter einen prachtvollen Anblick darbieten. Gent iſt durch die Liebe und Pflege, welche man dort den Blumen ſchenkt, berühmt, und hat ſich unter den flandriſchen Städten mit Recht den ſchönen Beinamen reine des fleurs erworben. Ein franzöſiſcher Improviſator, welcher vor einigen Jahren Gent beſuchte, weihte ihm die folgenden Verſe:

Cité de Charles Quint, cité de nobles coeurs,
Ah qu'il doit être doux de t'avoir pour patrie,
Tu fais fleurir les arts, les talens, l'industrie,
Et ton front est couvert de lauriers et de fleurs.

Die eigentlichen Blumenhändler abgerechnet, deren Zahl ſehr bedeutend iſt, hat Gent 62 größere Blumenhändler und etwa 415 Treibhäuſer, durch welche jährlich ungefähr anderthalb Millionen Francs in Umlauf geſetzt werden. Nicht nur nach Holland und Deutſchland, ſondern ſelbſt nach Italien und Frankreich, ja in die entfernteſten Ge-

genden Rußlands sendet Gent seine Blumen. Das Erdgeschoß des Kasinogebäudes nehmen zwei Gesellschaftssäle, eine Bibliothek von botanischen Werken, Lese- und Billardzimmer, Restauration, Kaffeehaus ꝛc. ein. Hinter dem Gebäude zieht sich ein weites Amphitheater im Halbkreis umher, welches für die Sommerkonzerte dient und 5000 Personen fassen kann. Nicht weniger prächtig wie das Kasino, ist auch das Theater und der neue Justizpalast, in demselben, besonders die Salle des pas-perdus, wo die Advokaten mit ihren Klienten umherwandeln, und aus welchen Thüren zu allen Gerichtssälen führen, die sie im Kreis umgeben. Dieses Gebäude gefiel mir noch besser, als die vorhergenannten; alle drei sind von Roelandt. Es ist großartig, einfach und imposant. Das Theater ist prachtvoll, besonders die Konzert- und Ballsäle. Als die Königin Victoria Gent besuchte, soll es einen wahrhaft zauberischen Anblick dargeboten haben. Die Blumenkönigin hatte für die britische Königin ihre reichsten Schätze entfaltet, die Vorhalle war von unten bis oben eine blühende Wand. Von der untersten Treppenstufe bis zu der königlichen Loge zog sich eine duftende Hecke der herrlichsten Gewächse, vor welcher eine doppelte Reihe der schönsten und elegantesten Damen von Gent im höchsten Schmuck das reizendste Spalier bildete, durch welches je eine Monarchin gezogen ist. In den Sälen konnte ich es indessen nicht lange aushalten, sie wurden mir durch ihre Anhäufung von Pracht langweilig. Marmor, Malereien, Vergoldungen, Skulptur, Kristalle, Stoffe u. s. w. sind

darin auf eine Weiſe verſchwendet, daß die Augen müde und geblendet ſich ſchließen. Mich erfaßte eine wahre Sehnſucht nach einem grünen deutſchen Wald, und da ich ſie nicht befriedigen konnte, ſo beſuchte ich einen anderen ſchönen Ort, die Ruinen der alten Abtei St. Bavo.

O Gent, ich weiß eine Stelle,
Die dir im Schooße ruht,
St. Bavo, zu deiner Kapelle
Dringt nicht die laute Flut.
So ruht mir tief im Herzen
Ein heilig ſtiller Ort,
Darüber ſtürmen die Schmerzen,
Die Freuden des Lebens fort.
Da ruhen viel ſchöne Träume
Und Glück, das niemals entblüht,
Darüber rauſchet, wie Bäume,
Mein ſchmerzlich bewegt Gemüth.
St. Bavo, deine Mauern
Als ernſte Zeugen ſteh'n
Von all dem tiefen Trauern,
Das ſtumm ſie angeſeh'n.
Hier haben ſtürmiſch geſchlagen,
Hier haben heiß geflammt
Viel Herzen, zum Entſagen
Durch frommen Wahn verdammt.
In jenen grauen Hallen,
Wo kühl der Luftzug weht,
Seh ich die Schatten wallen
In fruchtloſem Gebet.
Mir iſt, als rauſchten die Bäume
Die Klage von ihrem Leid,

Sie flüſtern viel bange Träume,
Verweht vom Hauch der Zeit.
Wo jene verglühten Herzen
Verſanken in Todesnacht,
Da ſind aus begrabenen Schmerzen
Viel blühende Blumen erwacht.
Jetzt hell durch die dunkle Kapelle
Scheinet der Morgen klar,
Da tritt an die heilige Stelle
Ein glückliches Liebespaar.
Die Beiden ſtrahlen in Wonne,
Die Braut ſteht im Myrthenkranz,
Lächelnd im Schimmer der Sonne,
Lächelnd im Liebesglanz.
Sie ſchauen ſich in die Augen,
In tiefem ſeligem Glück,
Die dunklen Schatten tauchen
In ihre Nacht zurück.
Da leuchtet die düſtre Stelle
In Liebe und Herrlichkeit,
Da ward der Entſagung Kapelle
Zum Tempel der Liebe geweiht.

Die Ruinen der alten Abtei St. Bavo ſind eine jener Stellen, an welcher, wie an wenig anderen, der Geiſt in lang dahin verrauſchte Zeiten verſetzt wird. Ein Hauch der Schwermuth, welcher durch die Ruinen ſtreift, macht ſie nur noch anziehender. Auf den halb zerbröckelten Mauern, die ſchon im ſiebenten Jahrhundert erbaut wurden, wachſen und blühen junge friſche Sträuche und Blumen. Die Kapelle St. Macaire, im eilften Jahrhundert erbaut, iſt noch faſt ganz erhalten. Sie iſt eine

der maleriſchſten Punkte, den man auffinden kann; auch trafen wir jedesmal, wenn wir die Stelle beſuchten, junge Maler dort an, welche ſie von allen Seiten aufnahmen. Daß Eginhard Abt der Abtei St. Bavo geweſen ſein ſoll, macht ſie für uns Deutſche noch intereſſanter. Man findet im Fußboden, neben üppig wucherndem Graſe, Reſte ehemaliger Moſaikarbeit. Die noch vorhandenen Mauern ſollen eine Stufenleiter der verſchiedenen, im Mittelalter herrſchenden Bauſtyle darſtellen, und ſind deshalb für Architekten beſonders merkwürdig.

Einige hundert Schritte von den Ruinen der Abtei St. Bavo ziehen ſich die alten Wälle und ſpaniſchen Feſtungswerke hin, welche Karl der Fünfte aus den Trümmern der genannten Abtei erbauen ließ. In den unteren gewölbten Gängen findet man neben den Schießſcharten Pfeiler und Säulen, die man augenblicklich für gothiſche Reſte jener Kirche erkennt. Auf dieſen hohen Wällen hat man eine reiche herrliche Ausſicht. Die Stadt Gent mit ihren vielen Thürmen bildet einen weiten Halbkreis, der an der Grenze der Wälle von einem langen breiten Kanal durchſchnitten wird, auf welchem viele Schiffe liegen. Jenſeits der Feſtungswerke breitet ſich eine weite Ebene aus, welcher zerſtreute Dörfer, Weiden und Windmühlen ein Anſehen von Heiterkeit und Friſche geben. Zwiſchen dem friedlichen Leben der Ebne und dem geräuſchvollen Treiben der Stadt liegen die alten Schanzen und Mauern, kalt, ernſt und halb zertrümmert, als habe der Finger des Todes einen Strich mitten durch die reiche Landſchaft

gezogen. Ich ſtand an einem alten Graben, über den einſt eine ſtolze Brücke führte. Meerlinſen und Waſſergewächſe haben eine grüne Decke darüber gezogen, ſchwarz und halb verfallen ſtarren die Pfeiler der Brücke aus der regungsloſen Flut, die Brücke ſelbſt iſt längſt verſunken. Durch das ſchwankende Schilf und Rohr ſtrich ſeufzend der Herbſtwind, hoch über den zerfallenen Werken früherer Größe und Herrlichkeit zog, wie eine ſchwarze Wolke, ein Zug Schwalben ſchöneren Gegenden zu. Kein Ton des Lebens weit und breit, es war mir, als ſtehe ich am Eingang der Schattenwelt. Der kalte Hauch der Vergänglichkeit wehte mich an, und doch war es mir, als könne ich nicht von dieſem Orte ſcheiden. — Auf dem Rückweg durch die Stadt bot dagegen der Freitagsmarkt ein recht buntes Bild niederländiſchen Lebens. Man weiß, wie oft der Freitagsmarkt die Bühne ſtürmiſcher Auftritte geweſen iſt. Noch ſieht man dort die dulle Grete, welche in den flandriſchen Tumulten ihre donnernde Stimme erhob. Im Jahre 1345 hatte ein heftiger Streit zwiſchen der Weberzunft und einer andern Zunft hier auf dem Freitagsmarkt ſtatt. Dieſer Kampf entzündete ſich mit ſolcher Heftigkeit, daß ſogar die Prieſter, welche mit dem Allerheiligſten dazwiſchen traten, ihm keinen Stillſtand gebieten konnten. Hier empfing 1381 Philipp van Artevelde, den Schwur der Treue von den Bürgern, welche ihn zu ihrem Oberhaupt gewählt hatten, als die Bedrückungen des Grafen Ludwig van Male ſie zur äußerſten Noth getrieben hatten. Es war auch hier auf dem

Freitagsmarkt, wo die traurige Hinrichtung der Räthe der Maria von Burgund, Hugonet und Imberwart, die unglückliche Fürstin in so großen Jammer versetzte. Hier auch haben in früheren Jahrhunderten die Fürsten des Landes, als Grafen von Flandern, die Huldigung empfangen, und den Schwur gethan, in Allem die bestehenden Gesetze zu wahren. Einst erhob sich auf diesem schönen Platze in kolossaler Höhe die Statue Karls des Fünften, aber im Jahre 1792 wurde sie von den Sanscülottes mit Gewalt zerstört. Sie brauchten eine mit 8 Pferden bespannte Maschine, um zu ihrem Zweck zu gelangen; darauf pflanzten sie dort einen Freiheitsbaum auf, dieser wurde jedoch 1808 wieder von dem Platze entfernt. Einige sehr alte Gebäude ziehen auf dem Freitagsmarkt die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher an. Das eine derselben het Toreken genannt, soll ehemals das Rathhaus gewesen sein. Ein anderes Gebäude, welches im zehnten Jahrhundert erbaut, mit vier kleinen Thürmchen versehen ist, und von der Familie de la Kune op Sersauders erbaut wurde, fiel durch Erbschaft der Familie van Uttenhoven zu und hieß seitdem Uttenhovens–Steen. Heute war auch der Platz von einer Menschenflut überströmt, aber es war ein friedliches Gewühl, es war Freitag, kein „böser Montag", wie der Tag getauft wurde, an welchem ihn einst der blutige Bürgerzwist erfüllte. Buden an Buden bedeckten den Platz, das Gewühl der Käufer drängte sich hin und her, dazwischen durchdrangen die Trompetenstöße und das Geschrei, wo-

mit ein Marktſchreier ſeine Wundermittel empfahl. Daß dieſe Hanswurſten zum Theil promovirte Ärzte ſind, welche ſo weit herunterkamen, ärgerte und betrübte mich zugleich. Viele Bilder, Mirakel und Mordgeſchichten darſtellend, zogen die Aufmerkſamkeit des Volkes an, und wetteiferten mit den Orgelmännern und Bänkelſängern ſich geltend zu machen. Unter vielem franzöſiſchem Liebesgeleier hört man da mitunter manch hübſches altes Volkslied. Die bekannte Ballade, Herr Halewyn, ſprach mich außerordentlich an.

Herr Halewyn.

Herr Halewyn ſang ein Liedchen fein,
Und wer es hörte, wollt' bei ihm ſein.

Und das vernahm ein Königskind,
Das war ſo ſchön und ſo beminnt.

Sie ging vor ihren Herrn Vater ſtehn:
Ach Vater, darf ich zu Halewyn gehn?

Ach Töchterlein, nein, dahin geh' nicht,
Wer zu ihm geht, kehrt wieder nicht.

Sie ging vor ihre Frau Mutter ſtehn:
Ach Mutter, darf ich zu Halewyn gehn?

Ach Töchterlein, nein, dahin geh' nicht,
Wer zu ihm geht, kehrt wieder nicht.

Sie ging vor ihre Schweſter ſtehn:
Ach Schweſter, darf ich zu Halewyn gehn?

Ach Schweſter, nein, dahin geh' nicht,
Wer zu ihm geht, kehrt wieder nicht.

Sie ging vor ihren Bruder ſtehn:
Ach Bruder, darf ich zu Halewyn gehn?

'S'iſt mir all eins, wohin du gehſt,
So du nur in der Ehr' beſtehſt,
Und Kränzlein dein mit Recht nur trägſt.

Auf ihre Kammer ging ſie dann,
Zog ihre beſten Kleider an.

Worein thät ihren Leib ſie kleiden?
Nun, in ein Hemd ſo fein als ſeiden.

Welch Mieder that ſie an ihren Leib?
Von goldnen Spangen ſtand es ſteif.

Was that ſie an ihren rothen Rock?
Von Stück zu Stück einen güldnen Knopf.

Was ſteckt ſie in ihren Gürtel fein?
Von Stück zu Stück eine Perle rein.

Was ſetzt ſie auf ihr ſchön blond Haar?
Eine ſchwere Krone von Golde klar.

Da ging ſie hinab in des Königs Stall
Wählt aus das beſte Roß von all'n.

Sie ſetzte ſich auf das Roß alsbald,
Zog ſingend und klingend durch den Wald.

Und als ſie kam in den Wald hinein,
Da fand ſie Herrn Halewyn.

Gegrüßt, ſprach er, und kam zur Stell'
Schöne Magd, braun Auge dunkelhell.

Feins Lieb, willſt du mein eigen ſein,
Reit' mit mir in mein Schlöſſelein,
Da glänzt viel Gold und Edelgeſtein.

Sie ritten miteinander fort,
Und auf dem Wege fiel manich Wort.

So kamen ſie beim Galgen an,
Manch todte Maid, die hing daran.

Weil ihr die ſchönſte Jungfrau ſeid,
Wählt einen Tod, es iſt noch Zeit.

Wollt lieber ihr am Galgen ſterben,
Oder ſoll euer Blut mein Schwerdte färben.

So ich den Tod ſoll wählen hier,
Wähl ich das Schwerdt vor allen mir.

Doch zieht erſt aus euer Oberkleid,
Denn Jungfrau'n-Blut, das ſpritzt ſo weit.

Als ausgezogen war ſein Kleid,
Da hieb das Haupt ihm ab die Maid.

Geht dort nun in das hohe Korn,
Blaſ't da auf meinem güldnen Horn.

In das hohe Korn da geh' ich nicht,
Auf dem güldnen Horn da blaſ' ich nicht.

Dann geh' dort hinter den Galgen,
Hol' einen Topf mit Salben,
Damit ſtreich meinen rothen Hals.

Unter den Galgen da geh' ich nicht,
Euren rothen Hals den ſtreich' ich nicht.

Sie nahm das Haupt bei ſeinem Haar
Und wuſch es in dem Brunnen klar.

Sie ſetzte ſich auf das Roß alsbald,
Zog ſingend und klingend durch den Wald.

Und als ſie gezogen die halbe Bahn,
Kam Halewyn's Vater zu ihr heran:
Schöne Magd, was macht mein Sohn, ſag' an?

Hab' ihn gelaſſen wohl beſtellt,
Sechzehn Mägdlein hat er ſich zugeſellt.

Und als ſie weiter gezogen die Bahn,
Kam Halewyn's Bruder zu ihr heran:
Schöne Magd, was macht mein Bruder, ſag' an?

Eu'r Bruder iſt berühmt weit in der Rund',
Sein Wiſſen that er mir gerne kund,
Ich verließ ihn mit ſechzehn Mägdlein zur Stund'.

Und als ſie weiter gekommen die Bahn,
Kam Halewyn's Schweſter zu ihr heran:
Schön Magd, was macht mein Bruder, ſag' an?

Euer Bruder ſitzt drüben im grünen Feld,
Sechzehn Jungfräulein hab' ich ihn gleich geſtellt.

Und als ſie weiter gezogen die Bahn,
Kam ſeine Frau Mutter zu ihr heran:
Schöne Magd, was macht mein Sohn, ſag' an?

Euer Sohn, Herr Halewyn, zog zu jagen,
Seht ihn nicht mehr euer Lebenstagen.

Euer Sohn, Herr Halewyn, iſt todt,
Ich hab' ſein Haupt in meinem Schoos.

Sie kam am Königsſchloſſe an,
Sie blies das Horn, als wie ein Mann.

Und als der König es vernahm,
Da freut's ihn, daß ſie wiederkam.

Ein anderes Volkslied, welches viel geſungen wird, iſt folgendes:

Die Mädchen von Kieldrecht.

Zu Kieldrecht, zu Kieldrecht
Da ſind die Mädchen ſchöne,
Sie ſchwärmen bis um Mitternacht,
Und ruh'n am hellen Tage,
Ei, ei, iſt das nicht ſchöne?

Wenn ſie aufſtehn, wenn ſie aufſtehn,
Dann ſchau'n ſie in die Wolken,
Sie ſagen: Wieviel Uhr iſt's wohl,
Meine Kuh ſteht ungemolken,
Ei, ei, iſt das nicht ſchöne?

Wenn ſie ausgehn, wenn ſie ausgehn,
Thun ſie den Küſter fragen:
Sag' Küſter! wieviel Uhr iſt's wohl?
Welche Stunde hat geſchlagen?
Ei, ei, iſt das nicht ſchöne?

Welche Stund' es jetzt geſchlagen hat,
Das könnet ihr wohl ſehen,

Das Hochamt iſt vorbei, das Volk
Thut aus der Kirche gehen.
Ei, ei, iſt das nicht ſchöne?

Und wenn ſie kommen auf die Weid',
Sie ſagen: Kühlein brüllſt du?
Ich bin mit meinem Liebchen hier,
Und haſt du was dagegen?
Ei, ei, iſt das nicht ſchöne?

In dem kleinen Volkslied, welches ſie einen fröhlichen Geſang nennen, weht ein Hauch der Wehmuth, der mir die Thränen in's Auge trieb.

Ich bin die grünen Straßen
Geſchritten bergab und bergan,
Daß ich mein Lieb muß verlaſſen,
Das haben meine Freunde gethan.

Ich will ſie doch nicht verlaſſen,
Sind alle ihr noch ſo gram,
Ich will ihrer ewig gedenken,
Bis daß ich zu ſterben kam.

Erſt geſtern am ſpäten Abend
Stand ich vor ſein Liebchens Thür';
Ich ſagte: Schließ auf deine Thüre,
Schließ auf, denn ich ſteh' dafür.

Ich ſchließ dir nicht auf meine Thüre,
Ich laß dich fürwahr nicht zu mir,
Geh' heim, und lege dich ſchlafen,
Ein ander Lieb iſt bei mir.

Da wir nicht fern von der Bibliothek waren, so beſchloſſen wir unſere Wanderung mit einem Beſuche daſelbſt und im botaniſchen Garten, der ganz nahe dabei liegt.

Die Bibliothek iſt in der Kirche der alten Abtei von Bandeloo und macht einen großartigen Eindruck. In den Niſchen, zwiſchen den Pfeilern der gothiſchen Kirche, ſind die 66,000 Bände aufgeſtellt. Ich machte dort die Bekanntſchaft des Bibliothekars, Baron Jules de St. Genois, welcher ſo freundlich war, mir alles zu zeigen, was mich intereſſiren konnte. Unter den Incunabeln befindet ſich eine Mainzer Bibel von 1472, die aus Peter Schöffers Preſſe hervorgegangen iſt, und an deren Ende eine lateiniſche Inſchrift ſich befindet, welche Zeugniß davon giebt, daß dieſes Buch aus der „lieben Stadt Mainz" und aus der „berühmten deutſchen Nation" hervorgegangen, welche Gott begnadigt hat, „allen übrigen Nationen voranzuleuchten", wozu wir aus voller Seele ſagen: in Ewigkeit, Amen! —

Herr de St. Genois zeigte mir alle Manuſcripte mit ſchönen Miniaturmalereien, daran beſonders die Details mit außerordentlichem Fleiße ausgeführt ſind. Um ſo auffallender war es mir, die Köpfe, namentlich die Frauenköpfe ganz nachläſſig behandelt zu finden. Snellaert (der frühere Herausgeber des Kunſt- und Literaturblattes), wollte die Urſache davon in der großen Frömmigkeit der geiſtlichen Maler finden, welche ihnen nicht erlaubt habe, ſich viel mit Frauenſchönheit zu befaſſen. In einem gro-

ßen alten Manuſcript, welches Miniaturbilder und Randmalereien enthält, die durch ihren Farbenglanz in Erſtaunen ſetzen, ſah ich auf eine komiſche Weiſe die Verſuchung des Heilands durch den Teufel dargeſtellt, namentlich den Moment, wo Satan den Heiland Huckepack durch die Luft trägt. Die Bibliothek beſitzt das größte Leſepult, das ich je geſehen. — Am Eingang über der Thüre hängt ein großes Gemälde, welches den ergreifenden Augenblick darſtellt, wo die ſchöne und junge Herrſcherin, Maria von Burgund, um Gnade für ihre Räthe fleht, die dem Tod durch Henkers Hand entgegen ſehen.

Jules de St. Genois, welcher bis vor wenigen Monaten in franzöſiſcher Sprache ſchrieb, trat plötzlich mit einem flämiſchen Roman an's Licht, der den oben erwähnten Stoff behandelt und in jeder Hinſicht die Aufmerkſamkeit Deutſchlands verdient; ich hoffe ihn ſpäter meinem Vaterlande in deutſcher Uebertragung vorzulegen. Er heißt Anna, historisch Tafereel uit de vlaemsche geschiedenis tydens Maria van Bourgonje.

Der botaniſche Garten iſt ſehr ſchön und freundlich. An Umfang iſt er nicht groß, aber mit vielem Geſchmack angelegt, und an exotiſchen Bäumen reich, die in der anmuthigſten Mannigfaltigkeit in Gruppen beiſammen ſtehen. An der einen Seite fließt ein klares Waſſer vorüber, und im Garten ſelbſt bietet die Partie am See, welche ausländiſche Bäume von ſeltener Schönheit beſchatten, einen angenehmen Ruhepunkt. Dieſer botaniſche Garten iſt

der ehemalige Garten der Benedictiner-Abtei von Vaudeloo, und wird nach dem botaniſchen Garten in Paris für den vollkommenſten jenſeits des Rheines gehalten. Man zählt darin 14,000 Pflanzen verſchiedener Art.

III.

St. Bavo. Die Krypte. Die Anbetung des Lammes. Die Kinder in St. Bavo.

Die Kirche St. Bavo in Gent trug urſprünglich einen andern Namen, aber als Karl V. die Abtei St. Bavo zu ſeinen Feſtungswerken verwendete, übertrug er Namen und Abtei auf dieſe Kirche. Sie iſt übrigens keine der ſchönſten Belgiens; namentlich iſt ihre innere Ausſchmückung zum Theil ſehr geſchmacklos, wenigſtens weiß ich kein paſſenderes Wort für die häßlichen ſchwarzen Marmormaſſen, die wie koloſſale ſteinerne Couliſſen den Chor faſt ganz zuſchließen. Im Chor bewunderte ich das Grabmal eines Biſchofs in weißem Marmor, ſchön, wahr und lebendig von Duquesnoys. Oben am Chor ſind in glänzender Reihe die Wappen des goldnen Vließes zu ſehn, das hier zu Philipp's Zeit Kapitel hielt. Ein großes Gemälde von Rubens über dem Altar ſchien mir keins der beſten des Meiſters zu ſein. Aus der Kirche ſtiegen wir in die Krypte hinab. Eine unterirdiſche Kirche hat immer etwas ſchauerliches, die ge-

heimnißvolle Dämmerung der Gewölbe, die alten Grabsteine im Boden, die uralten Pfeiler, welche dieſe Krypte tragen, und die weite Ausdehnung dieſer halbdunkeln Hallen regen die Nachtſeite der Phantaſie an. In einer der unterirdiſchen Seitenkapellen wird die Kinderlehre gehalten. Es geſchah vor zwei Jahren, daß drei Kinder, welche ſich bei dem alten ſteinernen Sarkophage verſäumt hatten, vom Küſter in der Krypte eingeſchloſſen wurden; am Morgen hat man ſie todt gefunden. Seitdem hat der Küſter Befehl, immer dreimal in die Krypte zu rufen, und dreimal laut zu pochen, ehe er die Thüre ſchließt.

Eine Kapelle unter dem Chor wird als Begräbnißplatz der Gebrüder van Eyck und ihrer Schweſter bezeichnet, doch Profeſſor Serrure ſagte mir, daß bei den Nachforſchungen, welche man vor einigen Jahren auf ſeine Veranlaſſung gemacht, ſich nichts von ihren Reſten gefunden habe, woraus man ſchließe, daß dieſe Kapelle wie die ganze Kirche in den Unruhen der Kriege durchſtöbert worden ſei. Etwas beklemmt von dem ſchauerlichen Eindruck des Ortes ſtiegen wir hinauf, und betrachteten das herrliche Gemälde, womit die Brüder van Eyck die Kirche St. Bavo geſchmückt haben. Als der Vorhang ſich theilte, war ich ganz hingeriſſen von ſeiner wunderbaren Schönheit. Es kam eine ſtille Seligkeit über mich, es war mir, als wenn die Strahlen, welche, von dem heiligen Geiſt ausgehend, wie ein Goldnetz auf das Bild fallen, ſich auch über meine Seele legten. Ich begriff den heiligen Geiſt, welcher alle dieſe Strahlen zuſammenfaßt, ich war

ganz von ihm durchdrungen, von dem hohen heiligen Geiste der Poesie. Welche selige Momente muß jene von ihm erfüllte Maler-Dreieinigkeit vor diesem Bilde zugebracht haben, denn das Bewußtsein, welches so selten dem Künstler lohnen darf, erreicht zu haben, was er erstrebte, ist ihnen geworden. Wie ein Wunder, offenbart in Farbenglanz, strahlt das Bild von der Wand herab, unberührt vom Flügelschlag der Zeit, ungetrübt vom bleichenden Auge des Lichts. Die drei oberen Bilder, welche Maria zwischen Christus und Johannes dem Täufer darstellen, zogen mich weniger an, obgleich die Ausführung daran, zumal mancher Theile des Schmuckes, musterhaft ist.

Meine Augen hingen gebannt an der Anbetung des Lammes und der reichen Poesie dieses Gemäldes. Das göttliche Lamm ist von einer Gruppe schöner Engel mit Regenbogenschwingen umgeben, außerdem haben sich alle Heilige des alten und neuen Testamentes eingefunden, um es anzubeten. Ganz in der Mitte des Vordergrundes ist ein Brunnen mit springendem Wasser. Zur Rechten knieen die Patriarchen und Propheten des alten Bundes, zur Linken die Apostel und Bekenner des neuen Glaubens. In der Gruppe zur Rechten findet man die Köpfe der Malerbrüder. Am Rande der Hügel und Büsche, welche diesen Haupttheil des Bildes begränzen, zeigen sich nochmals zur Rechten und Linken zwei Gruppen heranwallender Betenden. Den Zug zur Rechten bilden Jungfrauen und Heilige, den zur Linken Bischöffe und Ordensgeistliche, welche Palmzweige in den Händen tragen. Die

Gruppe zur Linken, wie überhaupt die ganze linke Seite dieſes oberen Theiles des Gemäldes, iſt bei weitem ſchöner als die rechte Seite. Während zur Linken der leichtgewölbte Hügel, auf deſſem grünem Raſen der Sonnenſchein zu ſpielen ſcheint, mit ſeiner durchſichtigen Wand von Roſenbüſchen, die lieblichſte Verbindung mit der reichen und poetiſchen Fernſicht bildet, ſind die Hügel zur Rechten ſchwer, die Geſträuche dunkel und undurchſichtig, ja die heranziehende Gruppe erhält dadurch, daß die Geſtalten genau von Einer Größe ſind, und die Köpfe eine gerade Linie bilden, etwas Steifes. Zu beiden Seiten eröffnet ſich hinter den Hügeln und Büſchen eine freie Ausſicht. Gothiſche Thürme und Zinnen einer großen Stadt ſteigen zwiſchen hohen Bäumen empor, während dunkelblaue Berge das reiche Bild begränzen, aber nicht abſchließen, denn das Gemälde eröffnet, wie manche tiefe Muſik, ein weites Reich der Ahnung. Im Mittelpunkt, wo hinter dem Altare die Hügel zu beiden Seiten auseinandertreten und einen freien Blick in die ſonnige Ferne gewähren, ſchwebt in blauer Luft der heilige Geiſt als Taube. Im Schnabel der Taube zuſammengefaßt, breiten ſich die Strahlen im Herniederfallen aus, und weben ein Goldnetz über das Bild. Das Ende des Lichtgewebes ſenkt ſich auf die Heiligen im Vordergrund. Aus der Architektur der Thürme wollen viele die Stadt Cöln, andere Maſtricht erkennen. Ich dachte unwillkürlich an Jeruſalem; eine ſchlanke Palme, welche in der ſonnigen Landſchaft zur Linken ſteht, führte meine Seele nach Zion.

Der Umstand, daß die Architektur einiger Thürme dieser Ansicht widerspricht, stört mich nicht in meiner Auffassung, denn, wenn man die Werke älterer Maler mit Aufmerksamkeit betrachtet, so findet man häufig Widersprüche dieser Art, sie rücken auf eine oft wunderbar naive Art die Erscheinungen verschiedener Jahrhunderte zusammen.

Folgende kleine Dichtung habe ich am Abende nach meinem Besuch in St. Bavo niedergeschrieben.

Die Kinder in St. Bavo.

Die Krypte St. Bavo's ist schwach erhellt
Vom Abendstrahl, der durch's Fenster fällt,
Die Kinder hören in frommer Ruh
Dem ernsten Worte des Priesters zu
In der Krypte von St. Bavo.

Der Priester, nachdem er den Segen sprach,
Stieg aus der Krypte — es sank der Tag,
Die Kinder verließen mit ihm den Ort,
Nun herrschet die graue Dämmrung dort
In der Krypte von St. Bavo.

Zwei Knaben mit ihrem Schwesterlein
Die blieben dort bei dem alten Stein,
Sie schauen die grauen Figuren am Rand,
Die alten, die kalten berührt ihre Hand,
In der Krypte von St. Bavo.

Der Küster schließet die Pforte und geht,
Nachdem er gesprochen das Abendgebet,

Und ſtill iſt's geworden im Heiligthum,
Und dunkel iſt es und ſchaurig ſtumm
In der Krypte von St. Bavo.

Das Mägdlein voll Angſt ſeine Brüder faßt,
Sie eilen zur Pforte in banger Haſt,
Die weicht nicht — ſie pochen, ſie ringen die Hand,
Sie ſchmiegen ſich zitternd und ſtumm an die Wand
In der Krypte von St. Bavo.

So ſtill, man hört nagen den Todtenwurm —
Da horch! ſchallt die Glocke im alten Thurm,
Und zwölfmal ſchlägt ſie — 's iſt Mitternacht —
Beim zwölften Schlage iſt Alles erwacht
In der Krypte von St. Bavo.

Es rollen die Leichenſteine herab
Vom halbverſunknen marmornen Grab,
Aus den Grüften erhebt ſich die todte Schaar,
Die drunten ſchläft ſchon manch hundert Jahr,
In der Krypte von St. Bavo.

Die Ritter und Fraun ziehn Hand in Hand,
Die Biſchöf' im prächtigen Chorgewand,
Und wie ſie den Kindern vorüberwallt,
Da nickt mit dem Todtenkopf jede Geſtalt
In der Krypte von St. Bavo.

Und aus der Kapelle unter dem Chor,
Da gehen die Brüder van Eyck hervor,
Im knappen Wamms und im Sammetbarett,
In der Linken die farbige Malerpaleti',
In der Krypte von St. Bavo.

Und ihnen folgt eine Jungfrau hold,
Um's bleiche Antlitz wallt lichtes Gold,
Im knappen Mieder, im Sammetbarett,
In der Linken die farbige Malerpalett',
In der Krypte von St. Bavo.

Sie ſchreiten gemeſſen, in ernſter Ruh
Die Stufen hinan, und der Pforte zu,
Und ſieh, die Pforte ſpringt auf, und weicht,
Die ſelige Künſtlerdreieinheit ſteigt
Aus der Krypte von St. Bavo.

Und Johannes mit Hubert dem Bruder tritt
In die Seitenkapelle mit Geiſterſchritt.
Die Jungfrau folgt — und der Vorhang rollt
Herab von des Bildes Farben und Gold,
In der Kirche von St. Bavo.

Da ſtrömt ein Glanz durch die dunkle Nacht,
Da ſtrahlt die Kapelle in Wunderpracht,
Still ſelig ſchauen die Künſtler darein,
Da webt ſich ein lichter Heiligenſchein
Um die Maler von St. Bavo.

Und wo ein Hälmchen ſich trüber zeigt
Und wo ein Schimmer der Strahlen bleicht,
Da friſchen ſie treulich es auf zur Stell,
D'rum blieb das Gemälde ſo leuchtend und hell
In der Kirche von St. Bavo.

Die Ritter und Frauen ſteh'n Hand in Hand,
Die Biſchöf' im prächtigen Chorgewand,
Die Kinder ängſtlich von Ferne ſchau'n,
In Entzücken halb und halb in Grau'n,
In der Kirche von St. Bavo.

So still, man hört nagen den Todtenwurm,
Da raſſelt das Uhrwerk im alten Thurm,
Die Glocke ſchlägt Eins — und mit dem Schlag
Muß enden das Werk — denn es naht der Tag —
Leer wird die Kirche St. Bavo.

Es leuchtet der Morgen in hellem Gold,
Der Vorhang iſt über das Bild gerollt,
Das Lamm verhüllt er dunkel und dicht,
Doch droben ſchau'n es im ewigen Licht
Die Kinder in St. Bavo.

IV.

Kapelle unſerer lieben Frau zum Schreyboom. Irrenanſtalt. Inſtitut für Greiſe. Taubſtummenanſtalt. St. Nikolas-Kirche. Sagen.

Wir haben Gent nachgerade in allen Richtungen durchſtreift. Bei unſerer letzten Wanderung machte mich Profeſſor Serrure auf einige alte Gebäude aufmerkſam. Der ehemalige Palaſt der Grafen von Flandern iſt eines der älteſten Gebäude von Gent, eben ſo das Haus, worin die Fiſcher ihre Verſammlungen hielten. An einem andern Hauſe ſah ich in der Hausthüre die vier Haimonskinder auf dem Roſſe Bayard in Holz geſchnitzt. Die Kapelle der lieben Frau vom Schreyboom iſt nicht ſo alt, ſie wurde im 14. Jahrhundert gegründet. Sie iſt unſerer lieben Frau der ſieben Schmerzen geweiht, und noch immer wird eine Anzahl armer Frauen in ihrem Hoſpitale geſpeiſt. Die Kapelle iſt mit hübſchen Kinderbildern angefüllt, welche die Mütter der Maria opfern, wenn ihnen ein geſundes ſchönes Kind geſchenkt wurde.

Sie laſſen dann das Kind bis zum achten Jahre nur weiß und blau tragen. Dieſe Kleidchen ſind immer

fertig in den Läden zu haben. Es iſt viel Poetiſches in dem Mariencultus, und ich wurde während meines Aufenthalts in Belgien oft davon berührt. Am lieblichſten aber erſcheint dieſer Cultus im Monat Mai, dem Monat der Maria. Dann wird die Himmelskönigin, die myſtiſche Roſe, mit unzähligen Roſen geſchmückt; da geht keine alte Frau und kein Kind zur Kirche, das nicht der heil. Jungfrau einen blühenden Zweig zu Füßen legte; da erneuert jeder Morgen die blühende duftige Pracht. Der October-Abend bot mir dagegen ein Bild der Marien-Verehrung, das mir in ſeiner Einfachheit rührend war. Wir hatten, von einem Beſuche nach Hauſe kehrend, die großen mit Gas erleuchteten Straßen verlaſſen, und durchſchritten ein enges Gäßchen, das beinah dunkel war. Da ſah ich über verſchiedenen Thüren kleiner Häuſer Marienbilder, welche durch Lichter hell beleuchtet waren. Unſer Begleiter ſagte mir, daß es eine alte Volksſitte ſei, die Marienbilder Samſtag Abend zu erhellen, und daß verſchiedene Familien zuſammenlegten, um die Koſten dieſer kleinen Illumination zu beſtreiten; arme Handwerker und Tagelöhner, fleißige Mädchen und Geſellen, alle liefern einige Cents zu den Lichtern, die am Samſtag zu Ehren der Maria brennen. Herr de Decker hatte ſich erboten, mir die verſchiedenen Anſtalten zu zeigen, welche unter der Aufſicht ſeines Bruders, eines angeſehenen Geiſtlichen ſtehen. Wir beſuchten die Taubſtummen, die barmherzigen Schweſtern, das wohlthätige Inſtitut für Greiſe, ja ſogar die Wahnſinnigen. Der Orden der barmherzigen Schwe-

ſtern iſt gewiß die ſchönſte religiöſe Stiftung dieſer Art; ſie erſchienen mir als überirdiſche Weſen, als echte Nachfolgerinnen des Heilands, des göttlichen Prieſters der Liebe und des Erbarmens. Mit reinem heiligen Fuße wandeln ſie mitten durch die Leiden und Sünden der Menſchheit, ſich ſelbſt als Sühnopfer darbringend für die Gebrechen der Andern. Wie himmliſche Schutzengel treten ſie an das Lager des Kranken und Sterbenden, mit ſanfter Hand pflegen ſie ſeine Wunden und ſchließen ſein brechendes Auge, dem ihr reines Gebet ſchon das Jenſeits erſchließt. Anbetungswürdig erſchienen mir aber die barmherzigen Schweſtern in der Irrenanſtalt; dieſe Aufopferung übertrifft alle anderen. Eine Schweſter, ein Mädchen aus einer reichen angeſehenen Familie, lebt nun ſchon ſeit dreißig Jahren in dieſer fürchterlichen Umgebung, der ſie aus der reinſten Menſchenliebe alle Kräfte ihres Weſens mit einer Ausdauer weiht, die unbegreiflich ſcheint. Als wir an der Kapelle vorübergingen, ſangen die Schweſtern ein wunderſchönes lateiniſches Lied, ſie beteten für Alle, die da draußen in der Welt irren und ſündigen. Wie ſchneeweiße Tauben ſtiegen die verſöhnenden Worte empor, jede trug einen Oelzweig des Friedens. Wie klein erſchien ich mir mit meinen luftigſten Träumen dieſen Jungfrauen gegenüber, die in der tiefſten Zurückgezogenheit ihre großartigen Opfer bringen, die niemand ſieht, niemand erkennt, als Gott. Aber dafür belohnt ſie auch ein tiefer ſtillſeliger Friede; das hörte ich an den Himmelstönen, in welchen ſie für diejenigen beten, die in den Feſſeln der Schuld

und des Irrthums gefangen sind. Glut und Sehnsucht, Kraft und Demuth, Liebe und Entsagung, Alles haben sie ergossen in den lautern Strom heiliger Barmherzigkeit, und ihre verklärte Seele weiß nichts von dem Hin- und Herwogen der Gefühle, von der unbefriedigten Sehnsucht, welche die Herzen erfüllt, die vom Leben das Glück und den Frieden verlangen, welche nur in der völligen Hingebung und Auflösung unsrer irdischen Liebe in den göttlichen Quell der himmlischen Liebe gefunden werden.

Die Irrenanstalt ist zweckmäßig und schön eingerichtet; die höchste Reinlichkeit in den inneren Räumen, freie Plätze und Gartenanlagen, welche Bewegung in frischer Luft gestatten, und vor allem die unermüdete milde Behandlung der barmherzigen Schwestern erleichtern so viel als möglich, den schrecklichen Fluch, der auf diesen Unglückseligen ruht. Dennoch machte mich dieser Gang durchs Irrenhaus für mehrere Tage unfähig, einen freudigen Eindruck zu erfassen. Am schmerzlichsten berührte mich die Erscheinung eines achtzehnjährigen deutschen Mädchens. Sie schien aus guter Familie und von feiner Erziehung. In einem eleganten, mit Blumenvasen geschmückten Zimmer, saß sie an einem runden Tisch und arbeitete an einer Stramin-Arbeit. In einen glänzenden Grund von Schmelz nähte sie die herrlichsten Blumen, in frischer Farbenpracht schlangen sich in harmonischer Ordnung die künstlichen Ranken durcheinander, sie verfehlte keinen einzigen Stich, der die Harmonie des Ganzen gestört hätte, und doch war es in ihrer jungen Seele Nacht, und alle Blüthenranken

ihres kaum entblühten Frühlings hingen zerstört und geknickt durcheinander. Als sie die Schwester erkannte, die uns führte, wiederholte sie die Bitte, welche sie jedesmal ausspricht, sobald sie eine der Schwestern erblickt: „Betet, betet, daß ich wieder ein Kind werde! Ist es denn nicht möglich, daß ich wieder ein Kind werde?“ — An den Rasenden ging ich mit Entsetzen vorüber; im entferntesten Winkel des Gebäudes glaubte ich noch ihre furchtbaren Töne zu hören. Beschwichtigend wirkte auf mein aufgeregtes Gemüth die Anstalt für Greise. In einem ehemaligen Kloster*) finden diese Alten, die nicht mehr im Stande sind, für sich selbst zu sorgen, das freundlichste Asyl. Ich sah ihre Schlaf- und Speisesäle, Alles war durch die höchste Reinlichkeit so hell und schimmernd, daß man gern darin verweilte. In einem mit bunten Herbstblumen besetzten Garten saßen in friedlichem Kreise, von den milden Strahlen der Abendsonne beschienen, die Greise, welche nicht mehr arbeiten können. Einer unter ihnen las den andern ein Zeitungsblatt vor. An wohlthätigen Anstalten dieser Art sind die Niederlande reich; und viele der geistlichen Orden haben den schönen Zweck, der jeder religiösen Gesellschaft so nahe liegt, die Leiden der Menschheit zu lindern. Gent allein zählt viele Orden dieser Art: die Brüder von Jesus und Maria, welche die Kranken in der Stadt warten und pflegen, die schwarzen Schwestern, welche sich der Krankenpflege in den höheren Klassen der

*) Bilcke zu Gent; es wurde 1228 durch Johanna von Flandern gegründet. Noch zeigt man dort ein sehr altes Fresko-Gemälde, welches einen Christus darstellt, der eine Frau segnet.

Gesellschaft widmen ꝛc. Außer diesen wahrhaft heilbringenden Brüder- und Schwesterschaften giebt es aber auch genug Wölfe im Schaafspelz, die unter der Maske der Heiligkeit den Frieden in den Familien untergraben und unabläßig beschäftigt sind, jedem Strahl von Aufklärung den Weg zu versperren. Dies ist besonders anwendbar auf die Jesuiten, deren Macht in Belgien täglich zunimmt. Da mehrere öffentliche Schulen unter ihrer Leitung stehen, so bahnen die Kinder ihnen den Weg in das Innere der Familien, und welche Früchte daraus erwachsen, ist jedem klar, der nur einen flüchtigen Blick in ihre Lehrsätze geworfen hat. Auflösung der heiligsten und natürlichsten Bande, Anleitung zu jedem Laster und Verbrechen, sind die Grundlagen ihres furchtbaren Glaubenssystems. Durch die prachtvollen, ewig sich erneuernden Kirchenfeste und Ceremonien wird das Volk zerstreut und beschäftigt, und gutmüthig läßt es sich von der Geistlichkeit die Taschen leeren, wenn es nur dafür Buße, Ablaß und Unterhaltung erhält. Da nun die Geistlichkeit mit Recht fürchtet, die heranwachsende Generation könne sich ihrer Zwangherrschaft entziehen, so strebt sie aus allen Kräften, jeden Funken hellerer Erkenntniß im Keime zu ersticken.

Dieser Obscurantismus geht so weit, daß die geistlichen Vorsteher der Stadtschulen in Gent einen kürzlich daselbst als Lehrer angestellten jungen Geistlichen für einen Ketzer erklärten, weil er den Kindern das Sonnensystem auseinandergesetzt und bewiesen hatte, daß die Sonne ein Fixstern sei. Für sich selbst wissen die geistlichen Herren

beſonders gut zu ſorgen; der neue biſchöfliche Palaſt in Gent, welcher von der einen Seite die ſchöne Kirche ganz zudeckt, iſt ein characteriſtiſcher Beweis davon wie das Pfaffenthum die Kirche zudeckt.

Wir beſchloſſen unſere heutige Wanderung mit einem Beſuch im Taubſtummen-Inſtitut. Ueberraſchend iſt die Geſchwindigkeit, mit welcher die barmherzigen Schweſtern, die auch in dieſer Stiftung die Aufſicht führen, ſich mit den unglücklichen, zweier Sinne beraubten Geſchöpfe zu verſtändigen wiſſen. Beſonders intereſſant waren mir die Zeichen und Bewegungen, durch welche die Taubſtummen die verſchiedenen Zeitworte darzuſtellen ſuchten. Am bezeichnendſten erſchien mir die Geberde, mit welcher ſie „verzeihen" ausdrückten: ſie ſtrichen mit der rechten Hand über die innere Fläche der linken hin, als ob ſie etwas auslöſchen wollten.

Im Vorübergehen betrachteten wir die Kirche St. Nicolas, welche einige ſchöne Gemälde enthält. Man zeigt darin die verſteinerten Brode; die Sage, welche Aufſchluß über dieſe Verwandlung giebt, hat Prudens van Duyſe volksthümlich bearbeitet.

Die verſteinerten Brode. Die zwei Schweſtern.

Sage nach Prudens van Duyſe.

Dir leuchtet die Sonne ſo herrlich und klar,
Mir zeigt ſie nur Schwermuth und Leid immerdar.
Der Herr gab dir Wohlſtand und reichliches Brod,
Mich läßt ſeine Gnade in bitterſter Noth.
Ach Schweſter!

Dir wogen und wallen die Saaten im Feld,
Mir wird keine Aehre mit Körnern geſchwellt.
Dir ſchlingen ſich Reben voll Trauben um's Dach,
Doch ich hab' kaum Waſſer, bin krank und bin ſchwach —
Ach Schweſter!

Ein Kindlein, wohl lieb und wohl hold, ich bekam,
Ich ſah' es verhungern, zu doppeln den Gram.
Wie oft hat mir Tröſtung ſein Vater gebracht,
Wie ſchaffte der Brave, nun deckt ihn die Nacht —
Ach Schweſter!

Mein ſchwermüthig Lächeln, was frommt es dem Kind,
Dem einzigen Weſen, das hold mir geſinnt.
Gott gab dir nur Schätze, nicht Kinder, — wer gern
Thut Gutes den Armen, der leihet dem Herrn.
Ach Schweſter!

Nur etwas dem Kind — ſieh, wie bleich ſein Geſicht,
Nur etwas, eh ſterbend das Herze ihm bricht.
Gab Gott dir kein Kind, ſo denk, dieſes wär' dein,
Es ſoll leben, ſoll wachſen, ſoll dankbar dir ſein —
Ach Schweſter!

Doch die And're blieb kalt, und als dieſe nun ſchwieg,
Da ſprach ſie: Wohl hoch euer Elend jetzt ſtieg,
Aber ſchlecht iſt die Zeit und die Saat nicht geglückt,
Ich geh' von der Laſt ſchwerer Arbeit gebückt,
Meine Schweſter!

Geh', grab' meinen Acker mit Eifer und Fleiß —
Ich kann nicht, ich ſinke — mein Kind — ach wie weiß! —
Brod willſt du — mein Schrank ſchließt jetzt keines mehr ein,
Ja, hab' ich — ſo ſei es verwandelt in Stein!
Geh, Schweſter!

Die Mutter ſchwieg traurig und zittert' und ging,
Verzweiflung mit Schauern ſie eiſig umfing;
Meine Bruſt hat nicht Milch mehr, mein Herze kein Blut,
Vergieb ihr, ſie weiß nicht, o Herr! was ſie thut:
Meine Schweſter!

O Himmel! Geſtorben! ſo früh ſchon in's Grab!
Du, einziges Gut, das der Himmel mir gab,
Ach rettet! ach rettet das Kind aus der Noth!
So es lebe, verſchone mich nicht mehr der Tod.
Ach Schweſter!

Ich ſterbe! ſo rief ſie, im tödtlichen Harm!
Umſchließet das Kindlein noch liebend ihr Arm,
Mit Thränen benetzt ſie ſein bleiches Geſicht,
Da ſprach eine Arme: zu retten iſt Pflicht,
Komm, Schweſter!

Ich backt' in der Aſche heut Morgen ein Brod,
Es reicht für uns beide in äußerſter Noth.
So komm, laß uns theilen ſo Freude, wie Schmerz,
Mir fehlt eine Schweſter, komm ſei für mein Herz
Eine Schweſter!

Als jene Entartete öffnet den Schrank,
Und ſpottet des Leids, drin die Schweſter verſank,
Da ſchreit ſie — O Himmel! Mein Brod all zu Stein!
Deine Rache — Vergebung — für mich nicht! ach nein!
Ach Schweſter!

Die Zähne gedrückt in's verſteinerte Brod,
So fand man verhungert die Grauſame todt.
Ihre Schweſter allein ſeufzt' in Mitleid und Schmerz;
Denn mild war und gütig ihr fühlendes Herz:
Ach Schweſter! —

In der heiligen Nicolaskirche zu Gent,
Die verſteinerten Brode ein Jeder wohl kennt,
Und feierlich mahnet des Prieſters Gebot:
O Brüder, verlaßt nicht in Leid und in Noth
Eure Schweſter!

Eine Sage, welche ſich gleich den verſteinerten Broden auf eine Hungersnoth bezieht, iſt die folgende:

War eine arme Frauen, die hatte drei Kinder klein,
Sie konnt' ihnen nichts mehr kaufen, denn ſie war ganz allein,
Ihr Mann, der mußte ſterben, ließ ſie in bitt'rer Noth,
Nun kann ſie nicht erwerben den armen Kleinen Brod.

Mit Thränen in den Augen ſprach ſie: Ihr Kinder mein,
Ich kann euch nichts mehr kaufen, ich bin ja ganz allein,
Sie ſprach mit betrübtem Sinne, und muß ich betteln geh'n,
Ob ich es auch beginne, ich werd' es ſchlecht verſteh'n.

Die Frau iſt hingegangen zu ihren Nachbarn dann,
Sie ſprach mit Angſt und Bangen: Seht meinen Jammer an:
Nichts hab' ich um zu leben, meine Kinder drückt die Noth,
Ich fleh' euch an zu geben den armen Kleinen Brod.

Die Nachbarn aber ſchauen mit kalter Miene drein:
Weib, ihr müßt Gott vertrauen, er wird euch gnädig ſein.
Zum Armenmeiſter geht ſie, und ſpricht daſſelbe Wort,
Vergebens klagt und fleht ſie, der Harte ſchickt ſie fort.

Nach Haus iſt ſie gekommen, Verzweiflung faßt ſie an,
Ein Meſſer hat ſie genommen in ihrem wilden Wahn,
Gott, Gnade eurer Seele, ihr müßt noch heut ins Grab,
Ich ſchneid' euch jetzt die Kehle mit dieſem Meſſer ab.

Als von den armen Schaafen das kleinſte dieſes ſah,
Sprach es: Wir wollen ſchlafen, bis der Auguſt iſt da,

Dann wollen wir ſtoppeln gehen, dann haben wir wieder Brod,
Dann Mütterlein ſollſt du ſehen, iſt's aus mit unſ'rer Noth.

Und ſchlafen ſind gegangen die Kinder drei zur Stund,
Sie liegen mit rothen Wangen, mit purpurrothem Mund,
Sie ſchlafen und ſie ſchlafen, das Wunder wird bekannt,
Bald zu den armen Schaafen ſtrömt Groß und Klein im Land.

Und alle die ſie ſchauen mit hocherſtauntem Sinn,
Die legen der armen Frauen viel reiche Gaben hin,
Als der Auguſt gekommen ſteh'n auf die Kindelein,
Sie haben ihr Glück vernommen von ihrem Mütterlein.

Da loben ſie zuſammen den Herrn wohlgemuth
In Jeſu Chriſti Namen, der große Wunder thut.

An das Rathhaus in Gent knüpft ſich eine der ſchauerlichſten Sagen der Niederlande. J. W. Wolf theilt ſie in ſeinem Sagenkranze alſo mit:

Der Sohn als Henker ſeines Vaters.

Um das Jahr 1371 hatten zwei Edelleute aus Gent, Vater und Sohn, ſich gegen den Grafen Louis de Maele aufgelehnt, weshalb ſie von ihm zum Tode verurtheilt wurden. Doch ſtellte er ihnen die Bedingung, daß demjenigen von ihnen, welcher dem andern das Haupt abſchlagen wollte, Gnade und Leben geſchenkt ſei. Anfangs erklärten beide, es ſei ihnen unmöglich, um ſolchen Preis ihr Leben zu erkaufen, doch beredete endlich der Vater den

Sohn, in den Vorſchlag einzugehen, und dieſer meldete ſeine Einwilligung dem Grafen. Kaum aber hatte der unnatürliche Henker das Schwert erhoben, da ſank es gebrochen zu ſeinen Füßen, und er ſelbſt ſtürzte, von einer tödtlichen Wunde getroffen, gleichfalls hin.

Zum Andenken an dieſen Vorfall errichtete man auf der Executionsbrücke ein Denkmal mit den Bildniſſen der beiden Empörer.

Auf der Bruſt des Sohnes las man die Inſchrift:

Dits die Wettelichede der stede van Gent,
Die boets hem die hier is omtrent.

Dieſe Bildſäulen ſind jedoch nicht mehr vorhanden. Dagegen hat man noch ein uraltes Gemälde, worauf die Geſchichte abgebildet ſteht. Unter demſelben finden ſich folgende Zeilen:

Ae Gandt le en Fandt fraepe sae pere se Taete
Desuu Maeis se Heppe Rompe si Grace de Dieu.

(A Gand l'Enfant frappe son père sa tête dessus mais son epée rompe etc.)

Die Sage von der Römerin, welche ihren zum Hungertode verurtheilten Vater durch ihre Milch erhielt, findet ſich auch hier wieder, nur daß ſie noch poetiſcher erſcheint. In Gent war es eine Jungfrau, an welcher der Himmel dies Wunder wirkte, um ihre kindliche Liebe zu krönen. Noch zeigt man das Gefängniß, darin der verurtheilte und ſo wunderbar gerettete Vater ſaß, de Mammelocker. Van Duyſe hat dieſer Sage eine ſchöne Dichtung geweiht.

V.

Flaemiſche Bewegung. Dichter und Schriftſteller in Gent. Flaemiſche Poeſie. Nein! von Prudens van Duyſe.

Heil, ruf ich, Belgier euch, den freien,
Daß neu euch blüht ein Vaterland,
Daß Recht und Ruhm und Volksgedeihen,
Euch lächelt an der Freiheit Hand.
Weckt auf die Tugend unſrer Ahnen,
Daß ſie uns leuchte ſtolz und froh,
Manch fremder Druck hemmt noch die Bahnen,
Nicht Alles tilgte Waterloo.
Willems, aen de Belgen.

Die flaemiſche Bewegung iſt bekanntlich von Gent ausgegangen. Im Jahre 1820 forderte Willems, in einem Gedicht voll glühendem Patriotismus die Belgier auf, ihre Mutterſprache aus den Feſſeln des Franzoſenthums zu befreien. Dem Gedicht „Aen de belgen" war zu größerem Verſtändniß eine franzöſiſche Ueberſetzung beigegeben, und ſeine kräftige Sprache, in welcher dem Flamänder die erhebendſten Züge ſeiner vaterländiſchen Geſchichte vorgeführt wurden, war wohl geeignet, die eingeſchlummerte Heimatliebe zu wecken. Willems ganze literariſche Thätigkeit iſt dieſer Richtung zugewendet. Von ſeinem Eifer

und ſeinem Fleiß zeugt ſeine vortreffliche Geſchichte der flaemiſchen Literatur, ſein Rynhard de Vos, welcher tief ins Volk eingedrungen iſt, und die Aufſätze, welche noch jetzt das belgiſche Muſeum von ſeiner Hand bringt. Van Duyſe war nach Willems einer der erſten, welche in Gent ſtrebten, ihre Mutterſprache wieder empor zu bringen. Seine drei Bände, „Vaderlandsche poezy", enthalten manchen ſchönen Beweis davon.*) Gleichzeitig mit ihm trat Vervier 1840 mit einem Band Gedichte „Letteroefeningen" als warmer Vertheidiger der flaemiſchen Sprache auf. In dieſem Büchlein ſpricht er unter Anderm beherzigende Worte über die Frage: „Welches ſind die Urſachen des in Flandern zunehmenden Verfalls der niederländiſchen Sprache, und welches ſind die geeignetſten Mittel, unter den gegenwärtigen Umſtänden ihr den alten Glanz wiederzugeben?" Philipp Blommaert ſchloß ſich derſelben Richtung kräftig an. Er entriß altflaemiſche Sprachdenkmale der Vergeſſenheit, und ſeine eigene Muſe ſchlang manchen friſchen Zweig darum. Die zwei Bände „altflaemiſche Gedichte" und „Theophilus", eine Dichtung des vierzehnten Jahrhunderts, enthalten vieles Intereſſante. Seine eigenen Gedichte behandeln meiſt nationale Stoffe. Eines derſelben „Flanderns Leeuw", theilte das Morgenblatt ſchon vor zwei Jahren in flaemiſcher Sprache mit und knüpfte den Wunſch daran, daß ſich ein Ueberſetzer dafür finden möge. Als ich vor einigen Monaten eine Ueberſetzung deſſelben an dieſe Zeitſchrift abſchickte, erhielt

*) Siehe am Schluß dieſes Kapitels „Flanderns Poeſie," „Nein!"

ich sie mit der Bemerkung zurück, daß das Morgenblatt zwar den Werth der Uebersetzung anerkenne, das Gedicht aber nicht in seine Richtung passe. — In den Jaerboekjes, welche 1834 zuerst erschienen, legte Rens seinen thätigen Eifer dar, welcher auch bis jetzt nicht ermattete; umsichtig strebt er darnach, dem Taschenbuch immer mehr Reiz und Gehalt zu verleihen. Rens hat einen Band eigener Gedichte herausgegeben, welche besonders von Gemüthlichkeit und Meisterschaft in Behandlung des Verses und der Sprache zeugen. Auch ist er einer von denen, welche zuerst anfingen, deutsche Poesieen zu übertragen. Hoffentlich wird das Jaerboekje auch in dieser Richtung einen Schritt vorwärts thun, und frische Eichenblätter Germaniens mit den seinigen verbinden. Bis jetzt haben Pfeffel, Gleim, Langbein und Kotzebue hauptsächlich die deutsche Literatur in Belgien vertreten. Serrure, Professor an der Universität, widmet sich hauptsächlich dem Studium altflaemischer Literatur, das Kunst– en Letterblad, und der Messager des sciences historiques en Belgique enthalten manchen schätzbaren Beitrag von ihm. Le jeu d'Esmorée, ein Drama des dreizehnten Jahrhunderts, verdankt ihm eine gelungene Uebertragung ins flaemische. Le livre de Baudouyn comte de Flandres, ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts, gab er 1836 heraus. Pr. Serrure besitzt eine kostbare Sammluug flaemischer Volksbücher. Ich sah bei ihm die seltensten, prächtigsten und ersten Exemplare von Paris und der schönen Sienne, von Margarethchen von Limburg, von Karl und Eliast, von Gottfried von

Bouillon, von Ruelof dem Schmidt, die Geſchichte des trojaniſchen Krieges, Jaſon, Saladin u. ſ. w. Das letzte hat er mit vielen Schwierigkeiten und Koſten erobert. Außerdem nennt er eine vollſtändige Sammlung altflaemiſcher Dichter ſein, und ſein Münzkabinet iſt ſehr bedeutend. In Deutſchland hat ſich Pr. Serrure durch ſeine Mittheilungen in Mone's Anzeiger einen Namen erworben.

In einer anderen Richtung, nämlich als Kritiker, hat Snellaert ſich um die neuere flaemiſche Literatur verdient gemacht. Die hervorſtechende Schärfe ſeines Verſtandes, ſein klarer Blick und ſeine vorurtheilsfreie, von den Feſſeln der alten Schule unabhängige Einſicht, machen ihn zu dem Amte eines Kritikers beſonders tauglich. In dem Kunst en Letterblad lieferte er manchen Beweis, wie tief er die junge Literatur, in ihren Vorzügen und Gebrechen durchſchaue. Seine Wirkſamkeit als Literarhiſtoriker iſt anerkannt, ſeine Abhandlung über die Geſchichte der Poeſie in den Niederlanden bis zu Albert und Iſabella, iſt von der Akademie in Brüſſel gekrönt worden. Spyers, ein geborner Holländer, wirkt auf ſeine Weiſe für die Erhaltung und Verbeſſerung der flaemiſchen Sprache. Schon früh trat er mit einer Ueberſetzung der Iliade auf. Dieſer folgten tiefe und ſchöne Abhandlungen über die Kunſt der Alten, denen er mit Herz und Seele angehört. Als Redakteur der Gazette van Gent lieferte er für dieſelbe neben politiſchen Ueberſichten manche gute Kritik. In ſeinen Kritiken iſt er eben ſo ſcharf als wahr; literariſche Gegner drückt er mit einer Satyre zu Boden, der ich in ſolchem Grade

in den Niederlanden kaum zu begegnen dachte. Karl Ledeganck ist ein Dichter im wahren Sinn des Worts, eine harmonische Natur, und seine innere Harmonie giebt sich durch Klarheit der Gedanken und eine seltene Harmonie der Sprache kund. Bloomen myner lente, de zinnelooze, vor allen aber het burgslot Zomertgem enthalten in der reinsten Form Empfindungen und Anschauungen einer tief poetischen Seele. Sämmtliche Dichter lernte ich nach und nach kennen; so gut ich kann, will ich sie portraitiren.

Willems, der Nestor der neueren flaemischen Schule, hat eine majestätische Gestalt und einen schönen Kopf. Seine etwas stolze Haltung erinnert unwillkürlich an Göthe's Statuette von Rauch. Sein geistreiches Haupt hat sich manchen Lorbeer errungen und weiß ihn mit Anstand zu tragen. Prudens van Duyse, Stadtarchivar von Gent, trägt in seiner Erscheinung das Gepräge flaemischer Abkunft; seine Unterhaltung dagegen entwickelt mehr die leichte Spiritualität der Franzosen. Er ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen; außer den lateinischen und griechischen Klassikern hat er die ganze holländische und flaemische Literatur inne, und ist selbst der deutschen nicht fremd. Er hat ein beinahe unvergleichliches Gedächtniß, welches ihm erlaubt, in jedem beliebigen Augenblick einen Edelstein seines poetischen Schatzes glänzen und spielen zu lassen. Damit verbindet er eine große Leichtigkeit der Improvisation; aus diesem allem geht hervor, daß er ein angenehmer, lebendiger Gesellschafter ist. Blommaert ist ein gemüthlicher, liebenswürdiger, etwas indolenter

Mensch, welcher letzteren Eigenschaft seine dunklen, lebhaften Augen, und sein spanischer Teint zu widersprechen scheinen. In einer Unterhaltung, welche ich mit ihm hatte, wünschte er sich zwar das Meer zu sein, um in beständiger Bewegung bleiben zu können, doch ließen die Schwierigkeiten, welche er gegen eine Reise nach Deutschland aufwarf, keinen starken Glauben an seine Beweglichkeit in mir aufkommen.

Der gemüthliche Geist, welcher sich in den Dichtungen von Rens ausspricht, offenbart sich auch in seinem Wesen. Wir hatten manches Gespräch über deutsche Literatur und die Jaerboekjes der nächsten Jahre werden den Belgiern frische Blüthen deutscher Poesie bringen, welche er nach Belgien verpflanzen wird.

Bei Professor Serrure und seiner liebenswürdigen Frau verbrachten wir manche angenehme Stunde. Herr Serrure besitzt ein wahres Magazin von Kunstschätzen seines Vaterlandes, und es bleibt bei ihm keine todte Anhäufung; seine Unterhaltung zeigt, wie tief das Interesse für das geistige Gedeihen seiner Heimat mit seinem Leben verflochten ist.

Snellaerts äußere Erscheinung entspricht ganz dem geistigen Bilde, welches ich von ihm zu entwerfen suchte; der vorherrschende Ausdruck seiner Züge und seines Wesens ist Verstand.

Spyers ist in der Unterhaltung belebt und angenehm, sein Hang zur Satyre macht sie pikant, seine

Gelehrsamkeit interessant, und die Freundlichkeit, mit welcher er Fremden entgegentritt, ist nicht genug zu rühmen.

Ledeganck lernte ich in seinem eigenen Hause von seiner liebenswürdigsten Seite kennen. Beim ersten Zusammentreffen erschien er mir kalt, bald aber überzeugte ich mich, daß er ein Mensch von tiefer Gemüthlichkeit sei. Man muß ihn von der Sonne seines Familienglücks beleuchtet sehen, um sein Bild richtig aufzufassen. Alle Zeit, welche seine Schulberufsgeschäfte ihm übrig lassen, weiht er der Poesie und einem gemüthlichen Stillleben. Er hat eine anmuthige, junge Frau, die Tochter eines geachteten Dichters, und verlebt mit ihr mitten im Geräusch der großen Stadt Gent seine Tage in beglückter Liebe und Ruhe. Das Album der liebenswürdigen Virginie bewahrt manche duftige Blüthe der Liebe. Ich konnte mir's nicht versagen, einen kleinen Raub daran zu begehen.

Virginie, diese Blüthenglocken,
Sie können nicht durch Schimmer locken,
Durch Farbenpracht, des Kenners Blick.
Es liegt der Grund, darauf sie sprossen,
Im stillen Herzen eingeschlossen,
Dort blüh'n sie auf in stillem Glück.

Nicht bie' ich sie als stolze Blüthe,
Als Sprossen nur von dem Gemüthe,
Das einzig für dich lebt und glüht.
Als Früchte nicht, die zaub'risch golden,
Als Knospen nur, die in der holden
Luft deines Eigenthums erblüht.

In's Gebetbuch ſeiner Frau hat der gemüthvolle Dichter folgende Zeilen geſchrieben:

O Geliebte! wenn durch Wolken
Feurig aufſchwebt dein Gebet,
Trag' es mit empor das meine.
Unerhört bleibt kein Gebet,
Wo die Liebe für die Liebe,
Zu dem Gott der Liebe fleht.

Eine andere Dichtung, welche ein junger Poet, Bonchel, dem glücklichen Paare weihte, ſchien mir durch Zartheit der Empfindung der Ueberſetzung würdig.

Es war im Winterabendſchein,
Wenn glänzend Weiß die Erd' umſchmieget,
Wenn auf dem kahlen Aſt ſich wieget
Gleichwie im Traum das Vögelein.

Wenn heller durch die ſtille Nacht
Der Glocken ehr'ne Töne klingen,
Sich durch die eiſ'gen Lüfte ſchwingen,
Gleich einer Stimm' die einſam wacht.

Wenn in dem weiten ſtillen Wald
Ein wenig Holz ſich ſucht der Arme
Und ſeufzet, daß der Lenz, der warme,
Verdrängt ward von des Froſt's Gewalt.

Wenn um den Rand vom öden Teich,
Wo matt ſich ließ der Vogel nieder,
Umhergeſtreut das Flaumgefieder,
Das ihn gedeckt ſo warm und weich.

Und wenn uns leis der Froſt durchbebt,
Der Alles faßt mit bangen Schauern,
Wir gerne flüchten zu den Mauern,
Wo Harmonie und Liebe lebt.

Da ſtrahlte mir aus Winternacht
Dein leuchtendes Aſyl, o Dichter,
D'rin glänzten mir wie gold'ne Lichter
Der Lieb' und Leier Doppelmacht.

O wie ein ſolches Licht durchbricht
Die Dämmerung ſo zaubermächtig,
Es ſcheucht die Schatten, womit mächtig
Der trübe Winter uns umflicht.

Und wie ſo ſchön die Dichtung klingt,
Wenn treue Liebe die Accorde,
Gleichwie das Echo holde Worte,
Ihr nach mit ſüßer Stimme ſingt.

Ich ſchied, beglückt daß ſolch ein Paar,
Des Glücks ſo werth, ſolch Glück empfangen;
Der Mond war droben aufgegangen,
Stand bei dem Abendſterne klar.

Ein Vorhang wob der Nebel dort
Sich um ihr Licht; gerührt erhoben
Sich meine Augen fromm nach oben,
Und betend ſprach ich dieſes Wort:

O Liebe! Strahl voll reinem Heil,
Dir darf, wie unſer'm Aug' auf Erden,
Nur halb das Räthſel ſichtbar werden,
Der Engel ſieht den ſchönern Theil.

Jules de St. Génois, Stadtbibliothekar von Gent, iſt ein noch junger Mann von einnehmendem Weſen. Das Theater gab mir Gelegenheit zur Bemerkung, daß ſeine Kritik, von deren Richtigkeit ich manchen überzeugenden Beweis in dem Messager des sciences historiques de Belgique fand, auch in dieſer Richtung eine geſunde iſt. Daß alle dieſe Dichter nicht lebhaft untereinander verkehren, war mir auffallend, namentlich daß die Geſellſchaft „Het tael is gansch het volk" ſie nicht zuſammenführt. Da Gent eine von den Städten Belgiens iſt, in welchen die Nationalität am meiſten durch den franzöſiſchen Einfluß gelitten hat, ſo müßten dort vor allen die wahren Freunde der Heimat zuſammenhalten, um zu dem ſchönen Zweck ihrer Wiederlebung mit vereinten Kräften zu wirken. In dieſer Beziehung iſt Antwerpen weit voran, dort regt ſich der flaemiſche Geiſt mächtig und ſchüttelt kräftig den franzöſiſchen Staub von den Schwingen ab. Noch hat Gent keine Buchhandlung, welche flaemiſche Werke verlegt, die Dichter müſſen den Debit ihrer Bücher ſelbſt beſorgen. Von deutſchen Werken iſt nichts dort aufzutreiben, nur franzöſiſch und abermals franzöſiſch in allen Buchhandlungen, in allen Salons, auf allen Arbeitstiſchen der Frauen. Wenn aber alle Kräfte in Gent zuſammenwirken wollten, ſo müßte leicht ein Reſultat erzielt werden können, wie in Antwerpen. In Gent ſind unter anderen, zwei flaemiſche Theatergeſellſchaften; durch das Theater aber läßt ſich kräftig auf's Volk einwirken. Im Dramatiſchen iſt noch wenig geſchehen. Warum ſorgt man nicht vor allen Dingen

dafür, daß von der flaemiſchen Bühne der franzöſiſche Geiſt verſchwinde? Warum wenden ſich die Dichter, wenn ſie ſich nicht ſelbſt zum dramatiſchen Schaffen berufen fühlen, nicht nach Deutſchland, und verſetzen die beſſeren Erzeugniſſe der deutſchen dramatiſchen Muſe auf den verwandten nachbarlichen Boden? Warum führen ſie nicht ſtatt des veralteten „Menſchenhaß und Reue", dem geſunden Sinn der Flaemingen friſche, lebendige Bilder vor, warum ſtellen ſie nicht hiſtoriſche Gemälde ſtatt des zerriſſenen Räuber-Bilds auf? Der Hauptgrund davon iſt wohl, daß Belgien bis jetzt faſt ganz unbekannt mit unſerer Literatur geblieben iſt. Aber nun, wo von beiden Seiten das Band angeknüpft wurde, iſt es an der Zeit, kräftig an der immer tieferen Verflechtung beider Literaturen zu arbeiten. Die Theater-Unternehmer und Direktoren müßten ſich mit deutſchen Dramaturgen in Verbindung ſetzen, ſie müßten für gute Ueberſetzungen unſerer neueren dramatiſchen Werke Sorge tragen. Einſtweilen möchte ich ſie nur auf folgende Stücke aufmerkſam machen, welche, wie ich glaube, dem Geſchmack der Belgier am erſten zuſagen dürften: Wallenſteins Lager, Wallenſteins Tod, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell von Schiller; Götz von Berlichingen, die Geſchwiſter und Clavigo von Göthe; der Egmont würde ihnen glaube ich, nicht behagen;*) Patkul, Zopf und Schwert von Gutzkow; das Käthchen von Heilbronn von Heinrich von Kleiſt; Moritz von Sachſen von Prutz; Griſeldis von Halm; den Sohn der

*) Siehe Brüſſel. Egmont.

Wildniß, ſo viel Furore er bei uns gemacht hat, ſchlage ich ihnen nicht vor, denn ich halte die Parthenia für einen ganz verunglückten, unwahren Charakter. Ondereet und Frau van Peene würden in dem Käthchen von Heilbronn ganz an ihrer Stelle ſein, und Frau Dahnens würde die einfache, gottbegeiſterte Jungfrau von Orleans gewiß gut auffaſſen und wiedergeben. Aber freilich müßte bei ſolchen größeren Darſtellungen auch jede kleinliche Trennung und Eiferſüchtelei wegfallen, eine Geſellſchaft müßte der anderen aushelfen, es müßte — aber ich verirre mich in das Reich der Phantaſie. — — —

Flanderns Poeſie.

Wir denken ſelbſt beim Feſtesmahle
An deine Ehre, Vaterland,
Wir ſind durchglüht vom Liebesſtrahle,
Den Freudenbecher in der Hand.
Paris nahm unſer Land — wir ſchwiegen;
Jetzt frei — klingt Jubelmelodie.
Mit Gott ſoll auch die Kunſt jetzt ſiegen,
Hoch lebe Flanderns Poeſie!

Der Wein blitzt helle Freudenfunken,
Trinkt, flaem'ſche Barden in der Rund!
Nach Heimatſitte ausgetrunken,
Frei iſt die Seele, frei der Mund.

Seid Alle unſ'rer Sprache Rächer,
Zum Trotz des Baſtards lebe ſie.
Bringt Leier mir und Purpurbecher,
Hoch lebe Flanderns Poeſie!

Umſchlingt das Haupt mit Weinlaubranken
Vor denen ſelbſt der Lorbeer bleicht,
Und für den Nektar laßt uns danken
Den Bilderdyk der Heimat reicht.
Ihr edle Preiſe unſer's Strebens,
Dichtkunſt und Wein, verlaßt uns nie.
Ihr ſeid der Freudenborn des Lebens,
Hoch lebe Flanderns Poeſie!

Und du ſo hold, ſo zart und innig,
Dich freuet unſ'rer Eintracht Band,
Du führſt die Feder ſtark und minnig,
Sie leuchtet rein in deiner Hand.
Dir, die uns eine Moens gegeben,
Erſchalle Jubelmelodie.
Laßt hoch die Gläſer uns erheben:
Hoch lebe Flanderns Poeſie!

Nein!

Sie ſprachen: Feſſeln dieſem Niederlande,
Die Sprache ſelbſt nehmt dieſem ſlaem'ſchen Volke,
Zertretet es in Sklaverei und Schande,
Den Stern des Nordens hülle ein die Wolke.
Früh oder ſpät muß vor Paris ſich neigen
Dies Volk, es leb' ſein Name nur allein,
Franzoſenthum ſoll liſtig ihm durchſchleichen
Mark und Gebein: Der Barden Chor ſprach: Nein!

„Nein, nein, ſo rief es rings im Vaterlande,
„Wir bleiben Belgier wie uns Gott geſchaffen.
„Weg, Frankenkelch, vergiftet bis zum Rande,
„Dich ſoll der Abgrund in die Tiefe raffen.
„Und ſollten wir dich Vaterland, wie Sklaven
„Verlaſſen, nun da Ruhm und Freiheit Dein?
„Nein, nein bei Gott! — Und aus dem Grab der Braven
„Von Waterloo, ruft ſtark ein Echo: Nein!“

So klang der Chor der hochgefei'rten Barden,
So tönte rings der Belgier frohe Stimme,
Da wehten ſtolz und freudig die Standarten,
Die Baſtardſchaar verſtummt in bitter'm Grimme,
Die Allmacht ſah auf Belgiens Fluren nieder,
Aus Gottes Blick floß milder Segensſchein,
Da tönt' es laut und tauſendſtimmig wieder:
Kein Baſtard macht uns zu Franzoſen, nein!

VI.

Matſchappyen. Prozeſſion bei den Dominikanern.

Wir waren für den Abend zu einer Sitzung der Matſchappy „Het tael is gansch het volk" eingeladen, deren Sitzungsſaal ſich im Hotel Courtray befindet, das wir bewohnen. Wolf führte uns ein; es waren ſieben bis acht Mitglieder anweſend, unter ihnen Blommaert, Snellaert, Rens, Willems und van Duyſe. Ich wunderte mich, weder Ledeganck noch Jules de St. Genois unter ihnen zu finden. Abhandlungen und Gedichte wurden vorgeleſen, darunter eine anſprechende Bearbeitung der Gudrun, von Blommaert. Am Schluſſe der Sitzung wurden wir zu Mitgliedern der Geſellſchaft ernannt. Ich ſaß auf dem Platze, den kürzlich Hoffmann von Fallersleben, und nach ihm Uhland eingenommen hatten. Außer ihnen wurden früher aus Deutſchland Ed. Duller und Grimm in die Matſchappy aufgenommen.

Einige Tage darauf gab die Geſellſchaft der Fonteiniſten eine Vorſtellung im flaemiſchen Theater, zu welcher ſie uns einladen ließ. Dieſe Geſellſchaft iſt eine der älteſten

des Landes, und trug ſeit ihrer Stiftung nicht wenig zur Aufrechthaltung des Flaemiſchen bei. In der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts verbreitete ſie in Flandern und in Niederland jenen Geiſt religiöſer und bürgerlicher Freiheit, welchem es endlich gelang, das ſpaniſche Joch abzuſchütteln. Sie hatte im Wettkampf, der 1539 ſtatt fand, die Frage aufgeſtellt: Was iſt der größte Troſt des Sterbenden? Neunzehn rhetoriſche Geſellſchaften beantworteten dieſe Frage, und ihre spelen van sinne wurden in einem Quartbande abgedruckt, der noch jetzt die Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher erregt. Dieſe Poeſieen wurden ſehr verbreitet, und bezeichnen die Tendenz, welche in den Niederlanden zu jener Zeit herrſchte. Auch wurden ſie gleich im nächſten Jahr nach ihrer Erſcheinung verboten und unter die ketzeriſchen Bücher verbannt. Später verdammte ſie Herzog Alba in ſeinem Index von 1570. Die spelen van sinne der Fonteiniſten von Gent, heißt es darin, ſchließen kühne religiöſe Vorſchläge ein. Auf der anderen Seite trugen einige Ausfälle gegen die Allmacht Karls V. dazu bei, dieſen Sammlungen die ſtrenge Verfolgung durch weltliche und geiſtliche Geſetze zuzuziehen.

Wir fanden das Haus feſtlich erleuchtet und wurden von den erſten Dichtern und Schriftſtellern empfangen und in die Loge des Gouverneurs geleitet. Als wir eintraten, ſpielte das Orcheſter das Volkslied: Waer kan men beter zyn, und lautes Beifallklatſchen des Parterre's drang zu uns herauf. Es wäre mir gewiß nicht eingefallen, dies auf uns zu beziehen, hätten uns nicht die Herren van

Duyse und Rens darauf aufmerksam gemacht, und hinzugefügt, daß dieser Gruß im Volksliede die größte Ehre sei, welche die Stadt Gent uns erweisen könne. Es wurden zwei kleine Stücke gegeben, das erste, eine Art Melodram, die diebische Elster, wie einige behaupten wollten, ein Originalstück; andere wollten es dem Französischen entlehnt wissen. Das zweite Stückchen war Original; drei bekannte niederländische Maler waren die Helden desselben. Frau Dahnens, welche kürzlich in Brüssel den Preis gewonnen hatte, spielte im Melodram mit Wahrheit und Gefühl und wurde im Zwischenakt gekrönt. In der Pause, welche zwischen den beiden Stücken eintrat, geleitete man uns in einen Saal, der den Blumenreichthum Gents auf's lieblichste bezeugte. Dort wurde uns der Ehrenwein angeboten und Frau Dahnens vorgestellt, in welcher ich eine einfache, von Liebe für die Kunst warm beseelte Frau kennen lernte.

Den Sonntag darauf spielte die zweite Gesellschaft, de Matschappy van Toneel en Letterkunde, onder kenzin: Broedermin en Taelijver. Der Vorsteher der Gesellschaft, Herr Dr. van Peene, kam Tags zuvor, um mir mit der Einladung zur Vorstellung, das Diplom eines correspondirenden Mitgliedes zu überbringen. Ich war begierig, Ondereet spielen zu sehen, der für den größten Schauspieler Belgien's gilt, und auch auf dem großen französischen Theater der bedeutendste ist. Aus dem Zettel sah ich, daß das erste Stückchen eine Uebersetzung nach Paul de Kock war, und da ich diesen Schriftsteller nicht

leiden kann, ſo beſchloß ich lieber, während des erſten Theil des Abends einer Prozeſſion in der Dominikaner-Kirche beizuwohnen. Sie wurde zum Gedächtniß eines vor Jahrhunderten errungenen Sieges über die Türken gehalten. Um 6 Uhr Abends bot die Kirche einen wahrhaft poetiſch-myſtiſchen Anblick dar. Die letzten Töne des Segens verklangen, als wir eintraten, Kopf an Kopf ſtanden die Betenden. Duftige Weihrauchwolken verbreiteten eine ahnungsvolle Dämmerung, aber vom Altare herab, auf dem das feſtlich geſchmückte Marienbild ſtand, ergoß ſich ein Strom der Klarheit. Maria erſchien heute als Himmelskönigin, in höchſter Pracht. Sie trug einen blauen Sammtmantel mit Sternen geſtickt, auf dem Haupt die Krone. Ihre Rechte hielt das Scepter, ihr linker Arm umfaßte das Chriſtuskind. Sie ſtand auf einem Blumenthron, um ſie her brannten zahlloſe Kerzen, welche ſie mit blendendem Glanz umgaben. Hoch vom Kreuzgewölbe herab wallte in reichen Falten ein goldener Baldachin, und vom Altare bis zum Eingange der Kirche bildeten zwei Reihen mit bunten Fahnen geſchmückte Lorbeerbäume eine grüne Allee. An allen Pfeilern waren Banner aufgepflanzt, vor allen Heiligenbildern brannten Kerzen. Aber hinten im Chor ſtand eine düſtere, beinah ſchauerliche Gruppe, die Dominikaner. Die kleinere Litanei wurde angeſtimmt. Kirie eleison, Christe eleison, Christe exaudi nos, klang es feierlich vom Chore her, und die Prozeſſion begann. Eine lange Reihe, brennende Kerzen tragend, bewegte ſich nach dem Marienaltare. Ueber den Kerzen wogten die Banner,

dazwiſchen begleiteten langgehaltene Poſaunentöne die mächtigen Worte: Pater de coelis deus, miserere nobis fili redemptor, mundi Deus, spiritus sancte Deus, sancta trinitas, unus Deus. Am Altare angelangt, hoben vier Jungfrauen, in der Tracht der Genter Waiſenhäuſer, das Marienbild auf eine Bahre und trugen es auf ihren Schultern. Die Feier wurde immer poetiſcher. Von durchſichtigen Weihrauchwolken umhüllt, ſchwebte das Marienbild hoch über den Häuptern der Menge. Der Zug wallte voran und zog dreimal durch die Kirche unter fortgeſetztem Geſang. Sancta Maria, Sancta virgo virginum, Mater Christi, klang es von dort in hellen Tönen, mächtig und ſtark ſtrömte das ora pro nobis der Menge dazwiſchen. Als der Zug an mir vorüberwallte, war ich ergriffen von ſeiner wunderbaren Schönheit. Beſonders war die Gruppe, welche das ſchwebende Marienbild umgab, lebendige Poeſie. Die vier Jungfrauen, die es trugen, waren ausgezeichnet ſchön, ihre Tracht hob die Feinheit der Geſtalt und die Schönheit des Angeſichts noch mehr hervor. Sie trugen carmoiſinrothe, knapp anſchließende Mieder, dazu niederländiſche Häubchen von ſchneeweißem Muſſelin und himmelblaue Schürzen. Eine dieſer Jungfrauen war ein ſo wunderliebliches Weſen, daß ſie vor Allen würdig war, die jungfräuliche Maria zu tragen. Die unſchuldsvolle Demuth und bezaubernde Anmuth auf dem liebreizenden Geſichtchen waren um ſo anziehender, als dicht hinter dem Mädchen die finſteren Dominikaner ſchritten. Sie trugen Kerzen in der Hand und ſangen mit tiefer Stimme: Rosa

mystica, Turris davidica, Turris eburnea. Das ſich bekreuzende Volk fiel jedesmal mit den Worten ein: ora pro nobis. Im Vorübergehen ſtreifte die Kutte eines Dominikaners mein Kleid; ein kalter Schauer durchrieſelte mich; der Gedanke, welche ſchreckliche Rolle die Dominikaner in den Glaubensverfolgungen der letzten Jahrhunderte ſpielten, beengte mir die Bruſt; ich konnte ſie nicht ohne Grauen anſehen. Die langen weißen Kutten mit den ſchwarzen Skapulieren und die vom Kerzenlichte blaß beleuchteten markirten Phyſiognomieen gaben ihnen ein geiſterhaftes Anſehen; ſie ſchienen mit ihren Kerzen dem Grabe entſtiegen, um noch einmal unter dem Schilde der Religion die Fackel in die Scheiterhaufen zu ſchleudern. Einer derſelben warf mir im Vorübergehen einen durchdringenden Blick zu, vielleicht weil ich das Zeichen des Kreuzes nicht machte. Die ſchmetternden Poſaunentöne, welche jetzt dem Allerheiligſten voranzogen, das unter einem purpurnen Baldachin getragen wurde, drangen mir durch Mark und Bein. Immer mehr jener geiſterhaften fanatiſch blickenden Mönche wallten kerzentragend an mir vorüber, ihnen ſchloß ſich nach und nach eine bedeutende Menge an, denn alle, die dem ganzen Umgang durch die Kirche folgen, haben vollſtändigen Ablaß. Es war ein merkwürdiger Anblick, die ganze Kirche war in Bewegung, die Banner wehten, die Kerzen flammten, der Weihrauch wogte, die Poſaunentöne drangen von Zeit zu Zeit durch, wie ein Grabesruf, das ora pro nobis ſchlug, wie entfernte melodiſche Wogen an mein Ohr, ich hatte keine rechte

Beſinnung mehr; da wurde ich plötzlich dieſer ſeltſamen Scene entführt, und kaum wußte ich ſelbſt recht, wie mir geſchehen war, als ich mich wenige Minuten darauf in der feſtlich erleuchteten Loge des flaemiſchen Theaters wieder fand.

VII.

Flaemiſches Theater. Geſangvereine in Belgien.

Flaemiſches Theater! Dieſer Titel ſpricht den Geiſt und die Form aus, die ſich dort offenbaren ſollen. Auch haben der Direktor Ondereet und der Sekretair van Peene ſich weſentliche Verdienſte um die Erhaltung der flaemiſchen Sprache und Nationalität erworben. Dem erſten verdankt man „de Gallomanie", „de Kapitein van Waterloo"; dem zweiten „Keizer Karel" und „Jacob van Artevelde", deren nationale Stoffe jedesmal die lebhafte Theilnahme des Publikums erregen. An dieſem Abende wurde „Kaiſer Karl" gegeben, aber ich kam noch früh genug, um das elende Machwerk Paul de Kocks mit anzuſehen. Das Stück heißt „Alles oder Nichts", und gleich die erſten Scenen beginnen mit ſo gewaltſamen Emotionen, daß ich erwartungsvoll war, wie der Effekt ſich durch die drei Akte ſteigern werde. Nachdem ſich Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag aufeinander gefolgt hatten, endete das Ganze auf würdige Weiſe mit einem Piſtolenknalleffekt. Ondereet

und Frau van Peene hatten ihr Möglichſtes gethan, um etwas Leben in die verſchobenen Charactere zu bringen, aber ich war recht froh, beide hernach in einem natürlichen Element zu ſehen.

Im Zwiſchenakt unterhielt ich mich mit dem eben erſchoſſenen Ondereet, der beſchäftigt war, ſeine Lebensgeiſter mit einem Glas Punſch zu erfriſchen. Wir ſprachen vom flaemiſchen Theater; Ondereet ſagte mir, daß er die Ausſicht habe, mit ſeiner Geſellſchaft nächſtens vor dem König zu ſpielen und gründete darauf die Hoffnung, das Intereſſe Sr. Maj. einem größeren Unternehmen zuzuwenden. Ondereet und van Peene beabſichtigen nämlich, ein großes Nationaltheater zu gründen, dieſem Unternehmen ſetzen ſich aber, wie allem, was die Aufrechthaltung der flaemiſchen Sprache betrifft, bedeutende Hinderniſſe entgegen. Ich erlaubte mir, den beiden Herren zu bemerken, daß es, meiner Anſicht nach, im Geiſt ihrer Unternehmung liege, nicht nur die franzöſiſche Sprache, ſondern auch die franzöſiſche Tendenz auszuſchließen, und namentlich keine ſolche Stücke, wie das eben geſehene, zu geben. Auch war es offenbar keine Koſt für den geſunden Magen der ehrlichen Flamänder, ſie wußten nicht, ob ſie lachen oder weinen ſollten. „Kaiſer Karl“ begann, da trat eine andere Stimmung ein: geſpannte Aufmerkſamkeit, tiefes Schweigen, welches manchmal durch donnernden Beifall unterbrochen wurde, wenn eine oder die andere Beziehung das Volk elektriſch berührte. Das kleine Singſpiel behandelt einen Zug aus dem Leben Karl's V. und hat durch ſeine echt nationale Färbung,

Anſpruch auf Originalität. Der Kaiſer iſt darin dargeſtellt, wie er noch jetzt im Volke lebt, nicht blutig düſter, ſondern mit dem leutſeligen Weſen, welches ihn ſo beliebt in den Niederlanden macht. Der Umſtand, daß er in Gent geboren, dort manchen Beweis lieferte, daß er mit den Sitten und Neigungen des Volks vertraut war, unter welchem er ſeine Jugend verlebte, erhöhte das Intereſſe des Genter Publikums. Werden doch ſo viele Erinnerungen an Karl V. durch die alten Gebäude und Denkmale hervorgerufen, die dem Volke täglich vor Augen ſtehen. Noch erhebt ſich groß und ſtark der alte Belfried, und der Thurm St. Nicolas, die am Tage, wo das glänzende Geſtirn der Welt aufging, eine luftige Galerie verband, von welcher herab Poſaunenklänge ihre Freudentöne ſchmetterten. Der berühmte Drache, der auf der Zinne des Thurmes Feuer geſpieen, iſt noch jetzt in Gent zu ſehen; noch ſteht der Prinzenhof, worin einſt des Kaiſerkindes Wiege ſtand, und die halbverſunkenen Wälle der ſpaniſchen Feſtungswerke zeugen noch von dem mächtigen Feldherrn, der ſie gegründet.

Die Spuren ſeiner Despotie haben ſich verwiſcht, aber mancher Zug freundlicher Herablaſſung iſt lebendig geblieben, und ſo kam es, daß die Vorſtellung dieſes kleinen Drama's mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Das Motiv des Stückes iſt kurz folgendes: ein ehrlicher reicher niederländiſcher Bauer hat eine hübſche Tochter Lysje, die vom Knecht des Hauſes, einem friſchen kräftigen flaemiſchen Burſchen, geliebt wird. Verlegen und ängſtlich bringt er

ſeine Werbung beim Vater an, welcher, nachdem er den Verliebten ein wenig geneckt hat, ſeine Einwilligung giebt. Nun iſt Alles Fröhlichkeit. Lysje deckt den Tiſch, der Vater ſetzt ſich zwiſchen die Liebenden, die bei aller Liebe einen glücklichen niederländiſchen Appetit zeigen. Der Bierkrug ſteht mitten auf dem von einer Lampe erhellten Tiſch, die nationellen Koſtüme, die flamaendiſchen Geſichter bilden eine niederländiſche Gruppe. Sie haben, um ungeſtört in ihrer behaglichen Häuslichkeit zu bleiben, die Thüre verſchloſſen. Es pocht. Der niederländiſche Harun Alraſchid erſcheint mit zwei Begleitern, die er bald entläßt. Erſt nach mehrmaligem Pochen hat ihm Lysje die Thüre gegeöffnet, vorher aber ſehr naiv gefragt: Seid Ihr auch keine Diebe? Die Speiſenden laſſen ſich in ihrer Behaglichkeit nicht ſtören, bieten aber dem Kaiſer einen Stuhl an Vater Pieter ſagt: Lysje! einen Teller für den Herrn, oder wollt Ihr lieber ein Stück in die Hand?

Der Kaiſer.

Ich danke, Freund! ich bin nicht hungrig.

Pieter.

Nun, nun, wenn man unterweges iſt, kann ein Stück Schweinefleiſch nicht ſchaden — Kommt, ich ſchneid' Euch eins.

Der Kaiſer.

Nein, ich verſichere Euch.

Franz (der Knecht).

Der Herr iſt was beſſer's gewohnt.

Pieter.

Kommt, kommt, macht keine Umſtände! (Er legt ein Stück Fleiſch auf des Kaiſers Teller.)

Lysje.

Hat der Herr kein Meſſer im Sack? u. ſ. w.

Der Kaiſer fängt nun an, mit Lysje ſchön zu thun, Franz wird eiferſüchtig, und Lysje tritt ihn unter dem Tiſch.*) Vater Pieter ſchenkt dem Kaiſer ein, dem das Bier nicht zu ſchmecken ſcheint. Pieter nimmt das übel und ſagt, der Kaiſer ſelbſt habe kein beſſeres Bier im Keller. Karl V. proteſtirt und erklärt den Kaiſer für einen Kenner, worauf Pieter erwiedert: Noch mehr ein Kenner der ſchönen Mädchen.

Kaiſer Karl.

Haltet Ihr das für ein Verbrechen?

Pieter.

Nein, Freundchen, ſo bald es in Ehren geſchieht — Aber das Kaiſerchen, das Kaiſerchen —

Kaiſer Karl.

Was ſoll das heißen?

Pieter.

Ja, der hat wieder eine ſaubere Geſchichte geliefert — das iſt ein lockerer Zeiſig — aber der Krug geht ſo lang zu Waſſer, bis er bricht.

Kaiſer (aufſtehend).

Wie ſo, wie ſo?

*) Dieſe allzugroße Naturtreue iſt mit Recht von den Rezenſenten gerügt worden.

Pieter.

Lysje, räum' den Tiſch ab! und Du, Franz! hol' im Keller einen friſchen Krug.

Pieter erzählt nun die neueſte Liebesgeſchichte des Kaiſers, Karl kann nicht umhin, dem Kaiſer unrecht zu geben, dann geräth Pieter auf das Kapitel der Steuern und ſetzt auseinander, wie die Bauern geſchunden würden, und wie ſchwer ſie von den Laſten gedrückt ſeien. Der Kaiſer ſcheint ungläubig, da fragt ihn Pieter, über ſeine Unwiſſenheit verwundert, welches Handwerk er treibe? Der Kaiſer erklärt ſich für einen Staatsdiener, und ſagt: Warum die Frage?

Pieter.

Weil die Herren eures Schlags gewohnt ſind, aus der allgemeinen Schüſſel zu eſſen, und ſich wenig darum kümmern, ob die Laſten ſchwer oder leicht ſind. Nicht genug, daß wir durch all das Soldatenſpiel ruinirt werden, müſſen wir noch obendrein Zehnten und Accis bezahlen. Accis auf das gute Bier! Steuern auf den Trank. Auf die erſte Nothwendigkeit des Lebens. Pfui!

Kaiſer Karl.

Aber weiß wohl der Kaiſer dies alles?

Pieter.

Der Kaiſer iſt ein guter Kerl, das iſt wahr; aber er hat ſo viel mit ſeinen Liebeshändeln zu thun. — Wäre ich nur vierundzwanzig Stunden an ſeinem Platz.

Kaiſer.

Nun, was dann?

Pieter.

Ich wollte rein fegen. Ich finge damit an, all den Herrchen in Brüſſel den Laufpaß zu geben. — Meine Geſchäfte würde ich ſelbſt beſorgen, ſtatt ganze Tage umher zu ſchweifen — mich überzeugen würd' ich, ob die Laſten ſchwer ſind oder nicht. Anſtatt zehn Geliebten hätt' ich nur Eine, eine mag ſein — denn ihr ſeht wohl, ein Kaiſer iſt ein Menſch, wie ein anderer.

Kaiſer Karl.

Aber, dies abgerechnet, lieben die Bauern ihren Kaiſer?

Pieter.

Oh, was das betrifft, auf die Belgier kann er rechnen, ſie ſind getreue Unterthanen, aber ſie vertragen keine Sclaverei.

Der Kaiſer nimmt bald darauf Abſchied, nachdem er Lysje auf die Stirn geküßt, Franz hat eine Laterne geholt, und Pieter ſchickt ſich an, ihn zu begleiten. Der erſte Akt ſchließt mit der berühmten Anekdote: Halt die Latern' — — —

Im zweiten Akt erſcheint die Bauernfamilie am Hof zu Brüſſel, wohin ſie beſchieden iſt. Ihr Benehmen bei dieſem Beſuch iſt ſehr komiſch und naiv. Nachdem Karl den Pieter über ſeine kühnen Reden von neulich in die Enge getrieben und gehörig geängſtigt hat, ſchließt das Stückchen damit, daß der Kaiſer den Pieter auf Lebenslang von allen Laſten und Steuern freiſpricht. Franz nimmt ſich vor, eine Schenke zu gründen. Der Kaiſer macht zur

Bedingung, daß auf das Wirthshausſchild der Spruch kommen ſoll: „Karl, halt' die Latern!" — Dieſe und ähnliche Anſpielungen waren freilich derb genug, aber ſie wurden mit einer Naivetät gegeben und aufgenommen, von welcher wir keinen Begriff haben, und die nicht mit franzöſiſcher Leichtfertigkeit verwechſelt werden darf. Es liegt im offenen, derben, ſehr natürlichen Charakter dieſes Volkes, ſolche Dinge mit der größten Unbefangenheit hinzunehmen. Selbſt die durch höhere Kultur verfeinerten Klaſſen haben eine gewiſſe naive Art, über natürliche Hergänge zu reden, die mich anfangs, zumal bei den Frauen, in Erſtaunen ſetzte. Auch dieſer Abend lieferte mir manchen Beweis dieſer Art. — Frau van Peene war als Lysje allerliebſt, das Naive ſcheint ihr eigentliches Element zu ſein. Ondereet ſtellte den Pieter van Eecken ächt national dar, auch der Komiker, welcher den Franz gab, war gut, kurz das Stückchen war ein abgerundetes Ganzes. Als am anderen Morgen die Herren Ondereet und van Peene mich beſuchten, machte ich ſie auf unſere deutſche dramatiſche Literatur aufmerkſam. Obgleich es nicht zum erſtenmal war, daß mir die gänzliche Unbekanntſchaft der Belgier mit unſerer Literatur auffiel, ſo konnte ich dennoch mein Erſtaunen, zwei ſo gebildeten Männern gegenüber, nicht ganz unterdrücken. Man kann ſich einen Begriff davon machen, wenn man erfährt, daß Kotzebue an der Tagesordnung iſt, und „Menſchenhaß und Reue" im höchſten Flor ſteht. Von Schiller waren den Herren nur die Räuber bekannt, die in's Flaemiſche überſetzt ſind, den Fiesko

kannten ſie aus der Pariſer Ueberſetzung. Von Göthe hatten ſie den Fauſt kennen gelernt, von Leſſing wußten ſie nichts, von unſeren neueren Dramatikern Kleiſt, Gutzkow, Halm, Grillparzer, Prutz, Hebbel u. ſ. w. gar nichts. Wie ſehr wünſchte ich, der flaemiſchen Sprache ganz Meiſter zu ſein, um meine Dankbarkeit für das freundliche Entgegenkommen der Belgier dadurch beweiſen zu können, daß ich ihnen einen würdigen Begriff unſerer Literatur verſchaffte. Vielleicht wird es mir mit der Zeit gelingen. Von unſerer Oper ſprachen ſie mit Anerkennung. Die deutſche Geſellſchaft, welche im vorigen Jahre in Gent war, hat ſehr gefallen, beſonders Mad. Pirſcher und Herr Reichel. Von unſeren deutſchen Chören ſind die Belgier entzückt. In den größeren Städten haben ſich Geſangvereine gebildet, in welchen ſie geſungen werden. Kreuzer hat bei ſeiner Anweſenheit in Belgien der Orpheus-Geſellſchaft in Gent einen Chor geſchrieben. Karl Mangold's Chöre werden dort viel geſungen, doch gilt er in Belgien für einen Pariſer. Zur Aufnahme deutſcher Chöre in den Niederlanden hat beſonders der Geſangverein von Köln beigetragen, der bei dem letzten Konkurs der Melomanen Gent's die erſte goldene Medaille davon trug, und ſeit dieſer Zeit in lebhafter Verbindung mit den größeren Geſangvereinen in Belgien ſteht. Für den letzten Sonntag der Genter Kirmeß dieſes Jahres nämlich hatte die Geſellſchaft der Melomanen einen Konkurs für Männergeſang ausgeſchrieben, zu welchem ſich, außer fünfzehn belgiſchen Sangvereinen, auch der Kölner Männergeſang-Verein gemeldet hatte. Nachdem

die deutschen Sänger, begleitet von dem Direktor des Orpheus und der Melomanen-Gesellschaft in's Hotel Courtray zurückgekehrt waren, und fröhlich beim Mahle saßen, trat J. W. Wolf auf und schlug den versammelten Deutschen vor, diese Gelegenheit zu benutzen, um mit den belgischen Vereinen einen engen Sängerbund zu schließen. Die beiden Gesellschaften Gent's sagten alsbald ihren Beitritt zu, das Brüsseler Gomberts Genootschap war durch einen Freund vergegenwärtigt, der dessen Beitritt ebenfalls versprach. In Antwerpen gab es damals noch keine flaemische Chorgesellschaft, doch Wolf dem guten Sinne, der in Antwerpen herrscht, fest vertrauend, verbürgte den Versammelten, daß in kurzer Zeit auch diese Stadt durch einen neu zu schaffenden Verein beitreten werde. Dieser Vorschlag wurde mit lebhafter Freude aufgenommen, und Dr. Weiden sagte im Namen des Kölner Vereins zu, wie freudig sich derselbe anschließe. Wahrscheinlich werden wir bald den Verein, seine Statuten entwerfen und kräftig wirken sehen, jedenfalls kann ich versichern, daß im künftigen Jahre schon die Kölner Gesellschaft für die belgischen Vereine einen großen Konkurs zu Köln ausschreiben wird, und daß von den belgischen Gesellschaften bereits Vorbereitungen getroffen werden, um daran Theil zu nehmen. Antwerpen hat Wolf's Worte schon wahr werden lassen: in diesem Augenblick besitzt es außer dem Vereine der Eleven seiner Akademie, den wir durch die Bemühungen des feurigen Conscience entstehen sahen, noch einen, an dessen Spitze van Kerkhoven steht.

Bayerische Staatsbibliothek

Und ſo ſpinnen ſich denn immer mehr Fäden zu dem ſchönen Bande einer geiſtigen Vereinigung. Möchte es mir ſelbſt vergönnt ſein, einige dauernde Fäden dieſem Gewebe einzuflechten, und mich ſo Schiller's Wort werth zu zeigen, womit mich ein Flamänder begrüßte:

So mag denn ein ewiges zartes Band,
Die Frauen, den Sänger umflechten.
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.

VIII.

Dichterinnen der Niederlande: Maria van Ackere. Frau Courtmans. Maria d'Huggelare. Frau de Cock. Louiſa Skappaerts.

Klingt hell ihr vaterländ'ſchen Töne,
Zum Ruhm der ſtillen Heldenſöhne,
Die in erhab'nem Siegeslicht,
Im Kranz, den Kunſt und Sprache flicht,
Stehn in der ernſtern Muſe Mitte.
Ich auch wag' mich mit kühnem Schritte
Auf Helmer's Bahn. Wie mich's durchglüht!
Ich darf mein Vaterland beſingen,
Begeiſtrung fühl ich ſtolz durchdringen
Mein vaterländiſch treu Gemüth.
Maria van Ackere, geb. **Doolaeghe**.

Die Geſchichte der Niederlande enthält manches Beiſpiel der Energie, Treue und Vaterlandsliebe der Niederländerinnen. Die Sage erzählt uns, wie die Burgfrau von Harlem durch Treue und Klugheit ihren Mann befreit; die Geſchichte hat die edle Entſchloſſenheit und rührende Aufopferung der Maria van Reigersberg in ihre Blätter gezeichnet, und Schiffe mit flatternden Wimpeln tragen ihren Namen zu den Küſten der fremden Welttheile. Kennau van Haſſelaer iſt ein glänzendes Beiſpiel

heroiſcher Vaterlandsliebe, eine belgiſche Johanna tritt ſie mit bewaffneter Hand dem Feinde entgegen, der ihre Heimat in Schmach und Banden hält. Auch jetzt iſt in den Niederlanden eine Frau aufgetreten, welche von warmer Begeiſterung für den Ruhm ihres Vaterlandes erfüllt, Fahne und Schwerdt erhebt, zur Vertheidigung ſeiner unterdrückten Tochter, der Sprache. Maria Doolaeghe vermälte van Ackere, ein einfaches Landmädchen, hat ſich als energiſche Verfechterin ihrer Mutterſprache erhoben. Ihr Banner entfaltet ruhmvolle Heimatbilder, darunter das ſchönſte: Egmonts Tod; ihr Wort trifft als ſcharfes Schwert fremde Anmaßung und Unterdrückung. Mit Begeiſterung ſind ihre Gedichte von ihren Landsleuten aufgenommen worden. In dem Gedicht aen Lebrun widerlegt Frau v. A. das Vorurtheil gegen dichtende Frauen, mit folgenden Worten:

O, glaubt es mir, die Frau verfehlet
Die Pflicht um ihre Zither nicht;
Je höher ſie der Geiſt beſeelet,
Je feſter hängt ſie an der Pflicht.

Frau v. A. durfte dies mit Wahrheit ſagen, die allgemeine Stimme giebt ihr das Zeugniß einer vortrefflichen Mutter und Hausfrau. Die gewiſſenhafte Sorge für die Zukunft ihrer Kinder hat ſie dazu beſtimmt, ein Geſchäft anzufangen, welches ihr wahrſcheinlich ſelten Muße zum Dichten übrig laſſen wird. Die niederländiſchen Kritiker ſtellen Frau v. A. an die Spitze ihrer heimiſchen Dichterinnen,

und ich glaube, daß ſie es nach dem niederländiſchen Maßſtab verdient, denn ſie iſt ganz und gar niederländiſche Dichterin. Ihre Heimatliebe, die Begeiſterung mit welcher ſie den Ruhm ihres Landes ſingt, die Wahl ihrer Stoffe und die Art ihrer Behandlung laſſen ſogleich erkennen, auf welchem Boden dieſe Dichtungen entſproſſen ſind. Die Poeſie der van Ackere, wie die niederländiſche Poeſie überhaupt, ſpiegelt die Wirklichkeit ab; ihre Gedichte, dem häuslichen Leben entnommen, ſind als eben ſo viele liebliche Genrebilder zu betrachten. Zum Flug ins Reich der Ideale gelangt ſie aber nicht.

Als Dichterin ſteht Frau Courtmans, meiner Anſicht nach, eben ſo hoch als Frau van Ackere, aber ſie iſt nicht ſo ausgeſprochen eine niederländiſche Dichterin. Vielleicht erreicht ſie auch Frau v. A. nicht in Vollendung der Form, aber dafür hat ſie einen größeren Reichthum der Phantaſie, mehr Poeſie in Wahl und Ausarbeitung ihrer Stoffe und einen höheren Schwung. Frau de Cock iſt ein gewöhnliches Talent: wenig Gedanken, meiſt nur gereimte Proſa. Das beſte, was ich von ihr ſah, war ein „Schiffbruch“ in den Jaerboekje's mitgetheilt. Von Fräulein Maria d'Haggelare iſt noch tieferes zu hoffen, da ſie noch ſehr jung ſcheint; bis jetzt ſind ihre kleinen Poeſieen nur anmuthig zu nennen. Indeſſen haben ſie einen Vorzug, den man ſelten in der niederländiſchen Poeſie und Literatur antrifft: den der Kürze.

Fräulein Louiſa Stappaerts iſt ein vielverſprechendes Talent. Der ganze Reiz der Jugend iſt über

ihre liebenswürdigen Poesieen ausgegossen, die zarteste jungfräuliche Grazie ist es, welche sie so anziehend macht. Die flaemische Sprache hat sich leider dieses Triumphes nicht zu rühmen, denn Louisa Stappaerts dichtet in französischer Sprache. Sie hat, wie fast alle Belgierinnen der höheren Stände, eine französische Erziehung erhalten, und es ist deshalb natürlich, daß ihre Poésies réligieuses, wie ihre Pâquerettes in der Sprache entstanden, welche ihr zum Verständniß ihrer ersten Anschauungen und Empfindungen geholfen hat. Doppelt wünschenswerth ist es darum, daß die beiden Frauen, welche schon so manchen schönen Beweis ihres Talentes gegeben, nicht in ihrem Streben ermatten, wie dies die neueren Verhältnisse der Frau van Ackere, und das im letzten Jaerboekje erschienene Gedicht der Frau Courtmans, befürchten lassen. Möchten Beide es doch recht lebhaft erkennen, daß ihr Vaterland ein Recht hat, noch vieles Schöne von ihnen zu erwarten.

IX.

Eine Soiree bei Willems.

Ha! dat moet men bekennen, niets gelykt aen de fransche politesse.
Karel Ondereet, de Gallomanie.

Herr Willems hatte uns für den geſtrigen Abend eingeladen. Ich freute mich, bei dem ruhmvollen Verfechter der flaemiſchen Sprache einen Kreis ehrlicher Flamänder anzutreffen. Ich trat in einen ſchönen Zirkel von Herren und Damen, und wurde ſogleich auf das Sopha feſtgepflanzt, zwiſchen zwei Damen, von welchen die eine die Frau des Hauſes war. Sie ſtellte mich meiner Nachbarin zur Linken vor. Mein neu erlerntes Flaemiſch ſo ſchnell als möglich zu einer kleinen Anrede zuſammenſetzend, drückte ich ihr meine lebhafte Freude aus, eine Anhängerin der flaemiſchen Bewegung in ihr begrüßen zu dürfen. Meine Anrede wirkte aber anders, als ich es erwartet hatte; offenbar erſchrocken, ſah mich die Dame mit Augen an, in welchen das höchſte Erſtaunen zu leſen war.

Wenn es einer Dame in unſeren Salons einfiele, plötzlich odenwälder Deutſch zu ſprechen, ſo könnte die Beſtürzung nicht größer ſein. Sie murmelte einige undeutliche franzöſiſche Worte, worauf ich ſie in derſelben Sprache fragte, ob ſie es denn nicht vorziehe, ſich in der Landesſprache zu unterhalten? Mais le français c'est la langue du pays erwiederte ſie mir, et c'est bien la votre aussi car je sais bien qu'en Allemagne on parle le français comme chez nous, c'est chose connue. Ich erlaubte mir, ihr zu wiederſprechen, worauf ſie mit ziemlicher Zuverſicht ſagte: Mais les représentations de théatre, les discours des chambres, les déclamations tout cela se fait en français. Abermaliger Widerſpruch von meiner Seite. Mais si la langue française n'est pas votre langue de préférence, comment cela se fait il que vous avez l'habitude de la parler? Ich ſagte ihr, daß wir Deutſche alle Sprachen lernten, und nachdem wir ſie alle erfaßt hätten, um ſo freudiger zu unſerer Mutterſprache zurückkehrten. Darum ſei ich erſtaunt, zu hören, daß die Belgier die ihre ſo ganz verachteten. Ah, que voulez vous, c'est une langue entiérement gatée, c'est la langue du peuple et vous excuserez Madame que je ne puis revenir de ma surprise de vous l'entendre parler. Das war ein Mißgriff, dieſe Dame hatte keinen Antheil an der flaemiſchen Bewegung.

Es wurde Muſik gemacht. Herr Willems iſt ein liebenswürdiger Hausherr, und verbindet mit ſeiner Ge-

lehrſamkeit das immer ſeltener werdende Talent, ein liebenswürdiger Geſellſchafter zu ſein. Er war friſcher und jovialer, als alle unſere modernen jungen Männer. Herr Willems iſt ſehr muſikaliſch und hat die Freude, in ſeinen beiden Kindern zwei ſchöne muſikaliſche Talente aufblühen zu ſehen. Vater, Tochter und Sohn ſangen bald zuſammen, bald allein. Fräulein Willems hat eine ſchöne Altſtimme, der Knabe jene hellen Töne, welche uns Engelgeſang ahnen laſſen. Willems ſang allerliebſte altflaemiſche Volkslieder vom zwölften und dreizehnten Jahrhundert, am meiſten aber freute ich mich, ihn unſere deutſchen Lieder ſo rein und ſchön vortragen zu hören.

Eine junge Klavier-Künſtlerin ließ darauf alle Kunſtfertigkeit der modernen Schule los und entwickelte eine Kraft und Gewandtheit der Finger, welche bei 15 Jahren immer erſtaunenswerth waren. Doch ihr Spiel ließ meine Seele kalt. Ledegank dagegen, der mit ſeiner Frau anweſend war, ſchien ſehr davon ergriffen und verſicherte, daß, wenn er ſein Gedicht an's Klavier nicht ſchon geſchrieben, das Spiel der jungen Künſtlerin ihn gewiß dazu begeiſtern würde. Ich theilte bei dieſer Gelegenheit dem verehrten Dichter die Uebertragung mit, welche Maria in dieſen Tagen verſuchte, und er hatte ſpäter die Güte, ſie genau mit ihr durchzugehen und ihr einige kleine Veränderungen anzugeben. Im Ganzen war er ſehr zufrieden damit, was Willems veranlaßte, Original und Ueberſetzung vorzuleſen.

Das Klavier.

Künſtler! wenn die Finger fliegen
Ueber glatte Taſten hin,
Töne ſich vereinigt ſchmiegen
Wechſelvoll in Melodie'n;
Weißt du, daß in den Akkorden
Wunderſam, gleich Zauberworten,
Eine ſüße Sprache weht;
Eine Sprache, die uns rühret,
Die den Geiſt der Erd' entführet,
Die das Herz allein verſteht.

Oft an ſchönen Lenzestagen
Wall' ich in das weite Feld,
Wenn der Sonne goldner Wagen
Noch des Weſtens Rand erhellt.
Längs der friſchen grünen Wieſen
Hör' ich ſanft das Bächlein fließen,
Murmelnd zieht's den Wald entlang;
Und ich lieb' beim Abenddüſtern
In den Blättern leiſes Flüſtern,
Wie ein Seufzer, ſchwermuthbang;

Oder wo die Heerde irret,
Glöcklein klingt mit hellem Schall,
Wo die Taube klagend girret
Bei des Echo's Wiederhall;
Wo aus nimmer müder Kehle
Mir das Lied der Philomele,
Gleich lebend'ger Orgel ſchallt,
Das vor allen Sängerchören
Wunderbar und rein zu hören
Strömet durch den weiten Wald.

Bei dem tauſendfachen Leben
In den Stimmen der Natur,
Die als Weihrauch aufwärts ſchweben
Zu der blauen Himmelsflur,
Fühl' ich ſeliges Entzücken,
Nicht durch Worte auszudrücken;
Und herab zum Erdenland
Ziehſt du, was in höhern Räumen,
Mir nur lebt in ſchönen Träumen,
Rührt die Saiten deine Hand.

Ja, wenn deine Finger fliegen
Ueber glatte Taſten hin,
Töne ſich vereinigt ſchmiegen
Wechſelvoll in Melodie'n,
Dann enttauchen den Akkorden,
Wunderſam, gleich Zauberworten,
Bilder, nun in lichter Schöne,
Dann, gleich wildem Sturme wetternd,
Bald verſöhnend, bald zerſchmetternd,
Nach dem Machtſpruch deiner Töne.

Hold, wie Apfelblüthen koſen,
Womit ſich der Garten ſchmückt,
Wie die Blüthe ſüßer Roſen,
Die bei Lilienſchnee entzückt:
Oder ſchwarz, wie nächtig Dunkeln,
Klar dann, wie der Sonne Funkeln,
Die im Oſt beginnt die Bahn;
Wie des Sommerabends Lüfte,
Bringt der Weſtwind Blumendüfte,
Oder wild wie der Orkan.

Leichte Klänge! helle Töne
Wie des Kindes hüpfender Gang,
Eh'rner Tritt der Heldenſöhne
Folgt der Scherze heiterm Klang.
Leiſer dann und langſam tönend,
Wie ein Herz, das angſtvoll ſtöhnend,
Unter Kummer, Sorgen bebt;
Oder ähnlich dem Chorale,
Der im blauen Himmelsſaale
Feurig zu dem Höchſten ſchwebt.

Oft beſchwören deine Lieder
Liebesgrüße, traulich mild,
Bringen mir in Träumen wieder
Längſt vergang'ner Tage Bild.
Freudig hoffen, bang erbeben
Fühl' ich neu den Buſen heben,
Und die Wonne taucht empor;
Doch zumeiſt auf meinen Wangen
Fühl' ich Wehmuthsthränen hangen
Um das Glück, das ich verlor.

Kannſt du mir den Zauber künden
In der Macht der Melodie,
Das Geheimniß mir ergründen
Deiner Kunſt und Harmonie?
Nein, Natur ſchenkt ihnen Seele,
Wie dem Sang der Philomele,
Der empor zum Himmel zieht;
Wie des Zephyrs leiſem Tone,
Säuſelnd durch die Pappelkrone,
Wie dem Quell, der murmelnd flieht!

Und finden Sie nicht, fragte ich eine andere Dame, nachdem sie Ledeganck's Dichtung gehört, daß die flaemiſche Sprache reich genug iſt, um das Starke, wie das Weiche, ſchön und würdig auszudrücken? Ich verſtehe nicht genug flaemiſch, war die Antwort, um mir ein Urtheil zu erlauben, aber das Deutſche klang ſo ſchön, ſo melodiſch, ich werde Deutſch lernen, und auch Du, mein Kind, ſollſt es mir lernen, ſagte ſie zu ihrer Tochter. Maria wurde nun gebeten, eine deutſche Compoſition zu ſpielen, ſie wählte ihr Lieblingsſtück, ein Lied ohne Worte von Mendelsſohn. Die ſeelenvolle Kompoſition ergriff die Zuhörer um ſo mehr, da ihnen dieſe Art Muſik noch ganz fremd war.

Wolf feierte einen Triumph, das deutſche Lied und deutſche Spiel ſo gut aufgenommen zu ſehen und fing in ſeiner Herzensfreude eine flaemiſche Unterhaltung an; es ging ihm aber, wie mir. Uebrigens iſt viel Affektation bei dieſer ſcheinbaren Unwiſſenheit des Flaemiſchen mit im Spiel, denn ich habe mich überzeugt, daß in den erſten Häuſern flaemiſch geſprochen wird, wenn man unter ſich iſt. Nur ſo bald ſie in die Welt treten, werfen ſie das Flaemiſche ab, wie einen alten Flausrock, und behängen ſich mit franzöſiſchem Flitter. Unter dem eigentlichen Volk herrſcht das Franzöſiſche weniger, als man es glauben ſollte, ſie verſtehen es zwar faſt alle, aber ſie radbrechen es auf ſchauderhafte Weiſe. Ein junger Maler Antwerpens begrüßte vor einiger Zeit den Gouverneur der Provinz mit den drolligen Worten: comment vous portes tu? Nicht

ſelten geißeln die Schriftſteller die Gallomanie der höhern Stände, ſo Ondereet in ſeiner „Gallomanie," Conscience in „Liska van Roſemael" ꝛc.

Doch ich vergeſſe meine Soiree, die ihrem Ende zueilt. Die junge Klavier-Virtuoſin entfaltete noch einmal alle ihre ſchimmernden Vorzüge, und als ſie unter donnerndem Beifall ihrem Sitze zuſchwebte, belohnte ein mütterlicher Kuß auf die Stirne ihre glänzenden Leiſtungen und von allen Seiten klang es: adorablement, c'était un concert des cieux, prodige étonnant, talent admirable, ſo ſchloß ſich der Abend bei dem Verfaſſer des Gedichtes aen de Belgen.

X.

Eine pauvre honteuse.

Sie ſtreifte die goldnen Locken
Von ihrem Angeſicht,
Sie hob ſo ſüß erſchrocken
Ihr blaues Augenlicht;
Und in den Niſchen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürſtenbau.
L. Uhland, die deutſche Poeſie.

Ich ſaß in der Dämmerung in meinem Zimmer ganz vertieft in Willem's Gedicht aen de Belgen:

Ein Belgier bin ich auch und darf zu Belgiern ſprechen,
Ich darf mein Vaterland und ſeine Ehre rächen,
Die Zither ſtimm' ich kühn auf vaterländ'ſchen Ton,
Und Waffen ſuch' ich mir für unverdienten Hohn,
Ich will die freie Sprach' der Ahnen wieder adeln;
Wer mag die treue Glut für die Geliebte tadeln?
Ich ſog ſie mit der Milch, las ſie auf Bruders Grab,
Grüßt' ſie im Vaterton, der mir den Segen gab.

Da pocht es leiſe an meiner Thür. Ich vergaß, daß ich in Belgien unter Fransquillons war, und rief herein

Eine hohe Geſtalt trat vor mich hin, es war eine Frau, von Kopf bis zu den Füßen in die ſchwarze Mantille oder Faille gehüllt, welche unter den flaemiſchen Bürgerklaſſen ſo viel getragen wird. Mit einem gewiſſen ſchüchternen Stolz trat ſie dicht vor mich hin und aus der dunklen Faille ſahen mich ein Paar große bekannte blaue Augen an. Wer biſt Du, fragte ich erſtaunt, denn die Geſtalt flößte mir Achtung ein. Du kennſt mich, erwiederte ſie, ich bin eine Verſtoßene, Verbannte, Geächtete, die Gewaltigen im Lande haben mich verurtheilt und verwieſen, die Reichen und Vornehmen treten mich mit Füßen, aber das treue Volk hat mich nicht verlaſſen, in der Hütte der Armuth habe ich eine Zuflucht gefunden, und die kleinen Kinder lieben mich und holen mich heimlich in die Kinderſtube, wenn die Eltern aus ſind und die franzöſiſche Bonne in den Geheimniſſen von Paris ſich verloren hat. Dann erzähle ich ihnen die ſchönen Sagen von „Gottfried von Bouillon", von dem lieben „Margarethchen von Limburg", von „Roeloff dem Schmied", und von all den ritterlichen Helden, mit denen ich einſt auszog zu Kampf und Sieg, und wenn dann die Kleinen alle an mir hangen und nicht müde werden zu hören, da wird mir wohl und warm um's Herz, dann lege ich ſie in ihr Bettchen, falte ihnen die kleinen Hände und ſage ihnen das Gebetchen:

O Maria, zoete vrouwe!
Ik bid u met opregte trouwe,
Dat gy bidt Jesus onzen heere,
Dat hy my van zonden tot deugden keere.

Manchmal, wenn die Eltern unter ſich ſind und die Bonne in's Theater geht oder auf den Ball, dann erlauben ſie wohl, daß ich mich in der Wohnſtube am Kamin niederſetze, dann ſind ſie auch wohl freundlich mit mir und denken an die Zeit, wo ſie auch klein waren und ich ſie auf den Armen trug. Aber wenn mir dann das Herz aufgeht und die Thränen mir in's Auge treten, dann erſcheint einer jener verhaßten Fransquillons mit glatten Handſchuhen und glatten Worten, dann iſt's aus mit mir, der Hausherr ſtößt mich aus dem Zimmer, die Hausfrau wirft mir grimmige Blicke zu und ruft nach der Bonne, ich aber flüchte an den Feuerheerd kauere in die warme Aſche nieder und murmele vor mich hin:

Ik geloof niet dat men een vrouw ter wereld vinden mogt,
Die meer droefheid en rouw in haer huwelyk overbrogt,

und wenn ich dann ſeufzend verſtumme, dann tritt die rothwangige Lysje zu mir und tröſtet mich mit den Worten:

Als dese vrouwen dede, naer all haer groot ellend,
hebben zy in prys en vrede alzoo hun leven g'end.

Aber ein Zufluchtsort iſt mir geblieben, dort flüchte ich hin, wenn der Kummer mein Herz erdrücken will. Die Gotteſtempel waren ja immer die Freiſtatt der Verurtheilten, dort falle ich auf meine Knie und bete inbrünſtig zu Gott und unſrer lieben Frauen, daß ſie mein armes Volk aus den Banden der Eindringlichen befreien wollen, und wenn dann die Orgel ſtark und feierlich ihre Klänge brauſen

läßt, und Gottes Wort in meinen eigenen Lauten zu mir ſpricht, dann faſſe ich Muth und gehe mit leichtem Herzen zurück in meine Hütte, und wenn dann der Schlaf meine Augen ſchließt, dann grüßt mich oft ein wunderſchöner Traum. Dann ziehen die alten Ritter und Helden heran, auf ihren Schilden heben ſie mich empor, von den Bannern ſieht mich vertraut der flandriſche Löwe an, und unter Siegesmuſik tragen ſie mich durch die Straßen. Sie ſchwieg, ihre blauen Augen ſtrahlten, im Feuer der Rede war ſie immer ſchöner geworden, die Wolken, welche auf ihrer Stirne gelegen, waren verſchwunden, die Faille war ihr vom Haupt gefallen, und lang und golden wallten die Locken ihr um Bruſt und Schulter, ſie war nicht zu verkennen, die Schweſter der holden Germania.

Es iſt kein Traum, ſprach ich bewegt, es iſt Ahnung der ſchönern Zukunft, auch ich ſehe dich getragen auf den Schilden deiner kräftigen Söhne, wie Poſaunenklänge ſchmettern die Feuerworte de Laet's, kühn voran trägt Conſcience das Banner mit dem Löwen von Flandern und der muthige Ryswyk ſingt mit ſtarkem Ton:

Und mag auch ihre Blitze ſchmettern
Auf mich herab die freche Schaar,
Frei klingt mein Lied aus Sturm und Wettern,
So wie es klang durch vierzehn Jahr.

Darum verzage nicht, denn deine Schweſter Germania bietet dir hülfreich die Hand, ihre Söhne werden ſich für dich waffnen, ſchon trägt der deutſche Rhein dir ihre Grüße und Lieder herüber. Hat nicht

unſer größter Barde Uhland dich aufgeſucht in deiner Niedrigkeit, er, der einſt mit erweckendem Harfenklang die deutſche Poeſie ihrem Zauberſchlaf entriß, führt dich freundlich der hohen zu, und die Wogen des alten Rheins rauſchen jubelnd dem neu beſtätigten Schweſterbund.

Ihr aber, ihr unnatürlichen Kinder der Verlaſſenen, die ihr euch eurer Mutter ſchämt, die ihr euch nicht ſcheut, ihr den Fuß auf den Nacken zu ſetzen, und in das Hohnlied des Unterdrückers zu ſtimmen, ihr ſeid nicht werth, daß ihr ein Vaterland habt, nicht werth, daß Kinder euch Vater und Mutter nennen, nicht werth, in der Heimatherde zu ruhen, aber werth, daß die Franzoſen euch verſpotten und verachten, euch Affen und Beduinen nennen.

XI.

Mariken von Nymwegen; die Sage vom weiblichen Fauſt der Niederlande. (Antwerpen 1615.)

Aus dem Titel iſt ſchon zu entnehmen, daß hier von einem weiblichen Fauſt die Rede iſt. Dieſe Sage iſt in der That ſehr poetiſch, und ich wünſchte, daß ein tüchtiges Talent Geſchmack daran fände. Mariken lebte bei ihrem Oheim, einem frommen Prieſter, dem ſie Haus hielt. Sie wohnten drei Meilen von Nymwegen, und Mariken mußte die gewöhnlichen Hausbedürfniſſe von dorten holen. Eines Tages ſchickte ſie der Oheim mit einer Summe von acht Stübern fort, um Eſſig und Oel, Salz und Schwefelfaden zu holen. Er empfiehlt ihr an, da es leicht über die vielen Einkäufe Nacht werden könnte, doch lieber bei ſeiner Schweſter über Nacht zu bleiben, denn es ſchicke ſich nicht für eine ſchöne luſtige Maid wie ſie, allein bei Nacht zu gehen. Die Schweſter des Prieſters, an welche Mariken gewieſen wurde, iſt eine heftige Politikerin, und hält eben eine Art von poetiſchem Klubb; ſie ſchien, ſo drückt ſich

die Sage aus, eher eine wüthenden Teufelin als ein Chriſtenmenſch. Mariken grüßt ſie eintretend mit den Worten:

Chriſtus mag dir verſüßen jed Leid
Und die du lieb haſt beſchützen vor Qual alle Zeit.

Die Politikerin erwiedert mit Flüchen und Schimpfen Marikens Gruß, und ſchlägt ihr Geſuch um ein Nachtlager rund ab. Mariken iſt durch das unheimliche und gehäſſige Weſen der Muhme ſo aufgeregt und empört, daß ſie mit den Worten ſcheidet:

Ich frage nach keinem Lebendigen mehr,
Und käme der Teufel ſelbſt zu mir her.

Sie tritt nun mit der ſinkenden Nacht allein den Rückweg an, und wie ſie ſo verlaſſen und einſam draußen im öden Felde iſt, wandelt ſie die Luſt an, ſich zu erhängen; zuletzt bricht ſie in die Worte aus:

Komm her zu mir, und ſteh' mir bei,
Gott oder Teufel, 's iſt mir einerlei.

Der Teufel erſcheint nun, und ob Mariken anfangs ſehr über die unheimliche Geſtalt erſchrickt, ſo geht ſie doch nach und nach auf ſeine verführeriſchen Vorſchläge ein, zumal da er ihr verſpricht eine, Frau der Frauen aus ihr zu machen. Sie fragt ihn, wie er heiße; er ſagt Moene, (Moon, Dämon) und bittet ſich aus, daß ſie ihren Namen Mariken gegen einen andern vertauſche. Er verſpricht ihr, da ſie einen beſonderen Hang zu den Wiſſenſchaften zeigt:

Willſt du werden mein ſüßes Lieb,
Sollſt du noch heute ſonder gleichen
Die ſieben freien Künſte, Rhetorika,
Muſik, Logik, Grammatika,
Geometrie und Arithmetika
Und Alchymie erreichen.

Er fügte hinzu:

An Gold und Perlen und Edelſtein
Soll nimmer Mangel bei dir ſein.

Mariken fordert von dem einäugigen Moene, daß er ihr eine Kunſt lehren ſolle, die er unerwähnt ließ.

Negromantie iſt eine Kunſt, die unvergänglich iſt.
Mein Ohm iſt darin erfahren und klug;
Er thut manchmal Wunder, er hat auch ein Buch,
Darnach weiß er den Feind zu beſiegen,
Daß er durch ein Nadelöhr muß kriechen;
Die Kunſt müßt ihr mich lehren auch.

Moene bringt ſie durch den Vorwand, daß dieſe Kunſt zu gefährlich ſei, davon ab. Auf ſein wiederholtes Verlangen, verſpricht Mariken, ihren Namen gegen den Namen Emmeken zu vertauſchen, und das Zeichen des Kreuzes nicht mehr zu machen; ſie begiebt ſich alsdann mit Moene auf die Wanderſchaft.

Indeſſen nun Mariken mit dem Böſen ſchwelgt und praßt, und alles durch ihre Gelehrſamkeit in Erſtaunen ſetzt, iſt daheim der Ohm ſehr beſorgt um ſie. Er erkundigt ſich bei ſeiner Schweſter nach ihr, die aber nichts von ihr wiſſen will, und bald darauf ihre verdiente Strafe

findet. Der Oheim kehrt betrübt nach Hauſe. Mariken und Moene erſcheinen nun in Antwerpen, im Wirthshaus zum Baum. Sie ſetzt die daſelbſt verſammelten Gäſte in Erſtaunen durch ihre Gelehrſamkeit.

Sollte es Geometrie nicht ſein,
Daß ich weiß wie viele Tropfen Wein
Sich in dieſer Kanne finden?

Moene.

Ja Lieb, der Kunſt kannſt du dich rühmen,
Ich lehrte ſie dich geſtern erſt.

Emmeken.

Logica lernt ich auch darnach
Darin bin ich feſte.

Das Erſtaunen der Wirthsgäſte wächſt und ſteigt auf's höchſte, als ihnen Moene kundgiebt, daß ſie die ſieben freien Künſte kennt.

Aſtronomia und Geometria,
Arithmetika, Logika und Grammatika,
Muſika und Rhetorika iſt die allerälteſte;
Darin kann ſie auch disputiren,
Gleich Einem, der thät in Löwen ſtudieren.

Die Geſellen verlangen eine Probe der allerälteſten Kunſt zu ſehen. Emmeken macht darauf einen ſehr künſtlich verſchlungenen Reim, der indeſſen nicht zu überſetzen iſt. Der Schluß deſſelben iſt:

Von jeher gab es gar viele Thoren,
Durch Unkunſt geht die Kunſt verloren.

Emmeken wandelt indeſſen nach und nach eine unheimliche Ahnung über das eigentliche Weſen ihres Be-

gleiters an. Doch er weiß die aufſteigenden Gedanken immer wieder zu verſcheuchen, und ſo bleiben ſie ſechs Jahre in Antwerpen. Da aber bekommt Emmeken Luſt, ihren Oheim und ihre Freunde zu beſuchen. Nach manchen Einwendungen geht endlich Moene darauf ein. Sie ziehen nun nach Nymwegen, wo ſie juſt am Ommeganysdag ankommen. An dieſem Tage finden Aufführungen und Spiele ſtatt. Mariken ſagt zu Moene:

Mein Ohm pflegt dazu her zu kommen.
Ich hörte ihn ſagen manchmal ſchon,
Dies Stück ſei beſſer als mancher Sermon.

Dem Moene wird es unbehaglich, das Stück beginnt mit der Klage Maſchero's: „Breherio Maſchero, Advokat von Lucifer, bringt die Klage vor den oberſten Richter, daß Gott ſich der ſündigen Menſchen mehr denn der armen Geiſter erbarmt." Lucifer wendet ſich nun kühn an den Höchſten mit der Frage: Warum er ſich der täglich ſündigenden Menſchheit mehr erbarme, als der Geiſter? Der Herr antwortet: Wer bei Zeiten bereut, findet Gnade in Ewigkeit. Lucifer ſagt darauf: Das war anders zu Zeiten des alten Bundes. Worauf der Erlöſer einwendet: Warum wäre ich am Kreuz geſtorben, als um den Menſchen Gnade zu bringen? Darauf folgt die Antwort: Darum mußt du jetzt ſtrenger ſein als zuvor, denn was die Menſchen ſonſt nicht gewagt haben, das dürfen ſie jetzt kühnlich thun. Dem Herrn ſcheint dies einzuleuchten, denn er ſagt: So ſie ſich nicht beſſern, ſoll mein Schwert der Gerechtigkeit hineinfahren. Unſere liebe Frau tritt zur Vertheidigung des

Menſchengeſchlechtes auf, und erſucht ihren Sohn doch, wie er es ſchon manchmal in ähnlicher Noth gethan, Sonnenfinſterniſſe, Erdbeben und Kometen dem Menſchengeſchlechte zur Warnung zu ſchicken. Der Erlöſer ſpricht Worte der Barmherzigkeit, und Emmeken wird dadurch ſo gerührt, daß ſie Moenes Wunſch ſich zu entfernen, nicht nachgiebt. Masſchero bittet nun den Herrn, ihm zu erlauben, daß er die Menſchen züchtige, worauf die Muttergottes in echt weiblich verſöhnender Weiſe, eintritt:

Denk an die Bruſt, daraus du einſt geſogen,
Denk an den Leib, der liebend dich getragen,
Denk an das Leid, das du am Kreuz erduldet,
Denk an das Blut, das all du ausgeſtrömt.
War das nicht Alles um der Menſchheit willen,
Auf daß ſie ſollte zu dem Vater kommen?
Denn ſelbſt haſt du geſprochen: Alle Sünde
Hat jetzt ein einz'ger Menſch auf ſich genommen,
Er ruft euch zu mit himmliſchem Erbarmen,
Ihr ſollt empfangen ſein mit off'nen Armen.
Dies war dein Wort — die Menſchheit kann's bezeugen.

Chriſtus.

Ich ſprach's, vergeſſen hab' ich's nicht Frau Mutter,
Und noch ſag' ich: hätt' ein Menſch ſo viel Sünden
Begangen, als den Bau des Uebels gründen,
Kehrt er zurück, ſoll er erkoren ſein.
Ich litte eher doppelt noch die Pein,
Die mir die Juden vormals angethan.
O Menſchenherz geh' in dich, denk daran!

Immer reumüthiger wird Emmeken, immer unruhiger

Moene; zuletzt, da all sein Dringen auf Entfernung vergebens ist, faßt er sie mit Gewalt, und fliegt mit ihr in die Luft. Der fromme Oheim erscheint zu rechter Zeit, und auf sein wirksames Gebet, läßt der Teufel die Beute fallen. Emmeken ist trostlos, der Oheim sagt zu ihr: Niemand ist verloren, der sich nicht selbst verloren giebt.

Der Böse wird indessen wieder dreister, und der Oheim verscheucht ihn mit dem Brevier. Der geistliche Herr führt nun Mariken, das seinen Namen wieder angenommen, zum Dekan, aber kein Priester will sie von der großen Schuld absolviren. Sie ziehen deshalb zum Bischof nach Köln, und der Oheim nimmt das Hochwürdigste mit, welches ihm auch sehr zu Statten kommt, denn Moene folgt ihnen auf dem Zuge nach. Er darf sich zwar nicht nähern, reißt aber Eichen aus, und wirft sie nach ihnen. Auch der Bischof in Köln wagt nicht, das arme Mariken zu absolviren; sie zieht deshalb mit dem Oheim zum Papst nach Rom. Dort bekennt sie, daß sie des Teufels Buhle sieben Jahr gewesen. Der Papst sagt: Soll ich so tief greifen dürfen in den Schatz der Barmherzigkeit? Endlich trägt er ihrem Oheim auf, drei eiserne Ringe schmieden zu lassen, und sie ihr um Hals und Arme zu legen. Zur Zeit wenn die Ringe vertragen seien, oder abfielen, solle sie entsündigt sein. Mariken verläßt Rom und geht nach Mastricht in's Kloster, wo sie strenge Buße thut. Da sendet ihr nach Jahren Gott einen Engel, der ihr die Ringe abnimmt. Sie sagt:

Mir träumt', ich ſei in den Himmel gezogen,
Da kamen viel weiße Tauben geflogen,
Die ſchlugen die Bande mir ab mit den Schwingen.
O Gott! ſoll die Gnade Erlöſung mir bringen?
Ja, ja, 's iſt kein Traum, denn hier liegen die Bande,
Und die Seele fliegt jubelnd zum himmliſchen Lande.

Man ſagt, in Maſtricht ſei Marikens Grab, an drei eiſernen Ringen kenntlich, zu finden.

XII.

Einige Auszüge aus holländiſchen Dichtern. Hooft. Bilderdijk. Helmers. Spandaw.

Ich habe heute in den Dichtungen Pieter Hooft's, eines Zeitgenoſſen Vondels geleſen, welche in ihrer graziöſen Spielerei mit der Sprache, an unſern Rückert erinnern. Man urtheile ſelbſt:

Schönheits-Attribute.

Leuchtend weiße zarte Händchen,
Feine Diebchen, Feuerbrändchen,
Herzen, die ihr eingefangen,
Euch an jedem Finger hangen.
Ihr rubindurchglühte Spitzen,
D'raus verborg'ne Funken blitzen.
Süß geſchwellte, holde Lippen,
Zähnchen, Alabaſterklippen,
Die dem ſchwankend leichten Boot
Meines Herzens Schiffbruch droht.
Blitzeleiter, Augenſonnen,
Die ſo manchen Sieg gewonnen.

Deren leuchtend heller Schimmer
Ueberſtrahlt der Sterne Flimmer.
O, den Tag könnt ihr erwecken,
Daß ſich muß die Nacht verſtecken.
Stärker ihr als Sternenlicht,
Denn der Sonne weicht ihr nicht.
Meine Welt dürft ihr verklären,
Wie die Sonn' die Hemiſphären.
Euren Perlenmutter-Schein,
Schließt durchſichtig Elfenbein,
Doch geſchloſſen oder offen
Wird durch Euch mein Herz getroffen.
Brauen, wunderholde Bogen,
Die Cupido's Hand gezogen,
Schmal und edel, fein und ſtolz,
Dunkel, wie von Ebenholz.
Nette Ränder von dem Schrein,
Der da ſchließt Juwelen ein.
Wangen zart von Eis und Glut,
Lilienmilch und Roſenblut.
Mund der von Granaten ſtammt,
Kohle die mein Herz entflammt.
Stirne, offen ſchön und wahr,
Leuchtend wie die Lilie klar,
Wie des Meeres Spiegelbahn
Ziehſt du meine Augen an.
Ihr anmuthig goldne Flocken,
Feingekräuſelt helle Locken,
Zart durchſichtig Labirinth
Wie's der Seidenwurm nicht ſpinnt,
Duftgewebe, Zauberfädchen,
Dran mich lenkt das ſüße Mädchen,

D'raus sie Schlingen dreht zu fangen,
Netze, d'rin so manche hangen.
Flöckchen, Löckchen zum Entzücken,
Schelme seid ihr voller Tücken,
Leicht gelockte gold'ne Flocken,
Leicht gelockt um leicht zu locken,
Schiffbruch habt ihr mir geschworen,
Denn die Bahn hab' ich verloren.
Wie soll ich mich noch erretten,
Da ihr webet Sklavenketten,
Die mit Banden mich umwanden,
Daß ich stranden muß und branden;
Ach, an einem einz'gen Riff
Scheitert schon ein schwaches Schiff.
Gern versengen Schmetterlinge
An umtanzter Glut die Schwinge,
Und wie schnell ist der gefangen,
Der so gern in's Netz gegangen.

Bilderdijk der so hoch gestellt wird, ist durch seine endlose Breite für uns ungenießbar; seine kleineren Lieder, die er nach klassischen Vorbildern dichtete, sind anmuthig, z. B.

Amor und der Dichter.

Amor.

Dichter, singe mir zu Ehren,
Sing' ein einzig Liedchen mir!
Was auch sein mag dein Begehren
Alles, alles schenk ich dir.

Dichter.

Dir zu Ehren! Ach ich habe
Nichts von dir als herbe Pein.
Sage, du vermeſſ'ner Knabe,
Welcher ſüße Lohn wird mein?

Amor.

Meiner Mutter Siegeswagen
Zieh'n zwei wunderſchöne Tauben,
Singe mir, ſo will ich's wagen
Eine dir davon zu rauben.

Dichter.

Von den Tauben eine rauben
Die ſo treue Lieb' umflicht,
Die ſo innig, lieb und minnig,
Nein, Despot, das darfſt du nicht.

Amor.

Nun, ich ſchenk' dir meinetwegen
Ihren ſtolzen Schwanenzug,
Der dich kühn dem Licht entgegen
Trägt im luftigen Wolkenflug.

Dichter.

Dichter braucht nicht fremde Schwingen
Ihn zu tragen himmelan,
Auf ſich ſchwingen, wird er, ſingen
Selber muß ein weißer Schwan.

Amor.

Nun, ich ſchenk' dir meine Binde,
Die gewebt der Mutter Hand,
Fühle Freund, wie zart, gelinde
Dieſes weiche Seidenband.

Dichter.

Nein, kein Schleier ſoll mich blenden,
Keine Binde vor's Geſicht!
Frei will ich die Blicke ſenden
In Selenen's Augenlicht.

Amor.

Sieh den Pfeil der raſch beſchwinget
Noch im gold'nen Köcher ruht,
Der die ſchönſte Bruſt durchdringet
Mit der Liebe Schmerzensglut.

Dichter.

Nein, behalt' ihn, herbe Schmerzen
Weckt er, und mir graut davor;
Keine Schmerzen ihrem Herzen,
Das ich liebend mir erkor.

Amor.

Nun, ſo nimm denn eh' ich ſcheide
Meine beſte Gabe an:
Meines Bogens ſtarke Saite
Spann auf deine Zither, Mann!

Dichter.

Gieb! daß meine Hand die Saite
Auf die gold'ne Laute zieht.
Wie dem Pfeile, ſo ertheile
Schwungkraft jetzt ſie meinem Lied.

Friedrich Helmers, der auf Bilderdijk folgte, ſcheint mir ſeinen Vorgänger bei weitem überflügelt zu haben. Viel reicher an ſchöpferiſcher Kraft, an Gedankenfülle,

an Poeſie, vereint er mit dieſen Haupteigenſchaften eines Dichters, auch noch die ſchöne Form. Sein Heldengedicht, „die holländiſche Nation,“ verdiente ganz übertragen zu werden; ich theile einſtweilen die Einleitung dazu mit.

Die holländiſche Nation.

Ich jauchze, ſank auch unſ'rer Sonne Schein,
Daß, Niederland, ich deinem Grund entſproſſen,
Daß von dem Glanz ein ſchwacher Schimmer mein,
Der einſt die Welt mit ſeiner Pracht umſchloſſen.
Daß von dem Ruhm, der kränzt der Ahnen Reih'n
Als Erbtheil uns noch grüne Zweige ſproſſen.
Ich ſchwör's bei ihm, die Tugend unſ'rer Ahnen
Soll mich an Dank, an Lieb' und Treue mahnen.

Ja, Niederländer will ich ſtolz mich heißen,
O Vaterland! mein ganzes Leben lang,
Ich neige mich dich huldigend zu preiſen,
Verſchmähe nicht den kunſtlos ſchwachen Sang.
Der Väter Tugend ſingen meine Weiſen,
Die Heimattreue, ſo ſie ſtark durchdrang;
Die Seefahrt die ſich ſtolzes Ziel erkoren,
In Unermeßlichkeit des Meers verloren;

Den großen Sinn, der unbeſtochen ſtand
Stolz in Gefahr, in Stürmen unerſchüttert,
Der klug im Rath mit Ruhm der Welt bekannt;
Den Muth zur See, vor dem der Feind gezittert;
Den Schöpferblick, der drang in's Sternenland,
Den Geiſt, daran der Stürme Wuth zerſplittert,
Die Palmen, die ihr Haupt mit Ruhm erglänzen,
Das Themis, Phöbus und Minerva kränzen.

Ihr, die mein Singen hört, bei den Gebeinen
Der Väter huld'gend ihrer Wahrheit denkt,
Ihr, die vermögt aus Dankbarkeit zu weinen,
Ihr, deren Bruſt der Ahnen Sinn geſchenkt.
Für euch nur ſing' ich, Ihr ſeid werth der Reinen,
Ihr, die mit mir das Haupt erröthend ſenkt
Um Hollands Schmach — Ihr würd'ge Heimatſproſſen,
Euch nur erkennt mein Herz als Landsgenoſſen.

Ihr, die mit Weib und Kind in ſtiller Nacht
Um's Trauerloos des Vaterlandes klaget,
Erhebt euch! ſchwand zur See auch unſ're Macht,
Noch glänzt die Spur, die einſt ſo hell getaget.
Des Namens Ruhm zu wahren ſeid bedacht,
Nicht unter'm Drucke unſer's Weh's verzaget,
In jungen Herzen ſucht den Stolz zu nähren,
Auf daß ſie, Niederland! dich neu verklären.

Die jungen Pflanzen pflegt! Einſt werden's Bäume,
Die ſtark und feſt trotzen des Sturm's Gewalt,
In ihrem Schatten reifen unſ're Träume,
Wir ſuchen Troſt darunter, wenn wir alt,
Bis unſer Geiſt entflieht in ſchön're Räume.
O Phantaſie! dich ruf' ich nicht, Gehalt
Soll ſich mein Lied durch Wahrheit nur erringen,
Sie ruf' ich an, ſie ſpornet mich zu ſingen.

Ja Phantaſie, nicht deinen Glanz, den reichen
Ruf' ich herab auf dies mein Heimatlied,
Wohl Zauberſchlöſſer hieß durch dich entſteigen
Arioſt der Dichtung leuchtendem Gebiet;
Doch ich verſchmäh' dich jetzt — nur Wahrheit zeigen
Soll mir die Bahn darauf michs mächtig zieht.
Für ſtrenge Wahrheit, für mein Vate:land
Iſt ſtark und tief mein Dichterherz entbronnt.

O Heimathliebe, tief dem Herzensgrund
Als ſtärkſter Zug der Seele eingegoſſen,
Dein Gottesruf giebt überall ſich kund;
Der Kamtſchadale, den das Eis umſchloſſen,
Dem Wallfiſchthran erhellt den nächt'gen Grund,
Wähnt ſich von Enna's Sonnenſtrahl umfloſſen,
Sieht einen Himmel in der matten Küſte,
Und trägt nach Südens Auen kein Gelüſte.

Beſeele mich, auf daß mein glühend Hangen
Am Vaterland, durchlob're was ich ſinge,
Schweb' mir als Genius voran, empfangen
Laß mich den einz'gen Lohn darnach ich ringe,
Daß durch mein Lied, in Herzen aufgegangen
Der Keim zu edlen Thaten ſtolz entſpringe.
Wenn ihm zu Theil wird ſolch ein reicher Segen,
Kann ich getroſt zur Ruh' in's Grab mich legen.

Der „ſeligſte Augenblick des Lebens," von Spandaw, zeichnet ſich durch ſelten Wahrheit und Tiefe der Empfindungen aus, ich füge darum dieſes Gedicht, dem kleinen Kranze bei.

Der ſeligſte Augenblick des Lebens.

Tiefempfindender Mann und Vater
Im Beſitz von Weib und Kind,
Dem durch jede Lebensader
Hochgefühl von Wonne rinnt,

Der, was Seel' und Sinn entzücket,
Alles was uns hier beglücket
Dankt der Liebe und Natur,
Sage mir, was dir im Leben
Reinſte Seligkeit gegeben,
Zeig' mir jener Stunde Spur.

War's als dir im jungen Herzen
Glühte unbekannte Glut,
Als dir wallten ſel'ge Schmerzen
Durch das jugendliche Blut?
Als du zogſt um Wald und Auen
Lieb und Leiden zu vertrauen,
Und das Echo aufzuſuchen?
Als des theuren Namens Klang
Bach und Waſſerfall durchdrang,
Du ihn ſchnitteſt in die Buchen?

War es, als dir freundlich tagte
Süßer Hoffnung Morgenſchein,
Als ein Blick der Jungfrau ſagte:
Daß ihr Herz in Liebe dein;
Als du neben ihr gegangen
Sahſt erglühen ihre Wangen,
Als ſie floh, geſenkt das Haupt;
Du ſie fandſt im Schattengrunde,
Und von ihrem lieben Munde,
Halb geſchenkten Kuß geraubt?

War's, als von der Lippe Beben
Ihr das ſüße Wörtchen floß,
Das der Wünſche höchſtes Streben
In dem ſel'gen Klang verſchloß?

War's, als Hymen euch verbunden,
Als dein Arm beglückt umwunden
Deine Gattin ſanft und hold?
Oder, als mit Herzensſchlagen
Sie dir ſtammelnd kam zu ſagen,
Daß ſie Mutter werden ſollt'?

Ja, ich rufe mir im Herzen
Jugendliebe warm zurück,
Doch die Stunde höchſter Schmerzen
Barg zugleich mein höchſtes Glück.
Als ſie rang mit Schmerz und Beben,
Vaterwonne mir zu geben,
Gottes herrlichſtes Geſchenk;
Dieſer ſchönſten aller Stunden
Die mir Qual und Glück verbunden,
Bin ich ewig eingedenk.

Mann und Vater, dich verſtehen
Kann ich, denn dies angſtvoll Glück,
Dieſe Hoffnung, Furcht und Wehen
Ruf' auch ich mir jetzt zurück.
O, wer kann die Qualen nennen,
Die im Männerbuſen brennen,
Wer die ſchmerzenvolle Luſt,
Die zerrinnt in Glutakkorde,
Weil die Sprache keine Worte
Für das heil'ge Glück der Bruſt.

Bald will Hoffnung dich begrüßen,
Dein Gebet ſtieg himmelan,
Doch das kurze Glück zu büßen,
Faßt dich jetzt Verzweiflung an.

Horch! ein Ton dringt dir zu Ohren,
Gott! dort wird ein Menſch geboren.
Mann! dein Kind den Ton erhebt;
Jauchze! Klag' iſt Lebenszeichen,
Angſt und Bangen mußten weichen,
Jauchze! Kind und Mutter lebt!

Mann, dein Kind wird dir gegeben,
Fühle jetzt dich ſelber nur,
O, ſein trüber Gruß an's Leben
Iſt der Hymnus der Natur.
Ob die Tön' in's Herz dir ſanken?
Ob du kannſt der Gottheit danken,
Ob dein Wort den Schöpfer preiſt?
Nein, zu ſtark was dich durchwühlet,
Heil'ge Vaterwonne fühlet
Stumm nur dein entzückter Geiſt.

Dichter, die Ihr Ideale
Schildert in dem ſchönſten Licht,
Glühend vom Begeiſt'rungsſtrahle
Dieſe Stunde malt Ihr nicht.
Jüngſt ein Abgrund noch der Leiden,
Nun ein Himmel ſel'ger Freuden.
Jüngſt ein Weib in Weh' und Schmerz
Schon dem Tode preisgegeben,
Nun das ſchönſte Bild im Leben
Schließt das Kind ſie an ihr Herz.

O das Weinen von dem Kinde,
O des Auges Freudenſtrahl!
Letzte Thräne fließt gelinde,
Denn es trinkt zum erſtenmal.

O du hochbeglückter Vater,
Himmelsruh' in Seel' und Ader,
O du Wunder der Natur!
In der Seele Hochentzückung
Nach der tiefſten Qual Entrückung,
Zeigt euch dieſe Stunde nur.

XIII.

Brügge. Monumente, Kirchen, Theater-Vorſtellung, Volkslieder. Das Taubſtummen-Inſtitut des Abbé Carton.

O Brügge! Stolz vom Niederland
In jener ſchönen Zeit,
Wo unſ're Ahnen weltbekannt,
Durch Ruhm und Tapferkeit.
Du biſt die weit berühmte Stadt
Von Glanz und Ruhm erhellt,
Der man mit Recht gegeben hat
Den Namen goldne Welt.
Renier.

Wir fuhren mit der Treckſchuyt auf dem Kanal von Gent nach Brügge. Es war acht Uhr des Abends als das Schiff abging. Ein Mann zu Pferde, der es zog, und von Zeit zu Zeit in ein Horn ſtieß, ritt am rechten Ufer in der klaren Dämmernacht voran. Es war ein herrlicher Abend, ſternhell, nur zu kühl, um auf dem Verdeck zu bleiben. So nahmen wir das Pavillon, welches wir für uns gemiethet hatten, in Beſchlag. Es war nett eingerichtet, wie die Kajüte in den Dampfſchiffen, nur kleiner. Unſer Schiff glitt wie ein Geiſterſchiff über das ſtille Waſſer des Kanals. Die Landſchaft lag in den Armen

der Nacht und des Schlafes, wie ihr eigener Schatten da, die Sterne blickten aus der ſchwarzen Flut noch geheimnißvoller als da droben aus der Höhe. An einſamen Mühlen kamen wir vorüber, deren Bewohner wahrſcheinlich in ihren friedlichen Träumen die lang gehaltenen Töne des Hornes hörten, welche der flaemiſche Burſche in die Nacht hinein blies. Es ging ſo langſam vorwärts, ſo ganz wie ein Geiſterzug, daß es ſchon heller Tag war, als wir in Brügge anlangten. Nachdem wir von der durchwachten Nacht uns durch ein Frühſtück etwas erholt hatten, begannen wir unſere Wanderung. Brügge trägt mehr denn andere flandriſche Städte ein mittelalterliches Gepräge, wir ſahen aber in kurzer Zeit zu viel, als daß ich eine klare Erinnerung davon behalten hätte. Am meiſten imponirten mir die prachtvollen Grabmäler der Maria von Burgund und Karls des Kühnen, deren in Bronze gegoſſene Statuen auf den mit Wappen und Inſchriften verzierten Marmorſärgen ruhen. Maria von Burgund hat mich immer intereſſirt, ſo jung, ſchön und unerfahren, ſollte ſie die Zügel der Herrſchaft über ein kühnes, gährendes Volk führen, das ſtärkere Hände nicht zu bändigen vermochten.

Eine Kirche, welche genau dem heiligen Grabe nachgebildet iſt, war mir intereſſant als Reſultat einer durch fromme Beharrlichkeit ausgeführten Idee. Ein Bürgermeiſter der Stadt Brügge hatte es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, ſeiner Vaterſtadt ein getreues Bild des heiligen Grabes durch eine Kirche zu geben; in welcher der gläubige Sinn ſich an das wirkliche Grab des Heilands ver-

ſetzen könnte. Er pilgerte mit ſeiner Ehefrau nach Jeruſalem, um ſich ſelbſt auf's genaueſte von der Kirche zum heiligen Grabe und ihren inneren Verhältniſſen zu unterrichten, und ſtiftete bei ſeiner Rückkehr die eben genannte Kapelle. Die Sage erzählt, daß er zum zweitenmal die mühevolle Wanderung nach Jeruſalem unternommen, weil er vergeſſen habe, ſich die Zahl der Nägel in den Thüren genau zu bemerken. Als er von ſeiner zweiten Pilgerſchaft glücklich wiedergekehrt war, und ſein Werk vollendet hatte, fand ſeine fromme Seele Ruhe, und ihm wurde der einzige Lohn, den er verlangt hatte, mit ſeiner Ehefrau, die mit gleicher Innigkeit ſich ſeiner Idee angeſchloſſen hatte, in der von ihm geſtifteten Kapelle zu ruhen. Aus dieſer dunkeln, kleinen, ungeſchmückten Kirche, wo man in den Eingang zu dem heiligen Grabe kriechen muß, traten wir bald darauf in die helle, glänzende, elegante Kirche der engliſchen Nonnen. Der Kontraſt jenes Jahrhunderts, in welchem einfache Frömmigkeit die Menſchen ſo begeiſtern konnte, daß ſie an die Durchführung einer frommen Idee ihr ganzes Leben, Gut und Blut ſetzten, mit der jetzigen nüchternen Zeit konnte nicht frappanter dargeſtellt werden, als durch die beiden ebengenannten Kirchen. Die Kirche der engliſchen Nonnen machte mir eher den Eindruck eines modernen, höchſt eleganten kleinen Opernhauſes, eines Salons- oder Konzert-Saals. Das Licht fällt von oben herab aus einer Kuppel. Vier und zwanzig Arten von Marmor ſchmücken die Kanzel, welche eben ſo gut ein Kapellmeiſter einnehmen könnte, und glänzendes Gitterwerk

trennt die Orgel von dem Kirchenraum. In die Wand sahen wir mehrere Marmortafeln eingefügt, welche die Grabstätte heimgegangener Nonnen bezeichneten. Auf einer derselben las ich den Namen der Tochter des Sir Thomas More, (nicht zu verwechseln mit dem irischen Anakreon Thomas Moore). Thomas Morus war bekanntlich Großkanzler von England unter Heinrich VIII. und ist eines der Opfer, welche die blutige Despotie des Tyrannen dem Tode durch Henkershand überlieferte. Die Leidenschaft des Königs für Anna Boleyn war der Grund seiner Entzweiung mit Thomas Morus, und den Gegenstand seiner Liebe wie seines Hasses brachte er unter das Beil. Die Tochter scheint sich nach diesem blutigen Riß durch ihr Leben in dieses Kloster zurückgezogen zu haben. Als ich darüber nachdenkend vor ihrem Grabsteine stand, veranlaßte mich ein leises Rauschen, aufzusehen, und ich bemerkte hinter dem Gitter eine schneeweiße Nonnengestalt, die wie ein Schatten an der Orgel vorüberstrich, und an der anderen Seite der Mauer verschwand. Wäre der Ort nicht so hell und freundlich gewesen, so hätte ich geglaubt, das blutige Ereigniß, welches ich heraufbeschworen, habe die schlummernde Tochter noch einmal an's Tageslicht gelockt.

Von so viel Schönem, welches ich an einem Tage gesehen, war der berühmte Kamin von Brügge mir besonders merkwürdig. Man hat lange dieses Kunstwerk für ein Denkmal zu Ehren Karls des Kühnen gehalten, jedoch haben die neuesten Forschungen bewiesen, daß es der Verherrlichung Karls V., und zwar der Erinnerung seines Sieges

bei Pavia geweiht ist. Die Statue des Kaisers, den seine Ahnen im Herrscherpomp umgeben, ist majestätisch und imposant, sein weltbeherrschender Arm ist gebietend erhoben, sein Haupt ist noch nicht unter der Last der Krone gebeugt. Von allen anderen Kunstschätzen Brügges ist mir kein besonderer Eindruck geblieben, weil ich zu viel in kurzer Zeit und deshalb nichts sah. Van Eycks und Memlings, die Chatte de St. Ursule und der weiße Bär, Kapuzinerkirche und Rathhaussaal, eins wurde von dem andern verdrängt; nur das Institut des Abbé Carton riß mich aus der Blasirtheit, in welche ich durch die Uebersättigung von Kunstwerken gerathen war.

Für den Abend waren wir zu einer Theater-Vorstellung von der Maetschappy van Tonneel en Letterkunde eingeladen. Sehr überrascht war ich, als am Schlusse der Vorstellung ein Vorhang plötzlich ein sehr geschmackvolles Tableau enthüllte, in welchem die belgische Muse, ihrer deutschen Schwester, die Hand reichte. Der flanderische Löwe und der deutsche Adler waren natürlich nicht vergessen. Zuletzt verklärte sich die Gruppe in griechischem Feuer, zugleich traten von beiden Seiten weißgekleidete mit Rosen bekränzte Kinder vor, welche uns die Diplome als Mitglieder der Gesellschaft überreichten. Einen sehr warmen Anhänger der flaemischen Sprache und Literatur in Brügge lernte ich in Herrn de Jonghe kennen, der schon 1820 Gedichte in flaemischer Sprache herausgab. In Brügge bestehen zwei Vereine, welchen ähnliche Vaterlandsgefühle zu Grunde liegen. Der eine

iſt der Erhaltung nationaler Monumente geweiht, der andere „société d'émulation“ hat die Veröffentlichung hiſtoriſcher Memoiren und Dokumente zum Zweck. Brügge erforderte einen längeren Aufenthalt und verdiente eine beſſere Schilderung ſeiner Denkwürdigkeiten als ich ſie hier zu geben vermag. Die Eindrücke drängten ſich, ein Bild verjagte das andere, und ſo kam ich zu keiner klaren Anſchauung.

In Brügge habe ich einige hübſche Volkslieder erobert:

Ich ſtand auf hohen Bergen
Schaut' auf das Waſſer hin,
Ein Schifflein ſah ich treiben,
Drei Reiter ſaßen darin,
Der eine, der ſtand in meinem Sinn.

Der allerjüngſte Reiter,
Der in dem Schifflein war,
Der reichte mir zu trinken,
Den Wein im Glaſe dar,
Gott lohn's ihm, der das war.

Ich trinke dirs zu, du Kleine!
Du haſt nicht Gut und Hab'
Und weil du ein armes Mägdlein biſt,
So laß ich von dir ab,
Denn du haſt ja keine Hab'.

Ob ich ein armes Mägdlein bin,
Verlaſſen bin ich nit;
Ich reite nach einem Klöſterlein,
Gott lohn's ihm, der mir's rieth,
Daß ich von allen Freuden ſchied,

Ach Jungfrau, wollt ihr in's Kloſter geh'n
Und dorten empfangen die Weih',
Wie gerne möchte ich wiſſen,
Wie euch die Nonnenkleider ſteh'n,
Da ihr nun wollt in's Kloſter gehn.

Doch als ſie in das Kloſter kam,
Da war ihr Vater todt.
Im ganzen Land kein Kind man fand
Von ſolchem Reichthum groß,
Jetzt nicht mehr habelos.

Das hat der Reiter vernommen.
Auf! ſattelt mir mein Pferd!
Daß ſie ins Kloſter gekommen,
Die ſo mein Herz begehrt,
Das iſt wohl reitenswerth.

Und als er an das Kloſter kam,
Da klopft er an dem Ring:
Wo iſt das jüngſte Nönnelein,
Das zuletzt die Weih empfing?
's iſt ein ſo ſchönes Kind.

Das allerjüngſte Nönnelein
Euer Auge nie mehr ſchaut,
Es ſitzt in ſeiner Zelle,
Erhebt als Jeſu Braut
Sein Stimmlein hell und laut.

Das allerjüngſte Nönnelein
Trat vor den Reitersmann,
Ihr Haar war abgeſchnitten.
Um die Liebe war's gethan,
Sie hatt' den Schleier an.

Du magſt wohl heimwärts reiten,
Du ſtolzer Reitersmann,
Magſt dir eine andre ſuchen,
Um's Lieben iſt's gethan,
Ich hab' einen andern Bräutigam.

Als ich ein arm klein Mägdlein war,
Trateſt du mit Füßen mich,
Weil ich ein arm klein Mägdlein war,
Schierteſt du dich nicht um mich,
Gieb nun zufrieden dich.

Es kamen drei Reiter geritten,
So ferne aus deutſchem Land.
Ihre Kleider waren ſchlechte,
Keine beſſern Reiter man fand.

Sie kamen vor einer Wirthin Haus,
Wo man zapfte den kühlen Wein,
Frau Wirthin, wir tränken ſo gerne
Schenkt ohne Geld uns ein.

Worauf ſollt' ich euch borgen,
Ihr kommt aus fremdem Land,
Eure Kleider, die ſind ſchlechte,
Habt weder Geld noch Pfand.

Da ſprach das Mägdlein ſchnelle:
Zapft nur den Reitern den Wein,
Für alles was ſie verzehren
Dafür will ich Bürge ſein.

Da ſprach die Wirthin ſchnelle:
Nun ſprich mir nicht ſo ſtolz,
Sie werden dir helfen verzehren
Dein Silber und auch dein Gold.

Da ſprach das Mägdlein wieder:
Ich wollt' der jüngſte Reiter wär' mein,
Und ich könnte mit ihm ziehen
Von hier bis Straßburg an den Rhein.

Der Jüngſte warf den Mantel ab,
Und in des Mägdlein's Schoos;
Da ſtand der edle Reiter,
In einem Wamms von Golde roth.

Aus meinem Tagebuche.

Tief ergriffen kehre ich ſo eben von der herrlichen Anſtalt zurück, in welcher der Abbé Carton, wie ein ſegenbringender Geiſt die unglücklichſten Geſchöpfe der Menſchheit mit ihrem Schickſal zu verſöhnen ſucht. Leider fanden wir den Abbé nicht zu Hauſe. Eine Nonne empfing uns, und führte uns in den Speiſeſaal, in welchem die Taubſtummen und einige blinde Mädchen bei Tiſche ſaßen, Außer den Taubſtummen und Blinden befindet ſich ein unglückſeliges Geſchöpf, Anna mit Namen, in der Anſtalt, welches die Natur mit beinahe unerhörter Grauſamkeit in's Leben ſtieß, denn Anna wurde ſtumm, taub und blind geboren. Dieſes dreifach arme Kind, noch obendrein durch

das Schickſal in beſchränkte Lebensverhältniſſe geſetzt, brachte in einem Eckchen am Feuerheerd ſein dunkles ſtummes tonloſes Leben zu. Achtzehn Jahr war ſie alt, als der Abbé Carton von ihr hörte und es dahin brachte, ſie in das Taubſtummen-Inſtitut aufnehmen zu dürfen. Durch beinah unbegreifliche Ausdauer und die ſcharfſinnigſte Anwendung ſeiner durch die reinſte Menſchenliebe erworbenen Studien gelang es ihm, das Mädchen aus einem ganz thieriſchen Zuſtand zu dem vernünftigen menſchlichen Weſen heranzubilden, welches ſie jetzt geworden iſt. Als das Mittagsmahl beendigt war, forderte die Nonne, welche uns eingeführt hatte, Anna auf, ſich mit uns zu unterhalten. Dieſe Nonne iſt eine wahrhaft liebenswürdige Erſcheinung, eine echte barmherzige Schweſter. Ihr Ausdruck iſt ſo mild und klar, ihre ſchönen braunen Augen ſind ſo ſanft und verſtändig, daß es mir wahrhaft wohl that, eine ſo edle Natur als Schutzgeiſt dieſen Armen zur Seite zu wiſſen. Welch' ſchöne Beſtimmung! Wie ein Weſen höherer Art durchwandelt dieſe reine Geſtalt ihren irdiſchen Lauf, unberührt von den Stürmen der Erde, vom verſengenden Hauch der Leidenſchaft, ſegenbringend, barmherzig verſöhnend, in heiliger himmliſcher Liebe. Anna weigerte ſich, auf die vorgeſchlagene Unterhaltung einzugehen; die Nonne zog ſie mit ſanfter Gewalt an den Tiſch, aber nur wiederſtrebend ließ ſie ſich dazu bewegen; es war offenbar etwas, was ſie ſtörte. Auf meine Frage zeigte die Nonne lächelnd auf das Halstuch des Mädchens, welches ſie bei Tiſch mit Waſſer oder Suppe naß gemacht hatte. Sie ſchämte ſich

deshalb wie ein kleines Kind und wollte ſich unſeren Blicken entziehen. Die Nonne beruhigte ſie und erklärte ihr durch Zeichen: daß ein Mann und zwei Frauen gekommen ſeien, ſie zu ſehen. Darauf zog Anna einen kleinen Schlüſſel hervor und öffnete ein Pultchen, welches in Fächer eingetheilt ihre kleine Moſaik von Worten enthält, die ſie nach Belieben zuſammenſetzt. Dies ſind kleine Kärtchen, welchen die Worte mit einem Stift oder einer Nadel erhaben aufgeprägt ſind. Anna ſuchte ziemlich ſchnell die verſchiedenen Kärtchen, und ſetzte dann genau in einer Linie auf eine kleine Tafel, welche vor ihr lag, die Worte: Ik groet u Mynheer (Ich grüße Sie, mein Herr). Wolf reichte ihr die Hand, und ſie ſtreifte ſogleich den Ring, welchen er am Finger trug, ergriff dann ſchnell die Hand der Nonne, vereinigte ſie mit der Hand unſeres Begleiters, und legte ihre gleichſam ſegnend darauf. Es war ein Moment, von deſſen Sonderbarkeit das arme Mädchen keine Ahnung hatte; die Nonne war aber offenbar von der ſeltſamen Situation berührt, vergebens hatte ſie die Vereinigung ihrer Hand mit der des fremden jungen Deutſchen zu vermeiden geſucht, und mit hoher Röthe auf dem ſchönen Angeſicht ſie zurückziehen wollen. Anna beharrte auf ihrem Sinn, ſie wollte eigentlich nur damit ſagen, daß der fremde Mann einen Ring trage, wie ihr Schutzengel. Sie hatte keinen Begriff von den total verſchiedenen Kreiſen, in welche dieſe beinah gleichen goldenen Ringe ihre Eigenthümer für's Leben bannten, und doch waren es zwei Verlobungsringe; nur galt der eine dem Himmel, der andere der Erde. Um

dem ſeltſamen Moment ein Ende zu machen, zog Wolf ſanft ſeine Hand aus der weißen der Himmelsbraut, und gab der armen Anna eine Silbermünze. Sie war ſehr erfreut darüber, und nachdem ſie lange mit ihrer irdiſchen Vorſehung berathen hatte, was ſie dafür kaufen wolle, beſchloß ſie, dieſes zu einem Taſchentuch zu benutzen. Ich dachte ihr eine Freude zu machen und gab ihr das meine, aber nachdem ſie es prüfend durch die ſchmalen feinen Finger gezogen, und den Batiſt und Spitzenbeſatz erkannt hatte, weigerte ſie ſich durchaus, es anzunehmen, und erklärte: es paſſe ſich nur für Damen, die Hüte trügen. Sie hält ſehr darauf, nur ſolche Dinge zu tragen, die ſich für ihren Stand eignen, und iſt darin unerſchütterlich, ſo gern ſie wie jedes Kind, Geſchenke annimmt. Frau v. A., die Gemahlin des preußiſchen Geſandten wollte ihr vor einiger Zeit eine ſeidene Schürze ſchenken; ſie nahm ſie aber durchaus nicht an. Nachdem wir uns noch eine Weile mit Anna unterhalten, bat eine andere der jungen Taubſtummen uns durch Zeichen, vor die große ſchwarze Tafel zu treten, welche an der Wand des Saales hing. Pfeilgeſchwind hatte ſie auf den ſchwarzen Grund mit weißer Kreide in ſchönen klaren Schriftzügen die Worte geſchrieben: Je vous prie, Madame, de vouloir bien nous faire le plaisir de noter votre nom. Wolf ſchrieb darunter: Madame de Ploennies, poëte allemande, et sa fille, ſie antwortete ſchnell: J'ai l'honneur de vous remercier de votre bonté; dans quelle contrée de l'Allemagne habitez vous? Auf unſere Antwort Dans le Grand–Duché de Hesse–Darm–

stadt, war sie nun offenbar orientirt, ja diese taubstummen Mädchen scheinen mir fester in der Geographie zu sein, als manche der unsrigen, die mit fünf Sinnen begabt sind. Die schöne Nonne führte uns in den anstoßenden Saal, in welchem ein Klavier stand. Dort traten die blinden Mädchen zusammen und sangen einstimmig mit heller Stimme und ergreifendem Ausdruck den schönen Choral: O Sanctissima. Die Vorsängerin, ein junges Mädchen von 18 bis 20 Jahren, hauchte ihre ganze Seele in den Gesang, sie schwebte auf den reinen Tönen, sah über ihrem dunklen Erdenlauf wie eine Lerche dem Morgen entgegen, der ihr auf diesem Sterne nicht tagte. Es war rührend zu hören, wie diese vier Stimmen mit einander in das Reich der Melodieen emporflogen. Nachdem der Choral beendet war, setzte sich die Vorsängerin an's Klavier, präludirte und sang dann ein Schweizerlied, die drei anderen fielen von Zeit zu Zeit ein. Aber dies machte einen so schmerzlichen Eindruck, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Sie sang von Sonnenschein und Frühling, von Blumen und Sternen, von Liebe, Glück und allen Freuden der Erde, — der Kontrast war herzzerreißend. Marie steckte ihr leise einen Ring an den Finger, obgleich sie ihn nicht sehen konnte, so goß doch die Freude einen sanften Schimmer auf ihre Wangen. Wir entfernten uns schweigend, die liebliche Nonne begleitete uns zur Pforte, schloß sie auf, und zog sich wie eine wohlthätige Gottheit in ihr stilles Heiligthum zurück.

XIV.

Brüssel. Ein Abend bei Alfred de Laet. Geefs Atelier. Das Monument der Freiheit. Die Gudula-Kirche. Die Bibliothek von Burgund. Herr de Reiffenberg.

Es war schon spät, als wir in Brüssel ankamen. Kaum aus den Waggons gestiegen, klangen uns schon herzliche Willkommsgrüße entgegen. Ohne eigentlich zu wissen, von wem wir so freundlich empfangen wurden, überließen wir uns der Leitung der uns begrüßenden Männer, und ehe wir es uns versahen, standen wir in einem festlich erleuchteten Saale. Eine anmuthige Frau trat mir mit schwesterlicher Herzlichkeit entgegen, es war die Gattin Alfred de Laet's, unseres liebenswürdigen Wirthes. Ein bedeutender Kreis von Schriftstellern und Gelehrten war bei dem Redakteur von Vlaemsch Belgie versammelt und nach und nach wurde ich mit den Männern bekannt, deren Namen mich schon lange interessirten.

Johann Alfred de Laet, trägt in seiner ganzen Erscheinung das Gepräge einer kräftigen offenen flamän-

diſchen Natur. Wohlwollend und herzlich bewillkommnete er uns ohne allen Zwang, ſo daß wir uns bald heimiſch in ſeinem Hauſe und dem Kreiſe fühlten, in welchen wir ſo unerwartet verſetzt waren. Beſonders zog mich das gemüthliche Weſen von Conſcience an. Ganz ſo hatte ich mir den Verfaſſer des Löwen von Flandern und der Siska von Roſemael gedacht. Conſcience, ein Mann im Anfang der dreißige iſt wie die meiſten Flamänder von kräftiger unterſetzter Geſtalt, hat eine wohlwollende Phyſiognomie und ſehr lebhafte braune Augen, die im Feuer ſeines Vortrags Blitze ſchießen. Van Kerckhoven dagegen iſt ſchmal und ſchlank, man könnte ihn für einen achtzehnjährigen Jüngling halten. Sein Kopf iſt echt dichteriſch, beſonders die dunklen Augen mit dem Ausdruck ſchwärmeriſcher Begeiſterung. Intereſſant war mir die Bekanntſchaft Sleeks, welcher kürzlich auf eine ſo glänzende Weiſe die Rechte des Flaemiſchen vertheidigte und Descourts, der obgleich Wallone von Geburt, doch der flaemiſchen Bewegung mit Herz und Seele zugethan iſt. Als Mitarbeiter an dem Noordstar von Antwerpen lieferte er mehrere intereſſante Aufſätze und gab erſt neuerdings eine tief durchdachte Abhandlung heraus, in welcher er auf eine Verſchmelzung der ſämmtlichen Platt- oder Niederdeutſchen und Niederländiſchen Dialekte zu einem einigen Niederdeutſchen hinwies. Er iſt einer der wenigen Flaeminger, welche durch längere Anweſenheit in unſerm Vaterland es recht haben erkennen und würdigen lernen, daß nur Deutſchland der Punkt iſt, auf den Belgiens Auge

gerichtet sein muß, daß von anders her kein Heil für Flamland erblühen kann. Neben de Laet standen an der Redaktion von Vlaemsch Belgie zwei junge Männer, die gleich ihm von echter Begeisterung für die Sache erfüllt, derselben ihre ganze Carriere geopfert hatten. Es waren Sleeks und Jack van de Velde. Der erste war als Lehrer in seiner Vaterstadt Antwerpen angestellt, der andere arbeitete als Notariats-Candidat im Hause seines Vaters, dessen Stelle er vielleicht bald ganz hätte übernehmen können; beide konnten auf diese Weise ruhig in die Zukunft schauen, welches besonders für den ersten als Familienvater von noch größerer Wichtigkeit war, doch schwanden alle diese Rücksichten, als eines Tages Conscience ihnen den Vorschlag machte, mit sehr bescheidnem Gehalte an der Redaktion des neuen Blattes sich zu betheiligen. Mit viel Geschick und Talent vollbrachten sie ihre Sendung und lassen uns nur bedauern, daß sie in jüngster Zeit das Journal den Händen der jesuitischen Partei übergaben. Auch Dr. Coremans befand sich in unserm Kreise; sein Name war mir längst bekannt, und daher die persönliche Bekanntschaft doppelt erfreulich. Dr. Coremans, ein Brüsseler von Geburt, kam im eilften Jahre in Wien zu den Benediktinern, verbrachte seine Jugend in Deutschland, und erlangte die Doktorwürde auf der Universität zu Erlangen. Später wurde er in politische Angelegenheiten verwickelt, namentlich in den bekannten Aufstand von Nürnberg.

Nach einer Haft von achtzehn Monaten auf der

Festung mußte er Bayern verlassen, nachdem ihm schon früher Oesterreich verboten war. Er zog mit seiner Frau, welche ihm in allen Schicksalen mit rührender Anhänglichkeit zur Seite gestanden, in die Schweiz nach St. Gallen, und kehrte, nachdem die Revolution Belgien von Holland getrennt, die Brust voll freudiger Hoffnungen für sein Vaterland, in dasselbe zurück. Außer den Kerkerblumen, die er aus den Fenstern des Gefängnisses seiner Frau zugeworfen hatte, gab er noch sein Epheukränzchen und eine Sammlung Novellen heraus. Zuletzt sahen wir von ihm la presse libre, ein in Brüssel während eines Jahres sonntäglich erscheinendes Blatt.

In dieser Zeitschrift erhob er kräftig seine Stimme gegen die Gallomanie in Belgien, doch das Blatt ging aus Mangel an Theilnahme des Publikums allzubald wieder unter. Als Ordner des deutschen Staatsarchives in Brüssel hat Coremans sich hohe Verdienste erworben, wie dies auch von den bedeutendsten Geschichtsforschern Deutschlands, Hollands und Dänemarks gebührend anerkannt worden ist. Herr van de Voot, Verfasser des Maximilian von Oesterreich und die Herren Karl André und Weiden aus Deutschland waren ebenfalls anwesend. Aus allen diesen kräftigen Gesichtern sprach mich ein heiterer frischer Geist an, lebendiges Interesse, wohlthuende Wärme für alles Schöne beseelte ihre Unterhaltung.

De Laets Feuerworte wurden mit stürmischer Begeisterung aufgenommen; ich selbst war so davon ergriffen,

daß ich ſie am nächſten Morgen in einem Zug überſetzte. Der Schluß der Worte iſt beſonders ſchön.

Die Rieſenaufgab' wurde euch gegeben,
Des Volkes kalten, bleichen Leichnam zu beleben,
Wie Chriſtus Lazarum erweckt aus Todesnacht,
Das todte Vaterland vom Grabtuch zu befreien,
Auf's Neue Seelenglut dem ſtarren Leib zu leihen,
Den friſchen Lorbeerzweig ihm wiederum zu weihen,
Nun eine neue Schaar von Helden ihm erwacht.
Groß, Brüder, iſt das Werk, es heiſcht, daß ohne Wanken
Als Prieſter ihr den Geiſt des Gottes in euch fühlt,
Ihr Sänger habt, als Lohn der innerſten Gedanken,
Verläugnung nur und Spott dem Volke zu verdanken,
Das ſeelenlos und kalt zu euren Füßen wühlt.
Wie Moſes ſollt ihr ziehn auf öder Wüſte Wegen
Mit eurer Brüder Schaar dem Kanaan entgegen,
Doch euer Fuß betritt die heilge Erde nicht.
Nicht hier wird euch der Lohn — einſt fliegt emporgetragen
Ihr gleich Elias auf im goldnen Feuerwagen,
Und leuchtend immerdar lebt euer Nam' im Licht.

Schnell war der ſchöne Abend hingeſchwunden. Frau de Laet geleitete uns in unſer Schlafzimmer, welches hoch gelegen uns am nächſten Morgen einen weiten Blick über die Eiſenbahn hinweg nach der Umgegend von Brüſſel gewährte. Brüſſel iſt eine der ſchönſten Städte, die ich kenne, großſtädtiſch und doch freundlich, luxuriös und voll poetiſcher Punkte, unter welche ich namentlich die Stelle am Ende der rue vogele rechne, wo man die weite Stadt wie ein herrliches Panorama zu ſeinen Füßen ſieht. Um

12 Uhr wohnten wir einer Sitzung der tael en letterkundig genootschap im Regierungsgebäude bei. Der Präsident, Herr de Jonghe empfing uns, der Sekretair Herr van der Voort eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage über die National-Einheit Deutschlands und Belgiens; zum Schluß wurden wir zu Mitgliedern ernannt.

Wir haben heute Geefs Atelier und die Gudula-Kirche besucht. Vorher betrachteten wir das große Monument, welches die Nation den 1830 gefallenen errichtete. Es ist ebenfalls von Geefs, und imponirt auf den ersten Blick durch seine großartigen Verhältnisse. Doch bei längerer Anschauung sank meine Bewunderung statt zu steigen. Die kolossale Statue der siegreichen Freiheit, um welche sich die Katakomben der Gefallenen im Quadrat reihen, ist zwar in ihrer Form schön ausgeführt; dagegen schien mir ihr siegreicher Charakter nicht hervorgehoben. Sie blickt nicht begeistert empor, sondern herab, und wenn ihr Fuß nicht auf zerbrochenen Ketten stände, so könnte man sie eben so gut für eine andre allegorische Figur halten. Der Löwe und die Attribute machen sie zur Freiheit, nicht aber der Ausdruck ihrer Erscheinung. Außerdem stören die an den vier Ecken angebrachten sentimentalen Engel gar sehr. Die Freiheit, meine ich, müsse allein stehn. Groß und stark hat sie die Ketten gebrochen,

nicht blos die Bande der politiſchen Zwangherrſchaft, ſondern auch die Feſſeln der irdiſchen Trauer, ſie iſt frei. In der Erfüllung ihrer göttlichen Idee ſind die Schatten der Erde untergegangen und ſie blickt mit ſtrahlendem Auge empor nach dem Reiche, in welchem einſt dieſe Idee ſich in der höchſten Vollendung offenbaren wird. In Geefs Atelier ſah ich verſchiedene Statuen, welche mich mehr anzogen. Beſonders ſchön war ein gefallener Engel. Auf der herrlichen Geſtalt und den edlen vollendeten Zügen ruhte noch der Widerſchein der göttlichen Schönheit, aber die Seligkeit war gewichen. Der Fluch hatte ſeinen Stempel auf dieſe ſchöne Stirne gedrückt, unter welcher die Augen düſter ja drohend hervor blickten. Wie iſt es möglich, daß Augen ohne Augäpfel einen ſolchen Ausdruck tragen können?

Das in Flandern häufig benutzte Motiv der Genovefa von Brabant, hat auch Geefs zu einer ſehr ſchönen Compoſition veranlaßt; das Kind zumal, welches der Mutter im Schooſe ruht iſt meiſterhaft ausgeführt. Schillers Gedicht, „An der Quelle ſaß der Knabe" und de Laets Zelinde fand ich hier als Marmorpoeſie wieder. Wunderſchön war das Grabmonument einer todten Jungfrau; Byrons Medora fiel mir dabei ein: Each extended tress, long, fair, but spread in utter lifelesness. Ich ſah an dieſem Tage noch zwei Grabmonumente von Geefs, das eine in der Gudula-Kirche iſt dem Grafen Merode geweiht, welcher in der belgiſchen Revolution fiel. Es ſtellt den verwundeten Grafen in halb ſitzender Lage dar, das Piſtol in

der Hand; die Haltung ist edel und leicht, der Kopf paßt zu dem Wahlspruch Plus d' honneur que d' honneurs. Vom Monumente wegtretend zog die geschnitzte Kanzel unsre Aufmerksamkeit an: das verlorene Paradies, aber in der barockesten Auffassung. Ueber Adam und Eva, welche mit tiefgesenkten Häuptern stehn, schwebt der Rache-Engel mit dem feurigen Schwerte. Auf den gebeugten Nacken des ersten Menschenpaares ruht der Fluch der Sündenlast, versinnlicht durch die Kanzel. Eine bedeutende Ironie herrscht offenbar in dieser Composition, in welcher die verbotene Frucht in allerlei neckischer und humoristischer Weise angebracht ist. Die Kanzel selbst stellt die kolossale hölzerne Schale der Sündenfrucht dar. Dies wurde mir durch den derben Kern, der sie im Augenblicke erfüllte, erst recht anschaulich. Ein boshafter Hohn ist in alle Geschöpfe Edens gefahren. Zur Linken des Menschenpaares beißt ein grinsender Affe kräftig in den verbotenen Apfel. Es knirscht dem verhöhnten Paar in die Ohren; es wendet sich verblüfft rechts, da widerholt ein neckisches Eichhorn den ominösen Apfelfraß. Geärgert senkt es das Auge, da entfaltet ein Radschlagender Pfau vor seinem Blick die Eitelkeit der Welt. Dieser hölzerne Humor ist ausnehmend lebendig. Die Kirche durchwandelnd betrachteten wir die alten Glasmalereien, gegen welche die neuern Fenster nicht vortheilhaft abstechen. Sie entbehren ganz der Vorzüge deren die neuere Glasmalerei, zumal in München sich rühmt, namentlich den einer edlen und freien Composition. Johannes der Evangelist mit seinem verdrehten Bein

iſt beſonders häßlich; der Evangeliſt ſitzt da wie in einem Tableau, Falten und Draperieen ſind ſchwer und unſchön. In der Geburt Chriſti hebt Maria die beiden Arme ſteif empor wie eine Puppe. Wie herrlich ſind dagegen die Glasmalereien in der Au-Kirche von München, in welchen Genialität der Compoſition mit dem hochſten Farbenzauber vereinigt erſcheint. Die Gudula-Kirche iſt ein prächtiges Gebäude, das Portal mit den beiden Thürmen iſt von impoſanter Wirkung.

Wir benutzten die Zeit, welche uns bis zum Diner übrig blieb zu einem Beſuche der burgundiſchen Bibliothek. Dieſe bedeutende Sammlung werthvoller Manuſcripte verdankt ihre Gründung Philipp dem Kühnen, welcher große Summen darauf verwendete. Künſtler und Gelehrte wurden von ihm herbeigezogen und beſoldet, um die Bibliothek mit koſtbaren Werken zu bereichern. Vier Jahre lang waren die Brüder Manuels beſchäftigt die Bilder zu einer herrlichen Bibel zu vollenden. Auf Philipps Veranlaſſung ſchrieb die gelehrte Chriſtina von Piſa die Geſchichte Karls des Fünften, Königs von Frankreich. Dieſe intereſſante Dichterin, Tochter eines berühmten Aſtrologen, iſt im vierzehnten Jahrhundert in Bologna geboren, ſie folgte ihrem Vater 1368 nach Paris und vermälte ſich daſelbſt mit Etienne Caſtel, der ſie, nach einer zehnjährigen Ehe, als 25jährige Wittwe zurückließ. In der Erziehung ihrer drei Kinder, und in den Armen der Muſe ſuchte Chriſtina von Piſa Troſt und Zerſtreuung in ihrem tiefen Kummer. Doch weht ein Hauch der Wehmuth durch alle lieblichen Blüten

ihrer Poeſie, wie z. B. durch die folgenden Zeilen, welche ich ihres altfranzöſiſchen Gewandes ſo gut als möglich zu entkleiden ſuchte.

Einſam bin ich, und einſam will ich leben,
Einſam hat mich mein ſüßer Freund gelaſſen,
Einſam der düſtern Schwermuth hingegeben,
Einſam fühl' ich die Trauer mich durchbeben,
Einſam vermag ich nicht, mich zu erheben,
Einſam ſteh' ich wie Keine ſonſt im Leben,
Einſam ſeit mich mein ſüßer Freund verlaſſen.

Einſam bin ich, ob draußen, ob zu Hauſe,
Einſam, von Thränen nähret ſich mein Leben,
Einſam, mag ſtärker auch das Herz mir toben,
Einſam, dem Gram zum Raub dahingegeben,
Einſam wird mich die Dunkelheit umweben,
Einſam hat mich mein ſüßer Freund gelaſſen.

Ein Buch dieſer geiſtreichen Frau, welches ihr Bild enthält, zeigte man mir in der burgundiſchen Bibliothek. Durch die Werke, welche Philipp der Kühne mit der Verlaſſenſchaft ſeines Schwiegervaters, des Grafen von Flandern, Louis de Male, erbte, wurde die Bibliothek bedeutend vermehrt. Unter Johann ohne Furcht, dem Sohn und Nachfolger Philipp's des Kühnen, ſind mehrere koſtbare Werke angeſchafft worden, namentlich ein franzöſ. Manuſcript, Valère le Grand, welches 2,250 Fr. koſtete. Das ſegensreiche Scepter Philipps des Guten, war für Flanderns Künſte und Wiſſenſchaften ein erweckender und ſchützender Zauberſtab. Auch die burgundiſche Bibliothek bereicherte

ſich im Laufe ſeiner langen und friedlichen Regierung ſo ſehr, daß verſchiedene Schriftſteller der damaligen Zeit ſie für die reichſte der Chriſtenheit erklären. David Aubert ſagt in ſeiner Chronique abrégée des Empereurs: „Très renommé et très vertueux prince Philippe, duc de Bourgogne, a dès longtems accoutumé de journellement faire devant luy lire les anciennes histoires; et pour être garny d'une librairie non pareille à toutes autres, il a dès son jeune aige eu à ses gaiges plusieurs translateurs, grands cleres, experts, orateurs, historiens et écrivains, et en diverses contrées en grand nombre diligemment labourans tant que aujourd'hui, c'est le prince de la chrétienneté, sans reservation aucune qui est le mieux garni de authentique et riche librairie, comme tout se peut pleinement apparoir.“ Auch Karl der Kühne, trotz ſeines kriegeriſchen Sinnes, war den Künſten und Wiſſenſchaften hold; unter ihm verbreitete ſich die Buchdruckerkunſt in den Niederlanden, der Bibliothek von Burgund wandte er ſeine beſondere Theilnahme zu. Nach ſeinem tragiſchen Tode fielen die Zügel der Herrſchaft in die Hände ſeiner jugendlichen Tochter Maria. Ihre Vermählung mit Maximilian von Oeſterreich war dem Aufblühen der Künſte und Wiſſenſchaften nicht günſtig, im Gegentheil, veranlaßten Geldverlegenheiten den Herrſcher zu manchem Eingriff in die durch ſeine Vorfahren aufgeſammelten Kunſtſchätze. Mehrere ſchöne mit Edelſteinen verzierte Decken der Manuſcripte wanderten in jener Epoche aus der burgundiſchen Bibliothek in die Hände der Juden.

Die beiden Kinder der Maria von Burgund und Maximilians, Philipp der Schöne und Margaretha von Oesterreich, zeigten früh einen entschiedenen Hang zur Wissenschaft und bestrebten sich die Unordnungen ihres Vaters wieder gut zu machen. Besonders wurde Margaretha, welche die Provinzen als Vormünderin ihres Neffen Karls des Fünften beherrschte, ein glänzendes segenreiches Gestirn für die Literatur jener Tage. Wie dreihundert Jahre später die deutsche Fürstin Amalie von Weimar, zog sie Schriftsteller und Gelehrte an ihren Hof, und that als Regentin weniger Provinzen mehr für Kunst und Wissenschaft als manche Kaiser in ihren ausgedehnten Reichen. Erasmus von Rotterdam, Cornelius Agrippa und Andre rühmten sich ihrer Theilnahme und Freundschaft, und die Burgundische Bibliothek bereicherte sich unter ihrem wohlthätigen Einfluß mit Manuscripten und gedruckten Büchern. Maria, verwittwete Königin von Ungarn, ihre Nichte, von ihrem Bruder Karl dem Fünften, nach dem Tode Margarethens zur Statthalterin der Niederlande ernannt, trat in die Fußstapfen ihrer Tante. Ihr verdankt die Burgundische Bibliothek mehrer kostbare Manuscripte, unter andern das Missale des Ungarn-Königs Mathias Corvinus, und ein prachtvolles Gebetbuch, welches dem Grafen von Flandern Louis de Male gehört haben soll. Nach der Abdankung Karls des Fünften trug Philipp von Spanien mehr als man glauben sollte, Sorge für die Erhaltung und Vermehrung der kostbaren Bibliothek. Der gelehrte Vigelius wurde zum Bibliothekar von ihm ernannt,

doch im Verlauf der politiſchen Unruhen welche ſeine Regierung begleiteten, traten natürlich Stockungen im Felde der Kunſt und Literatur ein. Albert und Iſabella nahmen ſie wieder friedlich in Schutz, und auch ihre Nachfolger ehrten und ſchätzten die herrliche Sammlung, aber im Jahre 1731 zerſtörte eine Feuersbrunſt einen großen Theil der Manuſcripte. Man rettete was man konnte in die Gewölbe des Palaſtes, und hier lagen ſie verborgen und vergeſſen bis 1746 der Marſchall von Sachſen ſie entdeckte und einen guten Theil derſelben als Siegestrophäen mit nach Paris nahm. Dieſe Manuſcripte wurden zwar ſpäter von Frankreich wieder an die Burgundiſche Bibliothek zurückgeliefert, aber ſpäter wurde dieſelbe unter der franzöſiſchen Republick nochmals von franzöſiſchen Händen geplündert. Kamen auch 1815 mehrere der auf dieſe Art entführten Manuſcripte in rothen Saffian-Einbänden und mit Napoleons Chiffre gezeichnet, zurück, ſo ſollen doch einige der koſtbarſten das Pariſer Bürgerrecht, das ſie in der Revolution empfangen, nicht aufgegeben haben. Brüſſel beſitzt indeſſen einen reichen Schatz in der Burgundiſchen Bibliothek, ſie ſoll 20,000 Werke enthalten, deren Katalogiſirung Herr Marſchall mit viel Umſicht und Beharrlichkeit zu Stand gebracht haben ſoll. Dieſe Aufgabe bot beſondere Schwierigkeiten dar, denn als Herr Marſchall die Burgundiſche Bibliothek übernahm, waren alle Manuſcripte in der höchſten Unordnung auf der Erde durcheinandergeworfen. Sie ſind jetzt in ſchönen dazu beſtimmten Schränken aufgeſtellt, und die Schnelligkeit, mit welcher unſere Wünſche

erfüllt wurden, zeugte für die geregelte Ordnung der Aufstellung.

Herr Marschall zeigte uns mit der größten Zuvorkommenheit die bedeutendsten Manuscripte. Vorzüglich zog uns das schon erwähnte mit prächtigen Miniaturen ausgestattete Missale an. Es ist in Bezug auf Kunstwerth die bedeutendste der Handschriften, nie sah ich eine so zarte und meisterhafte Ausführung. Historischen Werth hat es noch dadurch, daß Albert und Isabella bei ihrem Regierungsantritt den Eid darauf leisteten. Dies geschah unter freiem Himmel, die Luft war umzogen und es fiel ein feiner Regen, welcher die Wasserfarben der Miniaturen erweichte. Als Albert schwörend den Zeige- und Mittelfinger auf die Handschrift legte, drückten sich die beiden Finger darauf ab. Man that nichts, um die hierdurch entstandenen Flecken zu restauriren, und so blieben sie bis zu unsern Tagen. Nebst dieser Handschrift sehen wir noch das oben genannte Gebetbuch Ludwigs von Male, des schon sehr verwälschten letzten Grafen von Flandern, der 1354 starb. Es ist weniger schön als reich, ganz in Gold und Azur geschrieben, und mit den schimmerndsten Miniaturen so blendend geschmückt, daß man das Auge unwillkürlich schließen muß. Wohl hätte ich gewünscht, ein Mezzofanti zu sein, um ein japanesisches Manuscript, welches man uns zeigte, entziffern zu können. Dieses exotische Räthsel ist auf verschiednen hölzernen Blättchen aufgezeichnet, welche durch einen Faden zusammengehalten sind. Doch den geistigen Faden, welcher aus diesem Buch-

ſtaben-Labyrinth führen könnte, hat noch keiner gefunden. Die Sammlung der Autographen iſt geeignet, die verſchiedenſten Betrachtungen zu wecken. Welche Charaktere ſind hier friedlich neben einander geſtellt. Der Schriftzug, welcher faſt immer zum Todesurtheil wurde, dem Hunderttauſende zum Opfer fielen, färbt ſich nicht blutig roth neben den friedlichen Zügen des Prieſters der Liebe: Alba's vernichtender Federzug neben denen des ſeelenbelebenden Thomas a Kempis. Die charakteriſtiſchen Federzüge des Mannes, der einſt Europa Geſetze diktirte, der ſeinen Namen in den glühenden Sand Arabiens und in die Schneegefilde von Rußland ſchrieb, bis ſein welthiſtoriſcher Griffel an dem glatten ſtarren Felſen St. Helena's zerbrach, tauchten neben den raſchen entſchiedenen Buchſtaben des Mannes auf, der die Klinge noch beſſer als die Feder zu führen wußte: Napoleon's und Tilly's, der Feldherren des 17ten und 19ten Jahrhunderts. An Beider Ferſe ſchien die Siegesgöttin gebannt, Beide rühmten ſich einer glänzenden Reihe glorreicher Siege, Beider Geſtirn ging unter in der verhängnißvollen Nähe von Leipzig. Die Zerſtörung Magdeburgs war für Tilly, der Brand Moskaus für Napoleon zum Wendepunkt des Glücks geworden. Die Erinnerung an die von ihm heraufbeſchwornen Gräuel bei Magdeburg ſoll Tilly's letzte Stunden verbittert haben und über den nächtlichen Horizont von St. Helena mögen wohl oft die Flammen von Moskau ihren blutigen Schein ergoſſen haben, während die Schatten ſo vieler jugendlicher Krieger, welche die Bereſina verſchlang, ſeufzend am verdüſterten

Auge des gefeſſelten Adlers vorüberſtrichen. Aber auch Federzüge feiner weiblicher Hände zeigten ſich hier neben den kräftigen männlichen. Vor allen zogen mich die Schriftzeichen der deutſchen Fürſtin Maria Thereſia an. Wie ſehr das Andenken der geiſtvollen Herrſcherin in Flandern ein geſegnetes iſt, beweiſt unter anderm folgende Thatſache: Vor einigen Jahren wurde das Lob Maria Thereſia's zum Gegenſtand einer Preisfrage von den „Rhetorik-Kammern" gewählt. Als das Gedicht erſchien, war die Auflage ſo ſchnell vergriffen, daß alsbald eine neue gemacht werden mußte. Bei der letzten ſoll die Zahl der Exemplare an 20,000 betragen haben. Doch auch Maria Thereſia's ſtarker Geiſt konnte ſich nicht ganz der Gallomanie des achtzehnten Jahrhunderts, als deren Hauptrepräſentant ihr großer Gegner Friedrich von Preußen erſchien, entziehen. Nicht genug, daß ſie am liebſten franzöſiſch ſchrieb, ſie begünſtigte auch in den Niederlanden das franzöſiſche Element, und ſtiftete in Brüſſel eine franzöſiſche Akademie. Wäre ihr ſonſt klarer Blick in Beziehung auf Frankreich ein klarer und prophetiſcher geweſen, ſie würde ſich von dem Lande gewendet haben, in welchem ein ſo furchtbares Loos ihre anmuthige Tochter erwartete. Aber der Purpur des Königthrones verhüllte das Schaffot, die Lilien Frankreichs bedeckten das Beil. Die leichten Federzüge der Marie Antoinette lagen vor mir, und ich konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Ah Madame, ce soupir s'attache à la mémoire de la plus malheureuse des femmes, ſagte Herr Marſchall, deſſen

Blick sinnend auf der Handschrift ruhte. Der alte Herr erzählte mir, daß er durch einen Vetter, welcher als Mitglied des National-Konvents der königlichen Gefangenen manchen Dienst geleistet, vielfache Details aus dieser traurigen Epoche ihres Lebens erhalten habe. Marie Antoinette habe schon öfters vergebens ihr Verlangen nach einem Fortepiano und Noten ausgesprochen, da gelang es endlich dem genannten Bürger, ihrem Wunsch durch List Eingang beim Konvent zu verschaffen. Er stellte demselben vor, wie es an der Zeit sei, dem Dauphin, welcher das Gefängniß seiner Mutter theilte, revolutionaire Gesänge zu lehren. Die Aussicht, der Königin hierdurch eine neue Kränkung zu bereiten, bestimmte den Konvent ein Instrument in das Gefängniß bringen zu lassen; zugleich war dem Bürger ** der Befehl zugekommen, für eine Auswahl patriotischer Gesänge zu sorgen. Als der treue Anhänger seiner Königin sie zum erstenmal allein sah, fand er sie in bitteren Thränen vor dem Klavier; vor ihr lag aufgeschlagen die Marseillaise. Schweigend öffnete ** eine verborgene Tasche des Notenbuchs, und Marie Antoinette fand darin ihre Lieblingslieder. Von den beiden schönen Marieen, welche die Krone mit der Binde des Henkers vertauschen mußten, hat mich die Tochter der Maria Theresia immer mehr angezogen, als die schottische Maria. Die hohe Schönheit der Letzteren hat wohl die verklärenden Strahlen auf ihr Bild gegossen, welche noch nach dreihundert Jahren unseren Schiller so erwärmten, daß er sie zu einer Märtyrerkrone um ihr Haupt zusammenflocht.

Auch Vondel hat ein Trauerspiel Maria Stuart geschrieben, welches indessen dem Schiller'schen sehr nachsteht. Maria erscheint darin als Märtyrerin des katholischen Glaubens. Besonders schön ist die Scene, in welcher Maria Abschied nimmt.

Wäre Maria Stuart nicht wunderschön gewesen, man sähe nicht so leicht über die tiefen Schatten ihres Lebens hinweg, aber in der blendenden Sonne ihrer Schönheit lösen sich alle diese Nebel auf, und es hätte ihres tragischen Endes nicht bedurft, um uns ganz mit ihr auszusöhnen. Wie viel höher und reiner steht aber Marie Antoinette da; dennoch ist sie noch zu keiner poetischen Gestalt geworden, und obgleich die Geschichte ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt, so glaube ich doch kaum, daß die Poesie so bald ihr Bild erfassen und wiederbeleben wird, denn der Geist unserer Zeit wird sich eher einen Helden auf der anderen Seite suchen. Unter den weiblichen Autographen befand sich auch das der Kaiserin Josephine, welches mich um so mehr anzog, als ich vor einigen Tagen in Gent ein herrliches Portrait von ihr gesehen. Ein wunderschönes Auge muß sie gehabt haben and oh, her eye was in itself a soul. Josephine hat immer meine Sympathie erregt. Ihre tiefe Liebe zu Napoleon, ihr echt weiblicher Geist, ihr feiner Takt und ihr edles Benehmen bei der Trennung von dem Manne, den sie anbetete, ziehen mich zu ihr hin. Welch bitteres Geschick ihren Helden, dem sie vom ersten Morgenrothe seines Ruhmes bis zur strahlenden Sonnenhöhe mit klopfendem Herzen gefolgt war, ver-

laſſen zu müſſen, weil ſtaatskluge Rückſichten es geboten. Mit welchen Empfindungen mußte ſie die Stelle an ſeinem Herzen einer jungen Fürſtin einräumen, die nichts vor ihr voraus hatte, als die Jugend, die von dem Glück das Joſephinens innere Welt erfüllte, Nichts faßte als die glänzende Schaale, die ſtolz war auf die Vermählung mit dem Kaiſer, aber den Bonaparte nicht begriff. Die arme Joſephine! als der Wendepunkt ſeines Schickſals eintrat, und mit ihm der Moment, wo ihre Liebe, dem Geſchick zum Trotz, ihr älteres Recht hätte fordern können, wo ſie, vor den Verbannten, Entthronten hintretend, hätte ſprechen können: „dem Kaiſer mußte ich entſagen, der Bonaparte iſt mein, meinen Theil an dem Thron konnte ich fahren laſſen, aber die einſame Meeresklippe verlange ich mit ihm zu theilen," als dieſer Moment eintrat, konnte ſie ihn nicht mehr erfaſſen; der Tod hatte ihr einſt ſo ſtrahlendes Auge geſchloſſen.

Die Burgundiſche Bibliothek enthält ſeit einer neueren Eintheilung nur Manuſcripte und bildet bekanntlich eine Abtheilung der königlichen Bibliothek, deren Conservateur en chef der Baron von Reiffenberg iſt. Baron von Reiffenberg iſt als ein Mann von ausgebreiteter Gelehrſamkeit und vielſeitigen Talenten anerkannt. Eine gewiſſe glänzende Leichtigkeit, die Spiritualität, welche die Werke der Franzoſen auszeichnet, macht ſeine Bücher zu einer angenehmen Lektüre. In ſeinem 1839 erſchienenen Werke: Souvenirs d'un pélerinage en l'honneur de Schiller, erklärt der geiſtreiche Verfaſſer von vorn herein:

„oui, j'aime l'Allemagne, je l'aime d'un amour fervent et sincère.“ Unſere Freude darüber erhält aber Pagina 25. auf dem Damſchift einen kleinen Stoß, denn dort heißt es: „les bons allemands, qui ne lisent point nos journaux, et que des publicistes intéressés trompent aisément sur notre compte, s'imaginaient que nous en étions toujours aux convulsions de 1830. Reiffenbergs Charakteriſirung der Deutſchen iſt übrigens echt franzöſiſch pikant: „Les Allemands sont des êtres à deux pieds, qui ont une âme, qui raisonnent et qui fument.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Les Allemands viennent au monde et en sortent la pipe á la bouche.“ Das Auskunftsmittel, welches Herr von Reiffenberg vorſchlägt, um die belgiſche Nationalität und zugleich die franzöſiſche Sprache zu bewahren, will mir gar nicht einleuchten, denn, wenn es gewiß iſt, daß die Sprache ſich dem Gedanken anſchmiegt, wie die Hülle der Seele, wenn jede Nation darum eine mehr oder weniger ſelbſtſtändige Sprache hat, ſo weiß ich nicht, wie etwas Ganzes, Tüchtiges daraus werden könnte, wenn der Vorſchlag des Barons durchginge: Écrire dans la langue des Français et penser en Belges, n'est ce pas un moyen de demeurer nous-mêmes sans divorcer avec le monde? Die Sprache eines Volkes iſt kein Gewand, das ſich wie eine Modetracht abſchütteln läßt, wie die Rinde die den ſtarken Stamm der Eiche bekleidet, aus ihren innerſten Säften gebildet wird, ſo geht die Sprache aus dem inneren Leben des Volkes hervor. Man kann aber die Rinde des Baumes

nicht verletzen oder abſchälen, ohne daß der Baum krank wird oder abſtirbt; eben ſo wenig kann man ein Volk aus der Sprache ſchälen, die mit ihm verwachſen iſt, die ſich innig und ſchützend ſeinem Leben nach allen Richtungen hin angeſchmiegt hat. Die franzöſiſche Sprache iſt aber nur ein glänzender Firniß, der über die Rinde der deutſchen Eiche gezogen iſt. Der deutſche Kern ſteckt darunter und regt ſich friſch und freudig. Schon haben ſtarke junge Zweige ſich der fremden Hülle entrungen, und überall keimt es und treibt es in urſprünglicher Kraft. Jener Ausſpruch des Herrn von Reiffenberg hat natürlich bei allen Vertheidigern der Mutterſprache in Belgien lebhaften Unwillen erregt. Verſchiedene Widerlegungen erſchienen in der Revue de Bruxelles, im Januar 1840 entgegnete Herr P. de Decker, als Autor rühmlichſt bekannt, durch ſeine in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen religiöſen Poeſieen:

„Gern," ſagt er, „erkennen wir an, daß die Rede, welche Herr von Reiffenberg bei Gelegenheit des Schillerfeſtes in Stuttgart hielt, manche geiſtreiche Bemerkung enthält, geeignet beſtehende Vorurtheile ſchwinden zu laſſen, aber was wir ihm nicht vergeben können, ſind die Ausfälle gegen die flaemiſche Sprache, welche er hineinmiſchte. Wir wollen uns nicht als Volks-Repräſentant, einſeitig und unverträglich zeigen, wir fordern nicht, daß das Flaemiſche das Franzöſiſche verdränge; aber wir haben wenigſtens das Recht, Freiheit für eine Sprache und Literatur zu verlangen, welche dies in mehr denn einer Beziehung verdienen. Wenig gilt uns der veraltete Streit zwiſchen der

deutſchen und romaniſchen Sprache, was wir wiſſen iſt: daß die flaemiſche Sprache die unſerer Vorfahren war, welche ihr Achtung ſchenkten, daß ſie von der Kanzlei der franzöſiſchen Könige angenommen wurde; daß ſie Urkunden des höchſten Alters beſitzt, manche Meiſterwerke und geehrte Namen großer Dichter, und endlich, daß ſie noch heute, wie eine ſtarke ſteinerne Säule, die Stütze unſerer Nationalität iſt. Wenn Herr von Reiffenberg denkt, daß wenig Ruhm dabei zu gewinnen ſei,*) Schriften in einer Sprache zu ſchreiben, welche durch keine bedeutende Anzahl von Perſonen geleſen werden, ſollte er wenigſtens klug genug ſein, uns dieſe Anſicht nicht mitzutheilen, und die weniger hochfahrenden, weniger ruhmſüchtigen, aber mehr ihr Vaterland liebenden Schriftſteller, nicht entmuthigen, Schriftſteller, denen es wenig um eitle Ehre zu thun iſt, wenn ſie die Hochachtung ihrer Mitbürger erringen, und Nutzen in dem Lande ſtiften können, wo ſie

*) *Un pélerinage en l'honneur de Schiller.* Pag. 188. Le flamand, je le crierai sur les toits, mérite d'être cultivé, mais plutôt comme instrument archéologique qu'autrement: il est abondant, souple, poétique, je l'accorde; qu'importe? il ne suffit pas d'avoir du talent, il faut que les autres soient disposés à le croire et cherchent à s'en assurer; *on n'arrive pas à la renommée* en n'écrivant que pour soi, son père, sa mère, sa cousine, l'ami de la maison et les gens de son quartier; la littérature a besoin de la circulation, de l'échange des idées: ne parler que flamand, c'est s'abstraire de l'Europe, sans excepter l'Allemagne où cette langue occupe exclusivement les philologues, et n'est qu'un jargon pour le reste.

das Licht erblickten.“ Auch war dieſe ungerechte Verachtung der flaemiſchen Sprache bei einer Gelegenheit beſonders unpaſſend, bei welcher der Redner eine Nation repräſentirte, von welcher drei Fünftel dieſe Sprache ſprechen, während er die Rede vor Männern hielt, deren Liebe für die deutſche Grundeigenthümlichkeit und Abneigung gegen das Franzoſenthum ſelbſt, hinlänglich bekannt iſt. Man bemerke wohl, daß es der Zweck des Redners war, Deutſchland von dem Vorurtheil zu heilen, Belgien ſei ein von Frankreich erobertes Land, und daß er dieſen Zweck zu erreichen glaubt, indem er den Beweis zu führte, daß die franzöſiſche Sprache ausſchließend die Sprache der flaemiſchen Literatur werden müſſe! In dieſer Handlungsweiſe finden wir Ungerechtigkeit und Unklugheit zugleich.“

Herr de Decker hat eine beſondere Abhandlung herausgegeben: une pétition pour la langue flamande.

Aber kehren wir zu dem Werke ſelbſt zurück. Die aus Schiller gewählten Mottos ſind nicht gerade geeignet, den noch wenig mit ihm vertrauten Belgiern eine hohe Idee von ihm beizubringen. (Pag. 15. Räuber) Geräuſch wie von Schnarchenden. Hörſt du nicht was? (Pag. 19. Wilhelm Tell) Da iſt der Kahn! (Pag. 57. Jungfrau) Nein, ich ertrag es länger nicht. (Pag. 151. Jungfrau) Ich kann nicht länger bleiben u. ſ. w. Das zweite Kapitel, welches den Koloſſen Schiller und Göthe geweiht iſt, enthält manche ſcharfſinnige Bemerkung, doch möchten wohl die wenigſten Deutſchen mit dem Endurtheil des

Barons übereinſtimmen, welches Göthe mehr Feinheit und Talent, Schiller aber mehr Genie zuerkennt.

So viel ich weiß, iſt das Gegentheil längſt anerkannt, und wenn es mir erlaubt iſt, nach ſo vielem Gediegnerem und Tieferem, was darüber geſagt worden, meine Empfindung darüber auszuſprechen, ſo möchte ich ſie eben nur als ſolche und nicht als Urtheil betrachtet wiſſen.

Göthe erſcheint mir wie eine klaſſiſche Göttergeſtalt des Alterthums; in eine blaue und goldene Höhe hat er ſeinen Thron geſtellt, und blickt von da oben groß und ruhig in's reiche Leben hinab, das er in allen ſeinen Höhen und Tiefen durchdringt. Er ſteigt herab von ſeinem Thron, und durchſtreift das Leben nach allen Richtungen, als goldner Regen ſinkt er in den Schoos der Danaë, als ſchäumender Stier entführt er die jugendliche Europa, als Apoll durchſtreift er die Lorbeerhaine Italiens und zählt die Herameter auf dem Marmornacken der Römerin, als Gott endlich erlöſt er die Bajadere, er durchlebt und durchfühlt die tiefſten Momente des Lebens, aber als Gott, ſie werden ihm nur neue Quellen des göttlichen Schaffens, und befriedigt ſchwingt er ſich zurück in den heiteren Olymp, wo Hebe ihm den Trank der unſterblichen Jugend reicht. Anders iſt es mit Schiller. Mit warmer, hochklopfender Bruſt liegt er an dem kalten Herzen der Erde, Stürme des Lebens ziehen durch ſeine flatternden Locken, und das Leid der Menſchheit treibt ihm die Thränen in's Auge. Da naht ihm errettend der Genius und entfaltet ſeine göttlichen Schwingen, die ihn hoch hinwegtragen in

das Reich der Ideale, wo er in ſeliger Entzückung ſchwelgt, bis er zurückſinkt in die kalte Wirklichkeit. Da ſchauert er zuſammen, und dem Leid zu entfliehen, ſtürzt er in den Tempel der Geſchichte; die Schickſale großer Menſchen lebt er noch einmal durch, als Carlos kämpft er gegen Despotie und Fanatismus, als Poſa entwickelt er die ganze Tiefe ſeiner metaphyſiſchen Schwärmerei. Es iſt nicht der ſpaniſche Carlos, nicht Poſa, welcher uns entgegen tritt, es iſt der deutſche Schiller ſelbſt, den wir kennen und lieben. Auch ſeine Frauen, Leonore und Beatrice, Agnes Sorel und Maria Stuart tragen mehr oder weniger das Gepräge des deutſchen Charakters. Am größten tritt uns Schiller im Wallenſtein entgegen, und in Max Piccolomini und Thekla hat er für alle Zeiten ein herrliches Bild deutſcher Liebe aufgeſtellt. Darum ſteht uns auch Schiller näher, und es iſt ſein verdienter Lohn, wenn er einen ſtärkeren Anklang im Herzen des deutſchen Volkes findet; darum iſt Schiller der Dichter Deutſchlands, Göthe aber der Dichter der Welt.

XV.

Ein Spaziergang nach Laeken. Egmont. Die Auffindung der Gruft der Grafen Egmont und Hoorn. Gensenlied. Das Rathhaus. Der Leu von Waterloo. Beſuch bei einem deutſchen Dichter.

Wir haben heute einen ſchönen Spaziergang nach Laeken gemacht, einem Dorf, welches eine kleine Stunde von Brüſſel gelegen iſt. Wir kreuzten die Eiſenbahn, die Allée verte, die Lieblingspromenade von Brüſſel, und gingen in einer flachen Ebene dem Orte zu. De Laet führte uns auf den Kirchhof, der durch freundliche Anlagen und ſchöne Monumente ein lockender Ruheplatz zu nennen iſt. Wäre mir die Gabe geworden, welche der kürzlich verſtorbenen Frau eines deutſchen Profeſſors eigen war, ihr zukünftiges Grab an der Stelle zu ſehen, die ihr vom Schickſal zum Ruheplatz beſchieden war, gewiß ich würde nicht erſchrocken ſein, es an dieſem ſchönen Orte zu finden. Die eben erwähnte Ahnungsgabe iſt indeß kein Mährchen; jene Frau welche öfters den Wohnort mit ihrem Manne wechſelte,

beſuchte, ſobald ſie in der Stadt angelangt war, in welcher ſie für längere Zeit bleiben ſollte, den Kirchhof. Hatte ſie dieſen nach allen Richtungen durchwandert, ſo kam ſie heiter zurück und ſagte zu ihrem Manne: Hier ſterb ich nicht. Aber als ſie vor zwei Jahren ihm folgte, wohin er einen Ruf als Profeſſor an der Univerſität erhalten hatte, da kam ſie am Abend bleich und niedergeſchlagen von einem kurzen Ausgange nach Hauſe. Was iſt dir, fragte beſorgt der Mann, du biſt bleich und angegriffen? Weinend ſank ſie an ſein Herz und kaum hörbar flüſterte ſie: Hier werde ich ſterben, bald, in einem Monat. Sie hatte, wie gewöhnlich, am Tage der Ankunft in ihrem neuen Wohnort, den Kirchhof beſucht, und am Ende der eben begonnenen Hügelreihe, ein grünes Grab mit einem Kreuz geſehen, darauf ihr Namen und der Tag ihres Todes ſtand. Es geſchah wie ſie geſagt.

Ich ſtand vor der Grabkapelle der Malibran. Wie oft hatte ich mir gewünſcht, ihr im Leben zu begegnen, nun ſtand ich auf ihrem Grabe. Eine ſchöne Statue von Geefs, wie ich glaube eine Urania, einfach und edel, erhebt ſich über ihren Reſten. In der Nähe der Malibran möcht ich ruhen und erwachen; ich denke mir, ſie wird wie eine Lerche dem Morgenroth entgegenſchmettern. Ein anderer intereſſanter Grabſtein zog meine Aufmerkſamkeit an. Er war mit dem burgundiſchen Wappen geſchmückt, näher tretend las ich die Inſchrift:

Ici repose
Monsieur le Chevalier Jacques Joseph Louis
De Bourgognes Herlaer,
Né à Bruxelles le 17. Decembre 1768,
Ancien Directeur de la monnaye de Bruxelles,
Epoux en premières noces
De dame Susanne Elisabeth Boursewils,
En seconde noces
De dame Marie Thérèse
Anne Petit-Jean de Prez
Décédé
A Bruxelles le 4. Mars 1840.

Er war der letzte Sprosse der Herzöge von Burgund.

Auf dem Heimwege von Laeken rasteten wir bei einer Quelle, welcher das Volk besondere Heilkraft zuschreibt. Das flaemische Volk ist sehr fromm und sehr abergläubisch, denn seine Frömmigkeit wird von der Geistlichkeit auf jede Weise benutzt, und der Aberglaube ist ein weites und herrliches Feld, auf welchem so manche Erndte zu machen ist. Interessant ist es zu sehen, wie aus dem Kultus der Heiligen und der Madonna die Pfaffen einen so praktischen Nutzen für die Kirchenkasse zu ziehen wissen. In einer Kirche in Gent zählte ich nicht weniger als achtzehn Opferstöcke. Unter jedem Heiligen stand ein solcher, und die armen- demüthigen Märtyrer, die im Leben Hunger und Durst und jede Kasteiung ertrugen, sahen ganz kläglich auf ihre wohlbeleibten genußsüchtigen Nachfolger herab. Mancher Aberglauben, der im Volke herrscht, hat in seiner

Grundidee etwas rührendes, ja oft poetiſches. So iſt bei Brüſſel ein kleiner Ort, da ſteht ein Liebfrauenbild mit einer Wiege, darin ein Chriſtuskindchen liegt. Die Mütter aus der Umgegend gehen dahin, wiegen das Chriſtuskind, und glauben ihrem Kinde dadurch die Geſundheit zu ſichern. Zu der Quelle aber, an der wir raſteten, wandern die Mütter, wenn ſie ein krankes Kind haben; ſie bringen ein getragenes Hemdchen des leidenden Lieblings mit, und legen es auf das Waſſer; geht das Hemdchen unter, ſo ſtirbt das Kind, und ſie gehen mit der reſignirten Ueberzeugung nach Hauſe, daß ihm nicht zu helfen ſei; ſchwimmt es dagegen oben, ſo bedeutet das die Geneſung; dann ziehen ſie freudig das Hemdchen aus dem Waſſer, falten es langſam, und ziehen es naß dem kranken Kinde an. Manche dieſer Volksaberglauben ſtimmen gleich den Volksſagen mit den deutſchen überein, als z. B. Hundegeheul bedeutet den Tod einer Perſon in der Nachbarſchaft, oder drei Kerzen in einem Zimmer bedeuten eine Braut, oder auch ein Salzfaß umwerfen bringt Zank und Streit; mit dem rechten Fuß zuerſt aus dem Bett ſteigen, iſt ein gutes Omen für den ganzen Tag u. ſ. w. Abweichend iſt die Regel, Freitags darf man weder Nägel noch Haare ſchneiden; neu war mir: eine Braut muß nach der Trauung unter zwei gekreuzten Säbeln in's Haus treten, das bringt Glück; auch den Spruch: Scheint die Sonne beim Regen, dann backen die Hexen Kuchen, hatte ich noch nicht gehört. Viele ſolcher Volksſprüche und Aberglauben, theilte mir Wolf auf dem Heimwege von Laeken mit. Das Luſtſchloß

des Königs lag hell erleuchtet da wie ein Feenſchloß. Der Abend war wunderſchön, und ich ſchlug vor, im Mondſchein den Platz zu beſuchen, der durch Egmont's Tod auch für uns Deutſche ſo anziehend iſt. Es hatte mich ſchon vor einigen Tagen hingezogen, aber ein wahrhaft empörendes Schauſpiel trieb mich gleich wieder hinweg. Auf der Stelle, wo das Haupt Egmont's gefallen, war ein Pranger errichtet, darauf ſtand, verhöhnt von der Menge, ein gemeiner Verbrecher. Daß auf dieſem Platz in unſerer Zeit der Monumente ſich kein Denkmal für Egmont erhebt, iſt mir unbegreiflich. Schon im Jahre 1819 und 1820 zirkulirten Subſcriptionsliſten zum Zweck einer Statue, welche ihm in Sottegem errichtet werden ſollte. Der berühmte Calloigne hatte bereits das Modell dazu gemacht, indeſſen iſt, ſo viel ich weiß, dieſer echt nationale Plan noch nicht ausgeführt. Der widrige Eindruck von jenem Morgen, durfte jetzt einem poetiſchen weichen. Der Pranger war verſchwunden, und der Mond goß ſein verklärendes Licht auf die Stelle. Die ſchöne Façade des Brothauſes, aus dem Egmont ſo ſtattlich zum Tode geſchritten, war hell beleuchtet, und ich konnte mir lebhaft den ergreifenden Moment vorſtellen. Da ging es mir, wie vor zwei Jahren, ich ſah ihn als Helden, Gatten, Freund und Vater, als Geliebten der Freiheit, nicht aber als Liebhaber Klärchens. Man muß in Belgien geweſen ſein, muß ſelbſt erfahren wie Egmont's Leben und Sterben mit allen ſeinen innigſten Beziehungen im Volke lebt, um dieſe Anſicht zu begreifen. Auf der Stelle muß man

geſtanden haben, wohin es die unglückſelige treue Herzogin Sabine trieb, um zu den Füßen des ſteinernen Alba das Leben ihres Gemahls zu erflehen, auf der Mauer in Sottegem muß man geſtanden haben, wo ſie in Trauergewändern mit ihren ſechs Kindern kniete, um den Trauerzug zu erwarten, der ihr die blutige Leiche des Gemahls bringen ſollte, um zu fühlen, daß Klärchen in dieſe hiſtoriſche Tragödie nicht gehört. Egmont's Leiche wurde bekanntlich in der Kirche von Sottegem beigeſetzt, welche im Jahre 1645 ein Raub der Flammen wurde. Man war deshalb der Anſicht, Gruft und Särge ſeien mit der Kirche zerſtört worden, und Egmonts Reſte nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1804 jedoch entdeckte man bei Aufſtellung eines Altares, die noch unbeſchädigte Gruft. Einen Auszug aus dem Kunst-en Letterblad, welches das Protokoll ausführlich mittheilt, ſchalte ich hier ein: Auf den Bericht, daß die Grabſtätte des Grafen Lamoral Egmont, welche man als verſunken und verſchwunden betrachtete, noch vorhanden ſei, begaben ſich Unterzeichnete, von vielem Volke gefolgt, in die Kirche von Sottegem. In der Mitte des Chores, beim Hochaltare, fanden ſie den Eingang der genannten Gruft, ſtiegen hinab, und überzeugten ſich alsbald, daß es die von verſchiedenen Geſchichtsſchreibern angeführte Ruheſtelle des genannten Grafen ſei. Die zwei darin vorgefundenen bleiernen Särge wurden geöffnet, und in dem Sarg zur Linken fand ſich das Haupt das ſo ſchmählich vom Rumpfe getrennt worden war, nebſt einigen Gebeinen. Der zweite Sarg aber enthielt die noch ſehr

wohlerhaltene Leiche der Herzogin Sabine, die auch im Tode noch einen rührenden Beweis ihrer Treue giebt, denn auf ihrem Sarge, an der Stelle, darunter ihr eigenes Herz in Staub verſank, ſtand eine bleierne Kapſel mit der Inſchrift: das Herz von Lamoral v. Egmont. Auf einer Kupferplatte, welche an den Sarg befeſtigt war, las man die Inſchrift: Hier ruht Sabine, Pfalzgräfin vom Rhein, Herzogin von Baiern, Fürſtin von Gavre, Gräfin von Egmont, Frau und Gemahlin des Herrn Lamoral Egmont, ſeiner Zeit Fürſt von Gavre und Graf von Egmont. Sie ſtarb zu Antwerpen, den 19. Juli 1578. Bittet Gott für ihre Seele. — Das Grab des Grafen von Hoorn iſt im Jahr 1839 ebenfalls entdeckt worden. In der Gruft der St. Martins-Kirche in Veert fand man ſeinen Sarg mit dem Skelett, der Schädel lag auf der Bruſt des Gerippes. Zur Linken des Sarges ſtand eine zinnerne, hermetiſch verſchloſſene Urne, welche die Inſchrift trug: Heer en grave van Hoorne. 26. Juni 1568. Die Urne enthielt das einſt ſo ſtarke Herz des Grafen, das bei leiſer Berührung in Staub zerfiel.

In einer alten flaemiſchen Chronik habe ich geleſen, daß Alba eine Verſtärkung, die aus der Blüte des ſpaniſchen Heeres beſtanden, erwartet hatte, darüber jedoch, daß dieſen Truppen ein Unfall begegnete, ſo erbittert war, daß er Egmont, Hoorn und die Batenburger hinrichten ließ. Die Hinrichtung ſelbſt wird in einem flaemiſchen Geuſenlied (nach der Melodie: „Wacht auf ihr Chriſten alle") erzählt, das ich den Leſern hier mittheile:

Da man ſchrieb tauſend fünf hundert
Im acht und ſechzigſten Jahr,
Sah man geſchehen groß Wunder,
In Brüſſel offenbar.
Zwei Grafen, edel von Blute
Sie morden in kurzer Stund,
Dazu ſehr reich an Gute,
Ich wills euch thuen kund:

Einen Prinz von großer Machten
Den Grafen von Egmunt,
Sie gleich einem Schaafe ſchlachten;
Und das war die Uhr und Stund,
Da ſah man weinen und trauern
So manig Weib und Mann
Zu Brüſſel in den Mauern
Um den Grafen edelſam.

Als feſt er ohne Zagen
Zur Todesſtätten trat,
Ihr Herren, hört man ihn ſagen,
Ihr Bürger, iſt keine Gnad,
So bin ich ein armer Grafe,
Ein armer Edelmann.
Niemand der Antwort gabe
Noch ſprach den Grafen an.

Der Graf trat ſonder Bangen
Alsbald zum Kiſſen hin,
Den Tod d'rauf zu empfangen,
Bog er darauf die Knie'n.
Zuſammen legt' er ſeine Hände,
Blickt auf in frommem Muth,
Daß er ſein Opfer ſpende,
Der Graf, das edle Blut.

Als ſeine Knie gebogen,
Seine Händ' zuſammengelegt,
Hat einer das Schwert gezogen,
Das dem Grafen ſein Haupt abſchlägt.
Sein Blut ſah man da ſtrahlen,
Edel im Ordensbund,
Gott wird ihn rächen einſtmalen,
Den Grafen von Egmunt.

Von hohem Stamm geboren,
Zur ſelben Stunde kam
Der edle Graf von Hoorne
Gottesfürchtig, tugendſam.
Lieblich ſah man ihn treten
Gleich wie ein Lamm zum Tod,
Kommend zur ſelben Stätten
Wo er ſollt ſterben den Tod.

Und da nun ſonder Zagen
Der Graf zur Stätte trat,
Da hörte man ihn fragen:
So iſt denn keine Gnad?
Niemand wollt Antwort ſagen
Dem edlen Grafen gut,
Nach Egmunt that er fragen,
Ein Baalspfaff bei ihm ſtund.

Egmunt lag da erſchlagen,
Dicht mit dem Tuch bedeckt,
Er ward die Füße gewahre,
Das Tuch hat er aufgedeckt.
Er ſprach mit guten Sitten:
Liegſt du da Egmunt,
Biſt du mir voran geſchritten,
Ich will dir folgen zur Stund.

Baalspfaffe mit Narretheien
Trat zu dem Grafen dann,
Hinweg, ſprach er mit Seufzen,
Denn ihr thut den Tod mir an.
Ihr wißt wie ſie immer vorne
Die ſpaniſch teufliſche Brut,
Vom Antichriſt geboren,
Der da lechzt nach unſchuld'gem Blut.

Ein Kiſſen er vor ſich fande,
Seine Knie bog er darauf,
Seine Hände legt er zuſammen,
Doch fromm zum Himmel auf.
Er fährt aus dieſer Schranke,
Herr, ich befehl dir meinen Geiſt,
Nimm meine Seel zum Opfer,
Sprach der Grafe edelbreiſt.

Als ſeine Knie war'n gebogen,
Seine Händ' zuſamengelegt,
Hat einer das Schwert gezogen,
Das dem Grafen ſein Haupt abſchlägt.
Sein Blut ſah man da blinken
Roth von dem edlen Stamm,
So ſah man den Grafen ſinken
Von Hoorne, ſehr liebeſam.

Zwei Brüder in Gottes Frieden
Von Batenburg, zwei Fürſten groß,
Baarfüßig ſah man treten,
Baarhäuptig hin zum Tod.
Sie ſangen mit hellen Kehlen
Aus David den ſechſten Pſalm,
Straf' mich nicht Herr in Fehlen,
Zu Gott ſtieg auf der Sang.

Freimüthig und offenbare,
Sie flehten zu Gott dem Herrn,
Die Trommeln wurden geſchlagen,
Sie wirbelten nah und fern.
Der Jüngſte begann zu trauern,
Er weinte ſo manche Thrän,
Weil es nicht möglich wurde,
Daß die Leute ihn konnten verſtehn.

Und da ſie kamen zur Stätte
Die zwei Grafen jung an Jahr,
Sie waren in Gott zufrieden
Und gaben dem Tod ſich dar.
Ihre Knie ſah man ſie beugen,
Man ſchlug ihnen ab das Haupt,
O Gott! wie magſt du es dulden,
Daß dein Wort wurd alſo beraubt,

Groß Seufzen und groß Klagen,
Groß Weinen zu jener Zeit,
Und Männer und Weiber zagen,
O Gott! welch großes Leid,
Von den Herren der Niederlanden,
Die ſtarben durch Mord und Brand,
Und ſo mancher Mann kommt zu Schanden,
Durch Duc d'Alba, den ſchlimmen Tyrann.

O, Duc d'Alba, mit deinen Genoſſen,
Seid ihr nicht ſatt vom Blut,
Das ihr in Neapel vergoſſen
Und vor Metz ſo manchen Manns Gut.
War das nicht ſchelmiſche Rache,
Daß ihr den ungelöſchten Kalk
In unſer Brod uns gebacken,
O du Verräther und Schalk.

Mit deinen blutigen Zähnen
Wie Pharao, wie Jesabel,
Kamst du in die Niederlande,
Wie Herodes ein Mordgesell,
Hangen, morden und branden,
Entleiben mit aller Wuth,
Sollst mit Babel kommen zu Schanden,
Um das unschuldige Blut.

Mehrere der neuen flaemischen Dichter haben Egmonts Tod bearbeitet, die Ode der Frau Maria van Akere ist eine der gelungensten dieser Dichtungen. Prudens van Duyse hat ebenfalls das Motiv zu einem schönen Gedichte benutzt, welches von der „Rhetorik-Kammer" zu Sottegem gekrönt wurde. Folgende einfache Blume, an Ort und Stelle emporgewachsen, lege ich ein:

Kein Marmordenkmal kündet
Des edlen Egmonts Ruhm,
Erinn'rung hat's gegründet,
In stolzerm Heiligthum.

Er lebt in der Geschichte,
Ein Stern für alle Zeit,
Er lebt in dem Gedichte
Für alle Ewigkeit;

Wenn längst in Trümmer sanken
Paläste und Abtei'n,
Mit ihren hohen schlanken
Marmornen Säulenreih'n;

Wenn um Gudula's Hallen,
Jetzt reich an Herrlichkeit,
In Schutt und Staub zerfallen
Sich webt das Epheu-Kleid.

Vernichtung hat erkoren
Was Menſchenhand erſchafft,
Nur mit dem Geiſt geboren
Wird jede Geiſteskraft.

Und wo ein Menſch geſtritten
Für Recht und Vaterland,
Und wo ein Menſch gelitten,
Von heil'ger Lieb entbrannt;

Da ſind die Tempelhallen,
Der Freiheit heilig Grab,
Wohin Gebeugte wallen
An ihrem Wanderſtab.

Da knieen ſie betend nieder,
Und reichen ſich die Hand,
Und ſteh'n dann kräftig wieder
Für Recht und Vaterland.

In dem prächtigen Kranz von gothiſchen Rathhäuſern, deren Belgien ſich rühmt, iſt das von Brüſſel anerkannt eines der ſchönſten. Bewundernd ſtand ich vor dem prächtigen Rathhauſe in Gent, an welchem die gothiſche Baukunſt einen ſeltenen Reichthum entfaltet, und bedauerte nur daß der im Styl der Renaiſſance angebaute Flügel den mächtigen Eindruck ſtört.

Entzückt war ich von dem graziösen Bau des Rathhauses in Brügge, deſſen zierliche und elegante Ausführung kaum an den harten Stein glauben läßt. Aber am impoſantesten war mir das herrliche Rathhaus in Brüſſel, mit ſeinem ſtolzen Thurm, welcher von einer Stelle zum Himmel ſtrebt, an welche ſich die Erinnerung ſtürmiſcher Revolutionen, glänzender Feſte, und ſo manches tragiſchen Schauſpiels knüpft. Der unvergleichliche Thurm, wie ihn die Belgier nennen, iſt das Werk des berühmten Baumeiſters Jan van Reysbroeck. Da wir es uns von Mainz aus zur Aufgabe gemacht hatten, alle Hauptthürme zu beſteigen, ſo wurde auch diesmal vor allen Dingen die Thurmwanderung unternommen. Der oben als Wetterfahne angeſtellte Erzengel Michael mit ſeinem Baſchkiren-Geſicht intereſſirte mich nicht ſehr, deſto mehr aber die wunderherrliche Ausſicht auf die Stadt und die reiche Umgegend. Es iſt etwas köſtliches, in ſolcher Höhe zu ſtehen, nur der Fuß ſteht noch durch eine kleine Schwelle mit der Erde in Verbindung, aber der Blick ſchwebt wie ein Adler, ungefeſſelt durch den weiten Horizont, über den prächtigen Plan. Der Thurm ſelbſt wird ſchöner, je höher er emporſteigt, er iſt da oben zur prachtvollen Pyramide geworden, deren acht Säulen in kühner Grazie ſich zuſammenneigen, um hoch in den Lüften die Krone zu empfangen. Raubvögel und Raben in dichten Schwärmen umſchwirrten den Drachen und den heiligen Michael, und verhüllten für Augenblicke, wie eine ſchwarze Wolke, das Panorama. Der Kanal und die grüne Allee, die Zwillingsthürme der Gudula-

Kirche, die place royale, Wälder und Eiſenbahnen, Dörfer und Hügel und Thäler lagen glänzend im Sonnenlicht vor mir ausgebreitet, und ich mußte wieder und wieder ſagen: Belgien iſt ein herrliches Land. In der Ferne bezeichnete man uns einen kleinen glänzenden Punkt als den Löwen von Waterloo. Waterloo iſt für die neuen flaemiſchen Dichter das Feld, wohin ihre Poeſie auf ſtolzen Schwingen zieht. Der Löwe von Waterloo iſt ſo vielfach beſungen, daß wenn ich alle dieſe Löwen in Deutſchland loslaſſen wollte, wir uns nach Afrika verſetzt glauben würden. Sein Ahne, der eigentliche flandriſche Löwe, rühmt ſich ebenfalls die beſten Sänger begeiſtert zu haben; unter den an ihn gerichteten Hymnen iſt Blommaerts Gedicht, Flanderns Leeuw, eins der kräftigſten. Die folgende Dichtung iſt von Prudens van Duyſe.

Der Leu von Waterloo.

Dort ſteht er noch, zum Trotz den Frankenſklaven,
Vor dieſer Sonne ſanken ſie in Nacht.
Dort ſteht er, der das heil'ge Grab der Braven,
Die ihren tapfern Ahnen gleich, bewacht.
Zu jenen Bergen, die in Glut ſich tauchen,
Zum Feld, wo Ruhe folgt' dem Schlachthalloh,
Gen Süden ſchickt die Blitze ſeiner Augen
Der Leu von Waterloo.

Stürzt ihn in Staub! ſo rief in feigem Grimme
Ein knecht'ſcher Ton, hold dem Franzoſenthum.
Da donnerte des Löwen mächt'ge Stimme:
Ich bin das Sinnbild von der Heimat Ruhm!

Ein Gott, ſcheucht vom Altar, den ſie bedrohen,
Er unſ'rer Zeit Barbaren, ſiegesfroh
Läßt unſ'rer Rechte heil'ge Fackel lohen,
Der Leu von Waterloo.

Ha! bebt ihr vor dem Glanz der Niederlande,
Vor ihm, der eure Heere fliehen heißt,
Der, Spinngeweben gleich, des Zwanges Bande
Mit ſternenwärts erhob'nem Haupt zerreißt? —
Bebt, unſer Land wird nicht ſo leicht bezwungen
In Schmach und Weh. Wild wie die Meerflut, ſo
Hat ſich dem Zwang im kühnen Sturm entrungen,
Der Leu von Waterloo.

Von jenem mächt'gen Leu'n iſt er entſproſſen,
Deſſen Stimme einſt durchzitterte das Land,
Vor dem im Oſten Ströme Bluts gefloſſen,
Der Halbmond ſtürzte in den blut'gen Sand.
Wo er erſchien, da zitterten die Fluten,
Es barſt der Grund, der Feind verſank — doch froh
Grüßt heut der Belgier in Begeiſtrungsgluten
Dich, Leu von Waterloo.

Es ſchaut der Leu von unſern alten Fahnen,
Vom Siegesſchilde unſ'rer Reiterei,
Die Klaue, welche droht dem Sporn des Hahnen,
Mahnt unſre Jugend daß ſie kühn und frei.
Am ſchönſten doch, ſieht man ihn dorten liegen
Mit reiner Bruſt, die ſchneeweiß leuchtet, wo
Im Siegesglanz dem Dunkel er entſtiegen,
Der Leu von Waterloo.

Nach Süden, Fürſt der Thiere! mußt du ſehen,
Das du zermalmt in unvergeß'ner Schlacht,
Flieg' vom Gebirg, wann wieder Stürme wehen
Dann öffnet ſich der Heldengrüfte Nacht.

Umſchaart von Heldengeiſtern, kämpfe mächtig,
Daß Wittwenſchaft die Heimat nicht bedroh',
Prüf' deine Klau, dann ruh' hier groß und prächtig,
O Leu von Waterloo.

Nach dem Herabſteigen vom Thurm zog es mich am meiſten zum Saale, wo die berühmte Abdankung Karl's V. ſtattfand. Dieſes Ereigniß nebſt einem Seitenſtück iſt uns in der letzten Zeit durch die Meiſterwerke von Gallait und de Biefve beſonders lebhaft vorgeführt worden. Man kann ſich denken, mit welcher Begeiſterung dieſe Bilder von den Flamaendern aufgenommen wurden (ich meine die echten Flamaender, nicht die Fransquillons), welche mit ſo enthuſiaſtiſcher Freude jeden Fortſchritt in der Kunſt bei ihren Landsleuten begrüßen. Dieſer Saal iſt wirklich ein hiſtoriſch merkwürdiger: hier haben Philipp der Gute, Karl der Kühne, Karl V. und ſeine Schweſtern, Philipp II., Albert und Iſabella, faſt alle Herrſcher der Niederlande, den Schwur abgelegt, die Privilegien des Landes zu wahren. In dieſem Saale auch hat die Vierſchalle, der Rath der aus Magiſtratsperſonen beſtand, ſich verſammelt, um über Magiſtratsangelegenheiten zu verhandeln, oder ein Urtheil zu ſprechen. Der Saal des Chriſt, welcher zwiſchen dieſem und dem Thurme gelegen iſt, war oft der Schauplatz ſtürmiſcher Auftritte. Hier war es, wo die Zünfte ſich auf den Ruf der St. Nikolasglocke verſammelten, wenn der Magiſtrat ſie berief, um neue Steuern von ihnen zu fordern. Hier vertheidigten ſie mit Feuer

und Kühnheit ihre Rechte, und trotzten zu verſchiedenen Malen ihren Herrſchern mit bewaffneter Hand. Es iſt bekannt, welche bedeutende Rolle die Zünfte in Belgien im Mittelalter ſpielten. Aus ihrer Mitte gingen zum Theil die Magiſtratsperſonen hervor, die Bürgermiliz bildete ſich aus ihren Reihen, und die Vornehmen mußten ſich zur Erreichung manches Zweckes, zu den Zünften freundlich herablaſſen. Artevelde ſelbſt, um das Ziel ſeines Ehrgeizes zu erreichen, ſtellte ſich in Gent in die Reihen der Bierbrauer. Gent hatte 52, Brügge 55 Zünfte, Löwen und Lüttich eben ſo viel. Jede dieſer Korporationen war eine kleine Republik zu nennen, ſie hatte ihren Verſammlungsort, wie z. B. in Gent noch das alte Haus der Fiſcherzunft zu ſehen iſt, ihre beſonderen Vorrechte, Banner und Siegel. Die Zünfte waren immer die erſten, die Rechte ihrer Vaterſtadt nach innen und außen zu vertheidigen. Bald nahmen ſie Fürſten gefangen, bald vertheidigten ſie die Fürſten ihrer Wahl gegen fremden Eingriff und Gewalt, bald warfen ſie Munizipalbeamte aus den Fenſtern, bald ſtürzten ſie feurig zum Kampf gegen fremde Uebermacht. Ich ſah im Geiſt dieſe kräftigen kühnen Geſtalten in ihrer mittelalterlichen Tracht die weiten Säle erfüllen, und wurde erſt in die leere Wirklichkeit zurückgerufen, als einer unſrer Begleiter mir einige Bemerkungen über den Bau des Rathhauſes machte, von denen ich indeſſen nichts behalten habe, da ſie ſich hauptſächlich auf Zahlen erſtreckten. Wir machten dann noch einen Gang durch die Stadt, und kamen an zahl-

loſen Läden vorüber, in welchen bei einbrechender Dämmerung ein Strom von blendender Gasbeleuchtung die ſchimmerndſten Gaben der Mode erhellte: köſtliche Stoffe, Gold und Juwelen, und luftige duftige Brüſſeler Spitzen; die gehören aber nicht zu meinen Reiſe-Erinnerungen. Sympathetiſcher zogen mich die Buchläden an, bei allen blieb ich ſtehen, um zu erforſchen, ob ſich nicht deutſche Werke vorfänden. Da fand ich denn endlich, nachdem mir der Juif errant wenigſtens fünfzig Mal begegnet war, Schiller und die neuen Volkslieder von Uhland. Wie freute ich mich, endlich dieſen bons allemands zu begegnen. In Gent hatte ich vergebens alle Buchläden-Erker durchſpäht, nirgends ein deutſcher Buchſtabe. Eine wahre Sehnſucht nach deutſchen Lauten und deutſcher Poeſie war in mir wach geworden; da fiel mir ein, daß ja einer meiner Lieblingsdichter in Brüſſel zu finden ſei.

Ich pocht' im Abendſcheine
Wohl an ein kleines Haus,
Und fragte auf franzöſiſch:
Iſt der deutſche Dichter zu Haus?

Ich hatte ihn oft geſehen
Im kerzenbeleuchteten Saal,
Wenn ſprudelten Becher und Laune,
Beim deutſchen fröhlichen Mahl.

Ich hatt' ihn zuletzt geſehen
Am herrlichen Rheinesſtrand,
Und jetzt im franzöſiſchen Brüſſel,
Vom Vaterlande verbannt.

Er fragte nach deutſchen Bergen,
Nach ſeinem lieben Goar,
Nach Nachtigallen und Lerchen,
Nach dem Rheine ſmaragdenklar.

„Hoch rauſchte ſein hohes Waſſer“
Daß mir's zum Herzen drang,
Ein Siegeslied für die Seele,
Die ſich zum Himmel ſchwang.

Der Herbſt hat alle die Berge
Mit glänzendem Golde geſäumt,
So ſteh'n ſie als goldene Berge,
Von welchen das Vaterland träumt.

Die Lerchen? — Sie haben geſchwungen
Zu hoch ſich ins Morgenroth,
Sie haben ſo ſchmetternd geſungen,
Daß man ihre Lieder verbot.

Noch klingt's bei der Lurlei am Rheine,
Doch die Lerche fiel ab von der Bahn,
Das hat die franzöſiſche Seine
Am deutſchen Dichter gethan.

Die lebendige, lodernde Flamme,
Die kaum für die Weltenglut Raum,
Sie züngelt jetzt ſpitz Epigramme,
Verſprüht iſt der feurige Traum.

Die Nachtigallen, ach, wandern,
Bald ſind unſ're Wälder leer,
Zieh'n eine nach der andern,
Bald haben wir keine mehr.

Und die ſo ergreifend geſungen
Mit herzenbewegender Macht,
Ihr ſchmelzendes Lied iſt verklungen,
In tiefer ſchauriger Nacht.

Soll, Vaterland, noch ſich verlängern
Die Nacht die dem Liederwald droht? —
Ach, ſende doch all deinen Sängern
Ein freudiges Morgenroth!“

XVI.

Blankenberg als Seebad. Gedichte. Meerfahrt. Sagen. Das Kreuz von Vendenne. Blanka. Rootje nach Bellamy. Abſchieds-Gedicht ans Meer.

O Gott! der alles hält und trägt,
Durch den das kleinſte Thier ſich regt,
Im tiefen Ozean,
Du Vater der Natur, du warſt von Anfang an.
Haſt in der Erſtgeburt der Stunden
Das Licht des Chaos Nacht entwunden.
Zwangſt, mit dem Griff der Schöpferhand
In's Herz der Erd' hinab der See grundloſes Bette,
Haſt hingeſä't die Alpenkette,
Wie aus des Sä'manns Hand
Der Same fällt auf's Land.

Th. van Nyswyck.

Noch vor wenigen Jahren war Blankenberg ſelten von Fremden beſucht. Seitdem jedoch der König von Preußen 5000 Francs für ein Dejeuner in Oſtende bezahlte und die Prellerei an dieſem Orte überhaupt bedeutend zunahm, flüchtete mancher Badegaſt dem ſtillen Fiſcherorte zu. Beſonders erweckte die Anweſenheit des preußiſchen Geſandten, des Freiherrn von Arnim, der ſeit drei Jahren den

Sommer mit seiner Familie in Blankenberg zubringt, ein regeres Leben. Seinem Beispiel folgten Lord Seymour, der Gesandte Englands, und mehrere andere hohe Diplomaten, welche an dem vom Zwange der Mode und Etikette noch unberührten Orte, sich behaglicher fühlten, als in dem vom Schwarm aller Nationen heimgesuchten Ostende. Dort ist es einer Person von einiger Bedeutung nicht möglich, sich der spähenden, durch die Langeweile gesteigerten Neugierde der Menge zu entziehen. Blankenberg's Bewohner erfreuten sich dankbar der Begünstigung, welche ihnen zu Theil geworden, besonders blieb das Andenken des Freiherrn von Arnim und seiner liebenswürdigen Gemahlin im eigentlichen Sinne unter ihnen gesegnet. Diese durch Geist und Anmuth ausgezeichnete Frau weiß die edelsten Vorrechte ihrer Stellung auf eine Weise geltend zu machen, welche ihren Namen zu einem Zauberworte der Armuth gemacht hat. Ein seit kurzem in Blankenberg errichtetes Nonnenkloster, dessen Schwestern sich dem Unterrichte armer Kinder weihen, erfreut sich ihrer lebhaften Theilnahme, und manche arme Fischerfamilie, die ihre stille Wohlthätigkeit aus Noth und Bedrängniß errettete, schließt die edle Frau in ihre Gebete ein. Der Sorge ihres Gemahls aber verdankt der Ort eine Rettungsmaschine, deren Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit sich bald darauf erwies, so wie seiner eifrigen Verwendung bei der Regierung die Ebenung der Dünen zu einem bequemen Spaziergang zuzuschreiben ist. Da ich gerade von dieser Rettungsmaschine spreche, muß ich einer kleinen Begebenheit gedenken, welche

einen Beweis der fürchterlichen Rohheit giebt, die man nicht selten unter den Strandbewohnern antrifft. Mit dem Aufkommen der Badehäuser hatte die Stadt-Behörde in Blankenberg einen Mann angestellt, welcher bei Gefahr des Ertrinkens schnelle Rettung bieten sollte. Eines Tages wagte sich ein Badender zu weit in's Meer, und wurde bald von der Flut ergriffen und hinweggerissen. Der zum Retter Bestellte lag in träger Ruhe im weichen Dünensande. Der Hülferuf des mit der Todesangst kämpfenden Ertrinkenden drang zu ihm heran, konnte ihn aber nicht seiner phlegmatischen Ruhe entreißen. Vergebens beschworen herbeieilende Fischerweiber und Badegäste den rohen Menschen zur Rettung des Unglücklichen, er rührte sich nicht von der Stelle. Als am anderen Tage der Bürgermeister des Orts ihn deshalb zur Rede stellte, antwortete er, im höchsten Grade über die Frage erstaunt: Herr! ich bin nur zur Rettung der Flamänder angestellt, jener aber war ein Fremder.

Als Badeort ist Blankenberg Ostende in vieler Hinsicht vorzuziehn. Während man in Ostende die Unermeßlichkeit der See erst aufsuchen muß, braucht man in Blankenberg nur dreißig Stufen zu ersteigen, um des schönsten Anblicks zu genießen. Jedem, welcher zum erstenmal die See sehen will, würde ich darum rathen, nach Blankenberg zu gehen, wo die Großartigkeit des Elementes überwältigend auf den Beschauer wirken muß, während man in Ostende sich erst durch das Gewühl der Menge Bahn brechen und das Ende der langen hölzernen Brücke erreichen muß, um

einigermaßen einen Begriff von der Unendlichkeit der See zu faſſen. Nur eine Reihe Dünen trennt in Blankenberg den Ort vom unermeßlichen Ocean und die Bilder, welche der Strand darbietet, ſind ſolche, welche aus dem Bunde ſeiner Bewohner mit dem Meere natürlich hervorgehen. Fiſcher, die ihre Netze ausbreiten; Schiffe, an denen ſingende Matroſen lecke Stellen ausbeſſern; Fiſcherkinder, die Seemuſcheln ſuchen und ſich mit den kleinen Wellen, die an's Ufer ſchlagen, herumtummeln; Weiber, welche die Männer erwarten, die zum Fiſchfang ausgezogen ſind, und andere, welche die bereits eingegangene Beute des Tages in großen Körben nach Hauſe tragen — kurz echte Seebilder. Ich war zu glücklich in Blankenberg, um ihm nicht einen dankbaren Hymnus zu ſingen; ſtundenlang ſaßen wir am ſchönen Strand, wenn die Flut herankam und Muſcheln und Seegräſer vor unſere Füße ſpülte. In jeder Stimmung habe ich die See belauſcht, in ihrer Ruhe, wo ſie klar und wellenlos ſich ausbreitete, wie ein in allen Schattirungen des tiefſten Ultramarins bis zum lichteſten Blau grenzender Mantel, bis zum wilden Sturm, wo ſie ſchäumend und tobend die weißen Schaumesflocken zum Himmel ſpritzte. Ich habe ſie geſehen, geſäumt von den goldnen Wolken des Morgens, überſäet von den blitzenden Funken des Mittags, und umſponnen vom Silbergewebe des Mondes und der Sterne, und ich weiß nicht zu ſagen, wann ſie am herrlichſten war. Hinreißend im Sturm, gebietend und prächtig im Glanz, begeiſternd im Sternenſchein, beſchwichtigend in der goldnen Ruhe des Morgens.

Wir saßen am Dünenstrande,
Es schwoll die Flut heran,
Die Schifflein trieben vom Sande,
Hinaus in den Ocean.

Die Winde schlugen die Flügel,
Sie streiften des Meeres Saum,
Da wogten und wallten die Hügel,
Da spritzte der weiße Schaum.

Die See war wild, doch es wagen
Die Schiffe sich kühn hinein,
Viel lieber von Fluten getragen,
Als im Sande geankert sein.

Ein Schifflein sah ich dort fliegen,
Die Wellen steigen zum Rand,
O Schifflein, wirst du sie besiegen?
An dich ist mein Auge gebannt.

O sag', wird die Flut dich bezwingen,
Du schwankst, wie in Wonne und Schmerz,
Wie flattern im Sturm deine Schwingen,
O Schifflein, du ringst, wie mein Herz.

Und stärker rauschen die Wogen,
Und decken den Sand einher,
Das Schifflein ist weiter geflogen
Und ringt mit dem brandenden Meer.

Eben kehren die Boote heim, mein Schifflein ist nicht dabei, ich habe mir's gemerkt, es hat eine rothe und weiße Fahne. Jetzt ist ein frisches fröhliches Leben am Strand. Die Fischerweiber laufen den Booten zu, um die

Männer und den heimgebrachten reichen Fang zu bewillkommnen. Sie tragen steife, über den Rücken zu den Füßen herabhängende Decken, um ihre Kleidung vor dem von den Fischkörben herabtropfenden Wasser zu bewahren. Auf dem Kreuz sind diese Decken mit einem Polster versehen, worauf der Fischkorb ruht, wenn er leer ist; ist er angefüllt, so tragen sie denselben auf dem Kopf. Ein Boot nach dem andern langt an, und es wird eine Art Wasserpost eingerichtet, um die Fische an's Land zu bringen, da die eingetretene Ebbe das Landen der Kähne erschwert. Einige junge Fischer in rothen Jacken und hohen Wasserstiefeln gehen vom Strande zum Boote und vom Boote zum Strande ab und zu, und bringen jedesmal eine schwere Ladung Fische an's Ufer. Eine Fischerfrau nach der andern läd't nun auf, bald sind sie alle reich beladen, und nun geht der Zug über den Dünensand der hohen Treppe zu; jetzt erscheinen sie hintereinander auf dem hohen Dünenwege. Es ist ein malerischer Anblick, die regsamen Gestalten in ihrem bunten Anzuge, auf dem Kopfe die hohen Körbe, daraus die rothen Schwänze der Quappen wie Federbüsche nicken, da oben vorüberziehen zu sehn. Der blaue Himmel bildet einen klaren Hintergrund, auf der anderen Seite breitet sich in allen Farben schillernd das Meer aus. Wir folgen dem Zuge und wollen der Vertheilung der Fische zusehen.

27. September.

Heute Morgen war das Meer so glatt und blau, wie ich es noch nie gesehen. Ich konnte mir zum erstenmal einen Begriff vom südlichen Meeresspiegel machen.

Ich lieg auf's neu anbetend dir zu Füßen,
Du ewig schöne wunderbare See!
Aus tiefster Brust laß mich auf's neu dich grüßen,
Du nur allein verstehst mein heimlich Weh.
Geheimnißworte will ich mit dir tauschen,
Laß durch mein Singen deine Wogen rauschen!

O, ich verstehe dich, du wandelbare,
In deiner Wonne, deiner tiefen Qual,
In deinem Frieden, wenn der blaue, klare
Himmel dich grüßt mit heil'gem Liebesstrahl.
Am besten doch versteh' ich dein Erbeben,
Wenn sich im Sturm die Wogen brandend heben.

So sah ich dich, o See! vor wen'gen Tagen,
Wie kämpften da, wie flogen deine Wellen,
In jeder schien ein stürmisch Herz zu schlagen,
In jeder eine Brust im Kampf zu schwellen,
Aus jeder stieg ein Ton der bangen Qual —
So sangen Millionen den Choral.

Doch jetzt, wie schön! In Reue hingegossen
Liegst du, wie Magdalena, still und groß,
Du hast des Himmels heil'ges Bild umschlossen
Und Frieden sinkt herab in deinen Schoos,
Und über all dein Sündigen, dein Leiden
Will er den blauen Liebesmantel breiten.

27. September, Abends 10 Uhr.

So eben kehren wir vom Meere zurück, es ist zehn Uhr und die Glockenschläge, welche die Fischer zu ihren Booten rufen, um ihre nächtliche Jagd zu beginnen, verklingen langsam in der Ferne. Die Luft war rein und still, der Mond und alle Sterne gossen ihr helles Licht auf den schneeweißen Dünensand und das glatte Meer, dessen leises melancholisches Rauschen die tiefe Stille durchdrang. Manchmal hüpfte eine weiße Woge spielend im Mondenlicht empor, leuchtete einen Augenblick auf der dunklen Fläche und verschwand. Fern aber am äußersten Rande des Horizonts flimmerte einsam in der ungemessenen Weite ein kleines Licht, sicher war es mein Schifflein vom Morgen, das sich noch immer auf den Fluten umhertrieb, es war nicht heimgekehrt, die anderen Boote lagen Alle im trocknen Sande und erwarteten die Flut, um wieder auszuziehen. Langsam schritten die Fischer in ihren weiten rothen Hosen und rothen Jacken, das Netz auf der Schulter, den Booten zu. Andere, die nicht mitzogen, gingen gravitätisch in ihren langen Röcken umher. Sie hatten ein ganz feierliches Ansehen, und erschienen im täuschenden Mondlicht, wie riesenhafte Priester des Meeres. Die vor Anker liegenden Boote warfen lange Schatten auf den weißen Sand, aus einem derselben schimmerte uns Licht entgegen. Wir gingen darauf zu; Wolf kletterte an der Leiter empor und rief uns zu, ihm zu folgen, es sei gar schön da drinnen. So entschlossen wir uns, diesen sonderbaren Pavillon zu ersteigen. Ein hübsches Bild belohnte

uns. Vier Fiſcher ſaßen um eine kleine Lampe und rauchten ihr Pfeifchen, während der eine erzählte. Goeden avond vrienden! en geeft my en weinig vuer. — Volgaerne Mynheer, antworteten die drin, und der vierte ſah uns mit einer grinzenden ſtupiden Freundlichkeit an, welche in der nächtlichen Beleuchtung etwas ſchauerliches hatte. Es war ein Taubſtummer. So oft er die See befahren, hat doch nie das Rauſchen der Wogen oder das Sauſen des Sturmes die Stille durchbrochen, die ihn umgiebt. Aber er war vergnügt mit ſeinem Looſe, er kaute Taback und ſchaute uns dazwiſchen grinzend an. Wolf's Pfeife war in Glut geſetzt, und er begann jetzt nach gewohnter Weiſe die Leute zum Erzählen zu bringen. Er fing ſelbſt von Spukgeſchichten an, aber die Männer wollten anfangs ſeiner Aufforderung, nun auch etwas zu erzählen, nicht folgen. Es gelang ihm aber bald, ſie treuherzig zu machen, denn da er bei der Aufſpürung ſeiner Sagen gelernt hat, wie dem Volke am beſten beizukommen iſt, ſo ſchlug er auch hier die gewohnte Methode ein. Nachdem er ihnen ſchauerliche Nachtſtücke zum beſten gegeben, ſchob er einige Geldſtücke dazwiſchen, und nun war das Eis gebrochen. Sie rückten mit einer Legende heraus, die ich hier eine Stelle finden laſſe.

Das Kreuz von Vendenne.

Ihr wißt wohl, daß vor Zeiten
Hier eine Stadt verſank,
Darüber die Wellen gleiten
Wohl hundert Jahre lang.

Zuweilen wenn die Wogen
Sich breiten ſpiegelglatt,
Da ſind wir hingezogen
Wohl über der tiefen Stadt.

Ich war ein junger Geſelle
Und ſchiffte gern bei Nacht,
Wenn auf der ſtillen Welle
Ruhte des Mondlichts Pracht.

So lag ich einſt alleine
In meinem kleinen Kahn,
Da kam im Mondenſcheine
Eine ſchöne Maid heran.

Sie trug im langen Haare
Des Meeres rothes Kraut,
Wie eine Glocke klare
Klang ihrer Stimme Laut.

Sie ſprach: Komm mit hernieder
In meiner Tiefe Reich,
Dann fließt um deine Glieder
Der Atlas grün und weich.

Du wohnſt in meinem Schloſſe
Von flimmerndem Geſtein,
Und hunderttauſend Roſſe
Mit flatternder Mähne ſind dein.

Sie wollte mich niederziehen
In die verſunkne Stadt,
Da rief ich zu Marien,
Die mich erhöret hat.

Denn plötzlich kam geschwommen
Ein hölzern Kreuz heran,
Ich hab's in Arm genommen,
Um die Nixe war's gethan.

Sie sank und sank hinunter,
Ich aber stieg empor,
Und trug das Kreuzlein munter
In's Kirchlein, in den Chor.

Die Fischer sind getreten
In's Kirchlein allzumal,
Das war euch, Herr! ein Beten
Im hellen Mondenstrahl.

Das Kreuz in alt Vendeune
Hat wollen bleiben nicht,
Es kam nach neu Vendeune
Herauf an's Sonnenlicht.

---

28. September.

Reicht mir die Hand, Matrosen!
Und helft mir in den Kahn,
Wir schiffen auf dem großen
Dem herrlichen Ozean.

Der Himmel war blau, die Luft war rein, die Sonne schien so hell auf das ruhige Meer, daß in uns zugleich der Wunsch aufstieg, eine Meerfahrt zu wagen. Wir gingen hinab an's Ufer, wo sich bald ein Schiffer fand.

Wie freute ich mich, es war offenbar mein Schifflein von geſtern, ich erkannte es an der roth und weißen Flagge. Wie leicht ſchaukelte es ſich heute auf den ſanften Wogen, die murmelnd und ſpielend es trugen und wiegten. Die weite Meeresfläche lag gekräuſelt da, wie ciſelirtes Silber. Fern, ganz fern am Horizonte leuchteten, wie bleich gewordene Sterne, einige kleine Punkte: es waren die Fiſcherboote, die, am Morgen ausgelaufen, ſich dort umhertrieben. Nicht fern von uns blähte ein mächtiger Kauffahrer ſeine weißen Segel. Das Geſtade mit ſeinen bunten Geſtalten, ſeinen Badehäuschen und weißen Dünen verſchwand nach und nach, wir waren weit genug in der See, um einen Begriff ihrer Unermeßlichkeit zu faſſen, und doch tauchten noch einzelne Bilder der Erde am Rande auf. In der Ferne zu unſerer Linken Oſtende. Es nahm ſich von dort recht hübſch aus. Die Thürme von Brügge ſchauten hinter den Dünen hervor; mehr im Vordergrunde aus rothdachigen Häuſern, wie aus einer Gruppe rothwangiger Kinder, der alte Thurm von Hayſt, und auch unſer liebes Blankenberg war noch nicht ganz verſchwunden. Immer tiefer ſtachen wir in See, die am Rande des Horizonts ſo mit dem Himmel zu verſchwimmen ſchien, daß man nicht unterſcheiden konnte, wo die See aufhörte und der Himmel begann. Vor uns lag eine Maſſe herrlicher Wolken aufgethürmt, wie ſilberne Vorgebirge. Es war ſo ſchön, alle Feſſeln der Erde fielen von meiner Seele ab, ich hätte fahren mögen immer zu, immer zu, gerade in den Himmel hinein.

Blanka.

Du wiegeſt dich ſo leiſe,
Mein lieber kleiner Kahn,
Und zieheſt ſanfte Gleiſe
Im ſtillen Ocean.

Viel helle Wolken ſäumen
Den blauen Himmelsrund,
So ſchmückt mit lichten Träumen
Sich meiner Seele Grund.

Die Wellen rauſchen und ſingen
Dazu mit ſüßem Ton,
Sie wollen mir wieder bringen
Viel Bilder, längſt entflohn.

Sie tauchen auf und gleiten
Vorüber luftig, ſchnell,
Wie ſie vor fernen Zeiten
Einſt ſpiegelte die Well.

Dort thürmen Wolken prächtig
Sich wie ein ſilbern Thor,
Daraus geht ſtolz und mächtig
Ein leuchtend Schiff hervor.

Von ſeiner flatternden Fahne
Strahlt mir des Kreuzes Bild,
Oft ſchwebt' es im Orkane
Darüber friedensmild.

Ein Drache golden ſchimmernd
Dem Kreuz zu Füßen ruht,
Den einſt im Orient flimmernd
Umſtrahlte Sonnenglut.

Beim Drachen ſtehet lächelnd
Ein Weib mit dunklem Aug,
Im ſchwarzen Haare fächelnd
Spielt leichter Meereshauch.

Vom Turban wallt hernieder
Ein Schleier lang und weich,
Purpurn umſchmiegt die Glieder
Der Fürſtenmantel reich.

Es iſt vom Morgenlande
Blanka das Königskind,
Sie folgt zum fernen Strande
Dem Ritter, der ſie minnt.

Hoch auf dem Thurme thronte
Des Drachen Herrlichkeit,
Tief in dem Thurme wohnte
Die allerſchönſte Maid.

Lieb' hat bewirkt dies Wunder,
Geſprengt das ſtarke Thor,
Der Drache ſtieg herunter,
Die Jungfrau ſtieg empor.

Wohl fielen Vaterthränen
Hernieder heiß und ſchwer,
Doch heißer zog das Sehnen
Sie auf das blaue Meer.

Des Ritters Augen grüßen
Den Heimathſtrand mit Luſt,
Der Drache liegt ihm zu Füßen,
Die Jungfrau an ſeiner Bruſt.

Und als er ſieht ſich heben
Den Dünenberg am Strand,
Ruft er: Nach dir, mein Leben!
Sei Blankenberg genannt!

Den Drachen ſieht man ragen
Hoch auf dem Thurm von Gent,
Den man ſeit fernen Tagen
Den alten Belfried nennt.

Es iſt heute ein ſonniger Sonntag, ſchon in aller Frühe weckte mich ein Sonnenſtrahl; der ſchien mir gerade in's Herz hinein und es wurde auch Sonntag darin, und es hielt in aller Stille ſein Hochamt. Maria's liebes Geſicht war auch von einem Strahl erhellt, der, wenn er immer unbewölkt bliebe, aus dem Leben einen ewigen Sonntag ſchaffen könnte. Sie ſtand lächelnd vor dem alabaſternen Liebfrauenbildchen, das ihr Freund ihr geſchenkt, und ſchmückte es nach ihrer kindlichen Weiſe. Dem Chriſtuskindchen ſetzte ſie als Häubchen ein friſches Rosenblättchen auf, und der Maria ſchlang ſie einen Heiligenſchein aus einer ihrer hellſten blonden Locken um's Haupt; die kleine Glorie leuchtete wie Gold in der Sonne. Dann gingen wir früh hinab an's Meer, das feierte ein Hochamt noch ſchöner, als das, welchem ich kürzlich im Kölner Dom beiwohnte. Es hatte die herrlichſte Altardecke von wallendem tiefblauem Atlas ausgebreitet, darauf unzählige Dia-

manten blitzten, und feierlich gedämpft, ließ es die tiefe Orgel und die Choräle erklingen.

Wir kehrten zurück, ich nahm die Paquerettes von Louise Stappaerts zur Hand, und mein innerer Sonntag gestaltete sich immer harmonischer. Es weht ein so jungfräulich poetischer Geist aus diesen lieblichen Blüthen, daß ich das reine Gemüth, dem sie entsprossen sind, wahrhaft lieb gewann. Was ich von dem Leben und der Erscheinung dieser jungen Dichterin gehört, trug alles dazu bei, sie wahrhaft anziehend für mich zu machen. Sie wohnt mit ihrer Mutter, welche sie schwärmerisch liebt, auf einem Berge bei Löwen. Das merkt man ihren frischen duftigen Blumen an, daß sie in reiner Bergluft gewachsen sind, daß sie mit dem Morgen- und Abendroth Freundschaft geschlossen haben, und daß die hellen Sterne ihnen in die Kelche schauten.

Könntest, Jungfrau! du aus allen
Sternen an den blauen Hallen
Wählen einen lichten Stern, —
Welcher wär's? Den ich erwähle,
Zu ihm schwingt sich meine Seele,
Strahlt am nächsten bei dem Herrn.

Könntest, Jungfrau! du aus allen
Schwingen, so die Luft durchwallen,
Wählen dir ein Flügelpaar, —
Welches wär' es? Das geflogen
Ueber Berg und Land und Wogen,
Das gestreift den Himmel klar.

Könntest, Jungfrau! du aus allen
Herzen, die voll Liebe wallen,

Auf der Erde ſchönem Stern,
Eins dir wählen, welches, ſage,
Wär's? — Das, ſo mit reinem Schlage,
Pocht am wärmſten für den Herrn!

Dieſe drei, die mich entzücken,
Würden hold mein Leben ſchmücken
In dreiein'ger Herrlichkeit;
Und wenn ich zum Himmel zöge,
Stern und Herz und Schwinge flöge
Mir voran zur Seligkeit.

Dieſe, die letzte Blüthe im Kranze der **Paquerettes**, lege ich dieſen Blättern bei. Sie ſind alle reizend, wie friſche Waldglöckchen, aber, wie dieſe, neigen ſie betrübt das Haupt, wenn ſie aus ihrer Waldeinſamkeit geriſſen werden. Auch iſt ihre graziöſe Naivetät kaum wiederzugeben. Leider habe ich die perſönliche Bekanntſchaft der poetiſchen Jungfrau nicht gemacht, ſo ſehr ich es gewünſcht hatte; Unwohlſein, welches mich auf der Rückreiſe befiel, verhinderte mich daran. Ich lebte noch einige Stunden in recht innigem Seelenverein mit ihr, und ſie ſtand ſo lebendig vor mir, daß ich ſie malen wollte, wenn ich malen könnte. Am Nachmittag gingen wir wieder an's Meer; wir ſtanden auf den Muſchelbänken und hielten eine reiche Erndte an Seeſternen, welche Maria ſammelte, um ſie ihren kleinen Brüdern mitzubringen. Die Flut war im Steigen und drang immer näher zu uns herauf, ſchon benetzte ſie unſere Füße; die zwei wurden immer ausgelaſſener, ſie ſpritzten ſich mit dem weißen Schaum, zuletzt

nahm Johannes seine Maria auf den Arm und trug sie ein Stück in's Meer hinein.

Die Sage vom schönen Roosje, welche der frühverstorbene Bellamy, der Hölty der Niederlande, so lieblich bearbeitet hat, fiel mir ein, und mir wurde Angst um mein Marienröschen, aber bald darauf stand sie lachend vor mir. Es herrscht in Seeland ein alter Gebrauch bei den jungen Leuten, daß bei dem Volksfest, wo sie einen kleinen Fisch, den die Flut zurückläßt, im Sande suchen, jeder Bursche sein Mädchen auf den Arm nimmt und es in's Meer trägt. Diese Sitte hat das Motiv zu der kleinen Dichtung Bellamy's gegeben.

Roosje.

In Seeland lebt' einmal ein Mann,
Der hat ein lieblich Kind,
Ein Jeder, der das Mägdlein sah,
War freundlich ihm gesinnt.

Der Vater, wie man denken kann,
War stolz auf solches Gut,
Zumal, da sein geliebtes Weib
Schon lang im Grabe ruht.

Wie war das liebe Mädchen schön!
Schlank, wie ein Birkenstamm,
Wie lieblich war sie und belebt,
Voll Geist und tugendsam!

So freundlich, wie der ſchöne Mond,
Der aus dem Meere ſteigt,
Und auf die hellen Dünen ſcheint
Und wolkenlos ſich zeigt.

Braun war das ſchöne Augenpaar,
Wie ſanfte Dämmernacht,
Ihr Lächeln wie das Morgenroth
Am Hügelrand erwacht.

Wenn ſie mit Seelands Jugend kirrt,
Luſtwandelnd an dem Strand,
Sah ihren Namen überall
Geſchrieben ſie im Sand.

Kein Jüngling, welchem nicht für ſie
In Lieb' der Buſen ſchwoll,
Denn Seeland's ſchönſte Blume war
Die Jungfrau anmuthvoll.

Im Sommer, wann der Südwind weht,
Die Wellen leicht durchwühlt,
Und ſanft das glühende Geſicht
Des jungen Landmanns kühlt;

Dann zieht, den Spaten in der Hand,
Das junge Volk zum Strand,
Durchwühlt in lauter Fröhlichkeit
Des Ufers naſſen Sand.

Schnell faßt im aufgewühlten Grund
Die raſche Hand den Fiſch,
Doch ſelbſt die allerflinkſte Hand
Erhaſcht oft nicht den Fiſch.

Inzwiſchen ſcherzt das junge Volk
Am feuchten Meeresſaum,
Und ſpritzt ſich in das Angeſicht
Den kühlen weißen Schaum.

Wohl mancher Burſch faßt eine Maid
Und trägt ſie in die See.
Es ſträubt die Jungfrau ſich umſonſt,
Er trägt ſie in die See.

Es war ein ſchöner Sommertag
Die Jugend zog zum Strand,
In lauter friſcher Fröhlichkeit
Den Spaten in der Hand.

Das liebe Roosje war dabei,
Und der ihr ging zur Seit,
Vergaß den Spaten und den Fiſch,
Sah nur die holde Maid.

Bald drückt er ihre zarte Hand,
Ein Küßchen raubt er bald,
Spielt mit der Locke, welche braun
Der Jungfrau Hals umwallt.

Ich ſag' dir's, laß in Frieden mich,
Und zu den Andern geh'.
Giebſt du nicht gleich mir einen Kuß,
Trag' ich dich in die See!

So ſpricht der Jüngling — ſie entflieht,
Im Scherze flieht die Maid;
Er eilt ihr nach, mit ſeinem Arm
Umſchlingt er feſt die Maid.

Das junge Volk ruft allzumal:
Trag' Roosje in die See!
Er hebt vom Strand ſie eilig auf,
Stürmt mit ihr nach der See.

Der ſtarke Jüngling küßt die Laſt,
Die er ſo kräftig trägt,
Und drückt die vielgeliebte Maid
An ſeine Bruſt bewegt.

Schön Roosje ruft und fleht umſonſt,
Er ſtürmt in Freude fort,
Es wallt das Meer, es ſchäumt und brauſt,
Er hört nicht mehr ihr Wort.

Und immer weiter ſtürmt er fort,
Bis jeder an dem Strand
Voll Schreck und Furcht mitleidig ruft:
O komm zurück an's Land!

Doch da er plötzlich wendet um,
Bleibt er verzweifelnd ſteh'n.
Helft Roosje! ruft er: Großer Gott! —
Es iſt um ſie geſcheh'n!

Ihr Freunde! Rettung! — Ich verſink,
Uns reißt hinab das Meer!
Die Maid umſchlingt des Jünglings Hals,
Man ſah ſie nimmermehr.

Noch einmal blickt ſie nach dem Strand,
Stumm war und bleich ihr Mund,
Dann riß in einem Augenblick
Hinunter ſie der Schlund.

Das junge Volk ſteht wie verſteint,
Und keiner ſeufzt' und ſpricht,
Bis endlich heiß ein Thränenſtrom
Aus jedem Auge bricht.

Und ſchweigend geh'n ſie heim vom Strand,
Und ſeh'n ſich weinend um,
Und jedes Herz iſt ſchwer und voll,
Und jede Lippe ſtumm.

Der Mond geht ſtill und ruhig auf:
Umſtrahlt das Grab der Flut,
Darin das liebe junge Paar
Im Todesſchlummer ruht.

Der Wind fährt heftig über's Meer,
Die Woge ſchlägt den Strand,
Und eilig wird die Trauermähr
Verbreitet in dem Land.

Ich habe einige Strophen dieser Dichtung weggelassen, weil sie, so lieblich sie ist, doch an der Breite leidet, die mehr oder weniger allen holländischen Poesieen eigen ist.

So eben haben wir einen Brief aus Brügge mit einer Einladung erhalten. Sie wollen uns zu Ehren im Theater eine kleine Feier geben. Darauf war ich nicht vorbereitet, denn ich habe nach Blankenberg nichts, als den grauen Reisekittel mitgenommen. Von der deutschen Toilette werden sie einen schlechten Begriff fassen; wenn das meine gute F. wüßte und alle meine eleganten Freundinnen in D., sie wären in halber Verzweiflung. Ich meine, ich höre die gute Fr. v. M., die immer à quatre épingles erscheint, trostlos ausrufen: Mein Gott! was wird unsere gute Plönnies da angehabt haben! — Ich kann euch nicht helfen, meine Theuren, in ganz Blankenberg ist nur ein Schneider, und der hat zugleich ein Estaminet und logirt à pied et à cheval. Ach, mein liebes Blankenberg! mit dir ist's nun aus, auch dieser schöne Traum ist verflogen, wann und wie werd' ich dich wiedersehen? — Aber diesen Abend wollen wir am Meere zubringen und ihm Lebewohl sagen.

Blankenberg, am letzten September.

Abſchied zu nehmen komm' ich heut' o See,
Von dir und von dem wundervollen Traum,
Den ich geträumt in Wonne und in Weh,
In deiner Dünen menſchenfernen Raum.
Und wie ich ſchmerzlich, tief bewegt hier ſteh
Benetzt von deiner Wogen weißem Schaum,
Stimmt einmal noch mein Lied in deine Klagen,
Du magſt es weit in's Ungemeſſ'ne tragen.

Warum zieht mich das Herz ſo ſtark und mächtig,
Gleich wie durch Zauber her an deinen Strand?
Warum, wenn du auch grolleſt wild und nächtig,
Bin ich ſo feſt an dich, o Meer! gebannt? —
O du biſt immer wunderherrlich, prächtig,
Und deine Schönheit hab' ich tief erkannt.
Kein Ton, kein Reiz, der unverſtanden bliebe,
Denn dich begriffen hat ja ſtets die Liebe.

Du biſt, wie ſie voll ſtarkem hohem Wagen
Und unergründlich, unermeßlich tief,
Du haſt, wie ſie, das All' im Schoos getragen,
Das Gott empor mit ſeinem „Werde" rief.
Doch troſtlos nur war deines Herzens Schlagen
So lang kein Strahl an deinem Buſen ſchlief,
Erſt als die Sonn' in hehrem Glanz entglommen,
Haſt du den Himmel in dir aufgenommen.

Und wenn du ſo von deinem Gott umfangen,
In wunderbarer Klarheit vor mir liegſt,
Wie eine Braut in höchſten Schmuckes Prangen
Dich wonneſchauernd, bebend an ihn ſchmiegſt,

Dann faßt mich an ein ſchmerzliches Verlangen
Nach ſolcher Seligkeit, d'rin du dich wiegſt,
Mit meines Herzens unerfülltem Sehnen
An dein bewegtes Herz mögt' ich mich lehnen.

Wohl glühender hat Jene es gefühlt,
Die mit der Leier ſtand am Klippenrand,
Es war ihr Herz im Innerſten zerwühlt,
Wild in den Saiten ſtürmte ihre Hand,
Auf Erden nichts, das ihre Glut gekühlt,
Die ſie durchflammte mit Zerſtörungsbrand;
Da hat Verzweiflung ſie hinabgezogen,
Und Sappho ruhet in des Meeres Wogen.

Die Griechin zog es in der Tiefe Reich
An's kühle Herz der ſchönen Nereiden,
Auf Meereskiſſen himmelblau und weich
Erträumte Sappho Ruhe ſich und Frieden,
Was ihr verſagt das Schickſal launenreich,
Das ſollte ihr dort unten Thetis bieten,
Mit der kryſtallnen Urne Letheſluthen
Errettend löſchen ihres Buſens Gluten.

Und ewig gleich bleibt ſich der Schmerz der Lieb',
Im milden Süden, wie im ſtrengen Norden;
's iſt alles anders, doch der Schatten blieb
Und legt ſich traurig auf der Nordſee Borden.
Und ob der Zukunft auch kein Echo blieb
Von meines Liedes ſchmerzlichen Akkorden,
Ich ſah bewegt die Bruſt des Meers ſich heben,
In ſeinem Rauſchen mag mein Lied verſchweben.

Der Mondenſchein liegt auf den Meereswellen,
Die Dünenhügel ſchimmern weiß wie Schnee,
Und ernſt und hehr die grauen Wogen ſchwellen,
Den feierlichen Hymnus ſingt die See,
Das Echo vom Chorale, den die hellen
Glänzenden Sterne klingen in der Höh,
Und von der Flut, zu der mein Aug geſenket,
Blick ich zu ihm, der ihr die Klarheit ſchenket.

XVII.

Antwerpen. Sagen. Rubens Denkmal. Die Kathedrale. Das Gewitter auf dem Thurm. Das Chorgeſtühl. Das Kreuz auf der Kathedrale. Ein Beſuch bei Wappers. Die Polka. Die Sitzung der Maetſchappy de Olyftak.

Greift zum Gewehr! es iſt an der Zeit
Heran mit kühner Stirn!
Ihr Dichter, wenn ihr Männer ſeid,
Und Herz noch habt und Hirn.

's iſt Zeit, 's iſt Zeit, 's iſt mehr als Zeit,
Es gilt, daß Ihr euch regt,
Es weckt die alte Herrlichkeit,
Die Kampfesſtunde ſchlägt.

Vereinet euch zum ſtarken Ring,
Schwört einen Eidſchwur heiß,
So uns die Mutterſprach verging,
Wo blieb dann unſer Schweiß.

Herbei, als Männer, Hand in Hand
Stimmt in den freien Klang,
Sein Erbtheil ſchaffen wir dem Land,
Die Nachwelt weiß uns Dank.

Th. van Ryswyck.

Antwerpen, dieſe im Mittelalter durch die höchſte Blüthe des Handels und der Kunſt merkwürdige Stadt, erſcheint es noch mehr, wenn man daran denkt, daß in grauer Vorzeit die Provinz Antwerpen, gleich mancher anderen

der Niederlande, im Meeresschoos ruhte. Geologischen Forschungen zufolge, ist es gewiß, daß dieser Theil des Landes eine Bai der Nordsee gewesen, daß, wo jetzt Paläste und Kirchen ragen, einst die Wogen ihr eintöniges Lied sangen, und daß die stummen Bewohner der Tiefe sich umhertrieben, an den Stellen, welchen jetzt der Menschengeist seine herrlichsten Spuren aufgeprägt hat. Interessante Resultate solcher Forschungen enthält das ausgezeichnete Werk: Geschiedenis van Antwerpen, welches die Rederykamer, de Olyftak, in Antwerpen herausgiebt. Der Stuivenberg, an der nordöstlichen Stadtseite gelegen, war einst eine Sandbank in der Tiefe der Nordsee. Die Mannigfaltigkeit der in ihrem kalkartigen Grunde aufgefundenen Seeprodukte ist außerordentlich. Außer zweihundert verschiedenen Arten von Seemuscheln, grub man daselbst Wirbelbänder und Rückgrathe von Wallfischen aus, deren manche dreißig Fuß tief begraben lagen. Einer dieser Wallfischknochen hat lange Zeit für die Rippe eines Riesen gegolten, der in den Sagen von Antwerpen eine bedeutende Rolle spielt. Er wurde als solche auf dem Rathhause gezeigt, und Albrecht Dürer erklärt, sie dort im Jahre 1521 mit eigenen Augen gesehen zu haben. Unsere aufgeklärte Zeit hat längst der Wahrheit der Sage den Stab gebrochen, und die Gelehrten bemühen sich eine erweisbarere Herleitung des Namens Antwerpen aufzufinden, aber da die Sage viel poetischer ist, so halte ich mich an sie. J. W. Wolf theilt sie in seinen niederländischen Sagen also mit:

Antwerpen.*)

Brabon kam eines Tages mit mehreren Herren und Rittern von Gent, und sie geriethen an eine Stelle, wo viel Ried und Schilf wuchs; da sprach Brabon: Hier in der Nähe muß gewißlich Wasser sein, und einer der Herren entgegnete, das sei also und es fließe in der Nähe ein großer Bach, welchen man die Schelde nenne, aber an dem Orte, wo man pflege überzusetzen, liege ein Riese, der des Zolles wache, auf einem hohen Thurme, und alle, welche überfahren wollten, müßten ihre rechte Hand lassen oder mit dem Riesen fechten. Brabon jedoch hatte keine Furcht und antwortete, daß er lieber mit dem Riesen fechten wolle. Also kamen die Herren alle an die Schelde und begehrten überzufahren; aber einer von den Knechten des Riesen sprach, dann müßten sie Zoll geben oder ihre rechte Hand da lassen. Doch Brabon sagte, er gäbe nimmer Zoll und wollte lieber mit dem Riesen fechten. Als der Knecht diese Rede vernahm, machte er einen großen Lärm mit einem Eisen, worauf der Riese, das hörend, sehr zornig und übermüthig von seinem Thurme stieg und fragte: wer also kühn sei, gegen ihn fechten zu wollen? Brabon erwiederte: Ich allein, und der Riese war deß geständig und sie begannen zu fechten. Das war aber ein gewaltiger Kampf, denn der Riese schlug harte Schläge, indem er ein starker Wigant war; doch am Ende ward er überwunden und

*) Die alderexcellenste Cronyke van Brabant. — Dits die excellente Cronyke van Vlaenderen — Vaernewyk die Historie van Belgis. —

Brabon ſchlug ihm zuerſt die rechte Hand ab und dann auch das Haupt. Die Hand aber warf der Held bis zur Hälfte der Schelde, und ſo weit ſie flog, ſo weit gehört die Schelde zu Brabant. Darauf ging Brabon in das nahe gelegene Münſter, welches dem Mars heilig war, und dies ſtand, wo jetzt das Michaels-Kloſter ſteht, und da dankte er dem Gotte Mars für den errungenen Sieg; dann begab er ſich wieder mit den Herren nach Gent.

Julius war inzwiſchen in England geweſen, und als er von dort nach Flandern zurückkehrte, kam er in eine große Wildniß, welche voll von Räubern war, und dieſe erſchlug er alle; das war aber da, wo jetzt Turnhout ſteht, und er gab dem Orte große Privilegien und Freiheiten. Gleich darauf kam Brabon zu Julius und erzählte demſelben, wie er den Rieſen an der Stelle, wo das Ried ſtand, erſchlagen habe und alles übrige. Darob war Julius ſehr erfreut und zog mit Brabon nach der Schelde und dem Thurme, und es behagte ihm dort ſo wohl und gefiel ihm dermaßen, daß er alsbald Werkleute entbot und eine Burg baute. Dieſe heiligte er nach heidniſch römiſcher Weiſe und gab ihr viele Privilegien und Rechte und machte Brabon daſelbſt zu einem Markgrafen des heiligen römiſchen Reichs. Auch gab er ihm ein Wappen und zwar eine ſilberne Burg und zwei Hände, und nannte den Ort von der geworfenen Hand „Handwerpen". Daher kommt es, daß die Herzöge von Burgund ſich ſtets Markgrafen des heiligen römiſchen Reiches nannten.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert lebt diese Sage im Munde des Volks, und noch jetzt wird bei festlichen Veranlassungen das Bild des Riesen durch die Straßen getragen. Eine andere Sage, welche viel älter ist, hat sich ebenfalls unter dem Volk erhalten. Es ist die der heiligen Dympna, welche Aehnlichkeit mit der Legende der heiligen Ursula hat. Die heilige Dympna war das Kind eines irischen Königs, sie war zum Christenthum übergegangen und entfloh ihrem Vater mit dem heiligen Gubernus und einigen anderen frommen Männern. Sie zogen über's Meer und kamen endlich in Antwerpen an, wo sie eine Herberge aufsuchten und einige Zeit verweilten. Darnach erkundigten sie sich bei den Einwohnern, wo sie eine Stelle finden mögten, um ihr Leben in gottesfürchtiger Stille zu beschließen. Sie zogen darauf zu einem Dorfe Ghele genannt, woselbst sie ein Bethäuschen fanden das dem heiligen Martinus geweihet war. Dort ließen sie sich nieder, und lebten in frommer Einsamkeit, bis Dympna's Vater, der seiner Tochter Spur entdeckt hatte, erschien, und sie mit ihrem Begleiter Gubernus enthaupten ließ.

Viele dieser Sagen tauchten vor mir auf, wenn ich an den Stellen vorüberkam, welche durch sie geweiht sind. Alles hatte sich vereinigt, uns den Aufenthalt in Antwerpen reizend und mannigfaltig zu gestalten. Wenn auf unserer Wanderung durch die alten Straßen Wolf die grauen Schatten der Sage heraufbeschwor, so warf Conscience seine lebendigen feuersprühenden Ideen der Gegenwart dazwischen, und der träumerische van Kerkhoven

ſprach manches Wort tief poetiſcher Begeiſterung. Der Reiz unſerer Unterhaltung wurde ſehr dadurch erhöht, daß wir unſere Begleiter, namentlich Conſcience der deutſchen Sprache vollkommen mächtig fanden. Wie anders erſchien mir nun die Stadt als vor zwei Jahren, wo ich ſie zum erſtenmal geſehen. Damals lag Antwerpen vor mir als ein großartiges Grab der Vergangenheit, ich hatte keine Ahnung vom friſchen Leben, das ſich dort immer freudiger entfaltet. Der Himmel war mit einem grauen Schleier bedeckt geweſen, obgleich es ein Julitag war; die Schelde leer von Schiffen, denn alle waren ausgelaufen; die Statue des großen Rubens nicht fern vom Ufer in der Haft eines ſtehenden Sarges, als Geiſel für die nicht erfolgte Zahlung. Außer dieſen lähmenden Erſcheinungen war mein Blick überall dem Stempel franzöſiſcher Uebermacht begegnet, franzöſiſche Redensarten, franzöſiſche Aufſchriften, franzöſiſche Werke in allen Buchhandlungen, franzöſiſche Bekanntſchaften, franzöſiſche Ankündigungen, franzöſiſche Prellerei. Kein Wunder, daß da kein warmes Intereſſe an der Gegenwart dieſes Volkes in mir aufkommen konnte, daß nur die großartigen Erinnerungen der Vergangenheit wie Rieſenſchatten an mir vorüberflogen. Heute war alles von lebendigem Lichte berührt. Es hingen zwar auch ſchwere Wolken am Himmel, aber es waren Gewitterwolken, kein eintöniges Grau. Auf der Schelde ein prächtiger Maſtenwald. Zahlloſe Schiffe mit flatternden Fahnen aller Nationen, bereit den Austauſch der materiellen Produkte aller Zonen zwiſchen den Völkern zu betreiben; mir zur Seite aber

Männer, ſtark erfüllt von dem edlen Streben, die köſtlicheren Schätze ihrer Heimath, ihre Nationalität, ihre Sprache, dem Strudel des Franzoſenthums zu entreißen, und ſie wie ein ſtark ausgerüſtetes Schiff auszuſenden auf den Strom der Zeit, getrieben von den ſchwellenden Segeln der Begeiſterung und der freudigen Hoffnung. Rieſengroß lag im Baſſin das Dampfboot the british queen. Maſten um Maſten hoben ihre ſchlanken Spitzen, das labyrinthiſche Gewebe der Schiffstaue ſpann ſeine Fäden dazwiſchen. Es war für mich ein eben ſo fremder als erfriſchender Anblick. Auf dem Meir-Platze angelangt, ſah ich froh überraſcht Rubens auf hohem Piedeſtal im Reich des Lichtes thronen. Groß und ſchön iſt er aus dem Sarge hervorgegangen und ſchaut wie ein Fürſt herab. Bei der Einweihung dieſer Bildſäule hat das Volk einen Beweis ſeiner erwachten flaemiſchen Geſinnung gegeben. In dem glänzenden Zuge, der die Feier verherrlichte, wurde Rubens, welchen ein Maler aus Antwerpen täuſchend ähnlich darſtellte, auf einem dazu erbauten Siegeswagen, umgeben von den Genien und Attributen der Kunſt, durch die Straßen gezogen. Um die Koſten dieſes herrlichen Siegeswagens zu beſtreiten, welcher nach einer Zeichnung des großen Malers erbaut worden war, hatte man alle Künſtler Antwerpens zu einem künſtleriſchen Beitrage aufgefordert. Die eingegangenen Gemälde u. ſ. w. wurden öffentlich ausgeſtellt, und alsdann verlooſt, die daraus hervorgegangene Summe aber zum genannten Zwecke verwendet. Theodor van Ryswyk hat dieſen Triumphzug der

Kunſt in einem ſchönen Gedicht beſchrieben, welches unter ſeinen Politieke Refreinen ſteht, und an die Königin Victoria bei Gelegenheit ihres Beſuches in Antwerpen gerichtet iſt. Es heißt Bediedenis van den Antwerpſchen ommegang.

Horch, der Glockenſchall erklingt,
Hell ſich durch die Lüfte ſchwingt;
Durch die hohe Tempelhalle
Dringt er mit dem ſtarken Schalle!
Rieſe iſt der Thurm zu heißen,
Der die Harfe ſpielt von Eiſen.
Alles lauſchet ſeinen Tönen,
Greiſe, neben jungen Schönen,
Kind und Knab und Freund und Feind
Eilt, im Strom des Volks vereint,
Und das Jauchzen und das Lärmen,
Und das Jubeln und das Schwärmen,
Das lebend'ge Feſtgeläut,
Wird vernommen weit und breit.
Ha! dort nahet Rubens Wagen,
Vier Paar Schimmel reich beſchlagen,
Mit den funkelnden Geſchirren,
Daran Gold und Silber klirren,
Feſtgehalten von Marſchallen,
Deren Federbüſche wallen,
Führen ſeinen Wagen her
Durch's bewegte Menſchenmeer.
Laßt ſie kommen! Ihn zu tragen
Sind die Räder ſtark am Wagen.
Ja, ſie werden feſt und breit
Trotzen der Vergänglichkeit.

Wie das Roß ſo ſtolz entglüht
Unter'm Schmuck der flimmernd ſprüht,
Wie die Räder Funken blitzen!
Seht ihr dort den Maler ſitzen,
Unter blauem Baldachine,
Mit der hohen Fürſtenmiene.
Seht, o ſeht, er nahet ſchon,
Muſen halten ſein Thron,
Laßt das jauchzende Volk ihn grüßen,
Das da wogt zu ſeinen Füßen,
Das ihn ſtets geliebet hat,
Als die Seel' der Scheldeſtadt.
Stolz als wie durch dieſen Wagen,
Sei die Kunſt hier ſtets getragen,
Ob mit Dummheit oder Liſt
Ihr der Fremdling feindlich iſt.
Schöner wie in früh'ren Jahren
Soll ſie hier ſich offenbaren,
Ewig leuchten durch die Zeit.

Feiert Völker, ehrt die Kunſt,
Als die reinſte Himmelsgunſt,
Die zum Troſt im düſtern Leben,
Gott uns liebend hat gegeben.

Man hatte eine franzöſiſche Inſchrift auf den Siegeswagen vorgeſchlagen, aber das Volk beſtand auf einer flaemiſchen. Der Platz des Standbildes iſt nicht gut gewählt, denn hinter der Statue hebt ſich luftig und impoſant der Thurm der Kathedrale, welcher die Bildſäule drückt und ihre Wirkung ſtört. Prächtig zeichnete er ſich mit ſeiner durchbrochenen Arbeit auf dem Himmel ab, der

ringsum von Wetterwolken umhangen, allein noch hinter dem Thurme blau war. Aber jetzt zog das Gewitter heran, ſchwarze Wolken ſammelten ſich, einzelne Blitze zuckten nach ihm, drohend grollte der Donner. Es wurde eine lebhafte Sehnſucht in mir wach, dem Wetter da oben zuzuſehen, die Anderen theilten meinen Wunſch und ſo begannen wir die ſteile Wanderung. Durch die Luken des dunkeln Thurmes flammte von Zeit zu Zeit ein Blitz, und erleuchtete auf einen Augenblick das Bild, welches flüchtig in dem ſteinernen Rahmen erſchien. Bald war es ein Silberblick der Schelde, bald ein Gebäude, bald ein Stück Himmel. Endlich hatten wir die Höhe erreicht, da begrüßte uns ein mächtiger Donnerſchlag, das Gewitter war in voller Kraft losgebrochen.

Ich ſteh auf luft'ger Spitze
Hoch auf Antwerpens Thurm,
Es flammen um mich die Blitze,
Es zieht heran der Sturm.

Ich ſteh bei der Donnerwolke,
Die grollend mit mir ſpricht,
Hoch über allem Volke,
Streift ſie mein Angeſicht.

„Wie magſt herauf dich wagen,
Du ſchwaches Menſchenkind,
Mein Wort muß dich erſchlagen,
Mein Auge flammt dich blind.“

Mich hat der Geiſt getrieben
Hoch in des Sturmes Näh,
Ich ſteh mit meinem Lieben
Auf einſam ſteiler Höh.

„Und ſiehſt du nicht die Raben
Schwarz flattern um den Thurm,
Die böſen Geiſter haben
Gewalt in ſolchem Sturm.“

Mich ſchützt mit ſeinen Schwingen
Der Liebe ſtarker Geiſt,
Hörſt du ſein Wort erklingen,
Das deine Macht zerreißt? —

Da hallen laut die Glocken
Im heil'gen Kirchenthurm,
Sie ſchwingen mit Frohlocken
Sich, ſiegend in dem Sturm.

Die Wetterwolken rollen
Mit dumpfem bangem Ton,
Sie rollen und ſie grollen,
Die Raben zieh'n davon.

Und lauter ſchwebt und lauter
Zum Himmel Glockenklang,
Und immer reiner blaut er,
Als ihn der Ton durchdrang.

Bald von Azur umzogen,
Erglänzt der Himmelsdom,
Es ſpannt ein Regenbogen
Sich über den blanken Strom.

Ich ſteh' in ſel'ger Freude
Im hellen goldnen Tag,
Das heilige Geläute
Klingt tief im Herzen nach.

Wir warfen noch einen Blick auf das reiche Bild, und stiegen dann hinab. Auf der Hälfte der Thurmtreppe begegnete uns der Künstler Durlet, dessen Werke wir gleich darauf in der Kirche bewunderten. Die Messe war eben vorüber. In feierlicher Prozession trugen die Priester im Ornat die heiligen Symbole nach dem Tabernakel zurück. In den Seitenkapellen knieten einige Frauen. Sonst war es leer in der Kirche. Wir betraten den Chor, und bewunderten das Chorgestühl. Es ist die schönste Arbeit in Holzschnitt, welche ich in Belgien gesehen. Ist es möglich, daß man aus Holz, das wir gewohnt sind, als den Inbegriff aller Steifheit zu betrachten, solch ein wunderbar anmuthiges Werk schaffen kann! Ein altdeutsches Gedicht breitet sich das gothische Gewebe vor uns aus. Die fromme Naivetät, der kindliche Glaube jener Zeit ruht auf diesen holdseligen Gestalten, welche die Poesie jener Jahrhunderte, nicht aber ihre Mängel tragen. Die Steifheit und Eckigkeit der altdeutschen Schule ist verschwunden, und die poetische Religiosität ist geblieben. Dabei erstreckt sich die gothische Ausführung selbst auf die kleinsten Details. Spitz durchbrochene Thürmchen, Schnitzwerk, Ranken und Blätter, Drapperien und Kleidung, Alles ist wie aus Einem harmonischen Guß. Man glaubt, die lieblichsten Gestalten der alten Meister seien in anderer Form ins Leben getreten: diese Jungfrau Maria und diese weiblichen Heiligen — welche Sanftmuth und heilige Einfalt in den holdseligen Zügen! Zwei verwandte Künstlerseelen haben zusammengewirkt, dies reiche Werk zu vollenden.

Die architektoniſche Konzeption des gothiſchen Kunſtwerks iſt von Durlet, die bildende Ausführung vom Bildhauer Geerts. Belgien iſt wahrlich reich an Künſtlern, und die glänzende Kunſtepoche Antwerpens ſteigt wie ein Phönix aus der Aſche. Die Namen Gallait und de Biefve, Wappers, de Block und de Keyzer beweiſen, daß der ſchaffende Geiſt des großen Rubens in ſeinen Söhnen lebt. In der bildenden Kunſt hat Geefs ſeinem Vaterlande ſchöne Denkmäler dieſes Jahrhunderts gegeben, aber auch andere belgiſche Künſtler laſſen Ausgezeichnetes in dieſem Fache erwarten. So ſah ich in der St. Jakobs-Kirche heute ein ſchönes Grabmal der Frau van der Burcht, von de Kuyper: eine Statue des h. Andreas, welche auf edle Weiſe den Geiſt des Spruches darſtellt: Herr dein Wille geſchehe!

Als wir aus der Kirche traten, verweilten wir einen Augenblick bei dem Grabſteine des durch die Liebe umgewandelten Schmiedes von Antwerpen. Ein in's Straßenpflaſter eingeſenkter Stein mit vielen eingeſchlagenen Kupfernägeln erregte meine Aufmerkſamkeit. Wolf ſagte mir, daß eine Sage ſich an dieſen Stein knüpfe, welche Alfred de Laet in einer Novelle behandelt habe. J. W. Wolf theilt dieſelbe in ſeinen belgiſchen Sagen mit. In folgender Dichtung habe ich zwar dieſes Hauptmotiv benutzt, jedoch anders aufgefaßt.

Das Kreuz auf der Kathedrale.

Ich ſtand vor der Kathedrale im letzten Abendſchein,
Es blitzte im Sonnenſtrahle wie Funken auf dem Stein,

Mein Herze fühlt ich klopfen, mir ward ſo bang zu Muth,
Die Funken wurden Tropfen von purpurrothem Blut.

Und ob mir's leiſe graute, nicht konnt ich von dem Ort,
Bis ich im Geiſte ſchaute, was ſich ereignet dort,
Wie ſich aus Trauerflören das Bild von mir entrang,
So will ich's heut beſchwören mit leiſem Harfenklang.

Steig auf im alten Glanze, Antwerpen groß und reich,
Wie du im Städtekranze ſtand'ſt einer Fürſtin gleich,
Mit herrlichen Palläſten, mit ſchifferreichem Strom,
Mit deinen mächt'gen Veſten, mit deinem ſtolzen Dom!

Mit deinem Thurm, dem reichen, d'rin Spitzen von Brabant,
In Stein gewoben zeigen die ſcharfgezackte Kant,
Mit ſeinem Eiſenkreuze, das in die Lüfte ſteigt,
Und aus dem Erdenreize den Weg zum Himmel zeigt.

Und ſchöner; reicher immer taucht mir das Bild empor,
Es geht im Sonnenſchimmer das Kaiſerfeſt hervor,
Laut ſchallt der Ruf der Zünfte, laut brauſt des Volkes Ton,
Hoch lebe Karl der Fünfte, hoch Flanderns großer Sohn!

Die Sonne, die erhellte ſo klar des Feſtes Pracht,
Sank blutig in die Schelde, da kam heran die Nacht,
Und unbemerkt vom Volke am Himmel röthlich fahl,
Stand eine Wetterwolke im letzten Abendſtrahl.

Am Strand in grüner Laube verborgen ſaß ein Paar,
Sie ſanft wie eine Taube, er feurig wie ein Aar,
Sie ſprach mit weichem Tone: Und kann ich dein nicht ſein,
So will ich Gottes Sohne mein junges Leben weihn.

Der Jüngling wild erglühte: deinem Vater ſprech' ich Hohn,
Nein keiner raubt mir die Blüte und wäre er Gottes Sohn.
Der Vater will verſagen mein Glück um ſchnödes Gold,
Das Gold will ich erjagen und wär's im Teufelsſold!

Wie er das Wort geſprochen, da ſauſt's vom Strome her,
Der Sturm iſt losgebrochen, es naht gewitterſchwer,
Und aus des Donners Krachen und aus der Blitze Schein,
Ruft es mit Höllenlachen: Auf ewig biſt du mein!

Da ſtürmen die ſchäumenden Wogen heran ein wildes Heer,
Da ſtürzen die Siegesbogen, da wird die Stadt zum Meer,
Die Winde im Blitzesſtrahle raſen über der Flut,
Dem Kreuz der Kathedrale gilt ihre volle Wuth.

Sie ſchwingen mit heulendem Brauſen darum ſich im wirbelnden Schwarm,
Umſchwirren, umſchwärmen, umſauſen den ſtarken eiſernen Arm,
Aus ſeinem himmliſchen Reiche möchten ſie's ſtürzen in's Grab,
Der Baum ſteht feſt, doch die Zweige zerret der Sturm hinab.

Und als das Kreuz gebogen, läßt nach des Sturms Gewalt,
Der Mond blickt auf die Wogen hernieder bleich und kalt,
So ging der Kronverleihung erhabner Tag zu End —
War's eine Prophezeiung vom Kaiſer-Regiment? —

Im Dome ſah ich knieen ein junges, bleiches Paar,
Sie flehet zu Marieen und zu der Engel Schaar.
Dem Jüngling aber kündigt des Prieſters ſanfter Ton:
Wohl ſchwer haſt du geſündigt, doch Gott verzeiht, mein Sohn.

Der Jüngling wenig ſenket zur Bruſt ſein ernſtes Haupt:
So er den Frieden ſchenket, der meiner Seel geraubt,
So wag' ich gern mein Leben, daß auf dem Kirchenthurm
Das Kreuz ſich mag erheben, das bog hinab der Sturm.

Wohl Stund um Stund vergehet, der Mittag längſt entſchwand,
Doch auf dem Kirchplatz ſtehet die Menge wie gebannt,
Denn ihre Reihn durchſchreiten ſehn ſie ein bleiches Paar,
Sie geht an ſeiner Seiten mit aufgelöſtem Haar.

Bald tritt er ohne Grauſen hoch auf dem Thurm hervor,
Und klimmet kühn von außen im ſteinernen Forſt empor,
Es müſſen bald die Roſen, bald Rankenwerk von Stein,
Dem muthigen, ſchwindelloſen Sproſſen der Leiter ſein.

Und höher immer höher im ſteinernen Gezweig,
Und jäher immer jäher hoch in der Lüfte Reich.
Wird er den Schritt nicht fehlen? — nur eine Roſe noch,
Da ſchallt's aus tauſend Kehlen: der Kühne lebe hoch!

Seht ihr des Rauches Wolke die von der Zinne wallt?
Noch birgt ſie vor dem Volke des muthigen Geſtalt,
Doch aus dem dichten Schleier taucht jetzt das Kreuz empor,
Steht roth durchglüht vom Feuer ein heilig Meteor.

Der Jüngling ſpricht den Segen und hoch den Hammer hebt,
Daß vor den ſtarken Schlägen der Wolkenzug erbebt,
Die Raben, die umkreiſen mit dunklem Flug den Thurm,
Umkrächzen ſcheu das Eiſen, gleich wie verſcheucht vom Sturm.

Schlägſt du das Kreuz zuſammen, daß es hinunter rollt,
Wird in der Eſſe Flammen dir jede Kohle Gold,

Der Jüngling blickt erſchrocken, dann ſchlägt er daß es dröhnt:
Was ſoll der Hölle Locken, ich bin mit Gott verſöhnt.

Und glühend ſtreckt die Arme das Kreuz in blaue Luft,
Da däucht ihm, daß vom Schwarme der Raben einer ruft:
Brichſt du mit ſtarkem Schlage die Arm' auf einen Hieb,
Liegſt du noch heut am Tage im Arme deinem Lieb.

Der Jüngling hat erhoben ſein frommes Augenlicht:
Einſt wird ſie mein dort oben, die Hölle lockt mich nicht.
Das Kreuz in Himmelslüften weit aus die Arme ſpannt,
Da, wie aus Höllenklüften krächzt es am Thurmesrand:

Zerſchlag die Arme wieder, wie ich ſie niederbog,
Sonſt werf ich dich hernieder von dieſer Zinne hoch;
Des Jünglings Blick begeiſtert zum hohen Kreuze fliegt:
„Die Hölle iſt bemeiſtert, der Himmel hat geſiegt.“

Da ſtürmt's um ihn und wettert und faßt ihn unſichtbar,
Er fliegt herab zerſchmettert, ein todter blut'ger Aar,
Leblos ruht ihm zur Seite die Taube weiß und rein,
Die ſel'gen Geiſter beide gehn in den Himmel ein.

Dies las ich auf dem Steine, d'rauf es wie Funken blinkt,
Wenn ſtill im Purpurſcheine die Sonn' im Weſten ſinkt,
Die Funken wurden Tropfen von purpurrothem Blut,
Mein Herze fühlt ich klopfen, mir war ſo bang zu Muth.

Aus meinem Tagebuche.

Antwerpen.

Conſcience und van Kerkhoven haben heute einige Stunden bei uns zugebracht, die mir ſehr angenehme Eindrücke hinterlaſſen haben. Wie leuchtete das braune Auge von Conſcience als er ſagte: Wir ſind alle junge Männer, d. h. jung von Seele, wir lieben unſere Heimath und ihr Kind die Sprache, wir dulden das aufgepfropfte Reis vom fremden Stamme nicht.

Wir haben uns alle drei vorgenommen, die ſchöne Sage: „die arme Seele“ zu bearbeiten. Conſcience will ſie in Proſa geben, van Kerckhoven und ich in Poeſie. Es ahnt mir, Conſcience wird den Preis davon tragen, es paßt ganz in ſeine Richtung. Er verſteht es meiſterhaft, ſich ins Volk zu verſetzen und ſeine tiefſten Stimmungen richtig zu erfaſſen, ich glaube van Kerkhoven und ich werden die Sache zu ſentimental nehmen.

* * *

Van Kerckhoven hat ſein Gedicht ſchon eingeliefert, er wird es dieſen Abend in der Maetſchappy vortragen. Es iſt richtig zu breit und zu ſentimal. Es ſoll mir eine Warnung ſein, die Klippe zu vermeiden, an die ich ſelbſt oft genug ſtoße.

Ich weiß nicht, ob die Sage mir gelungen iſt; hier folgt ſie:

Die arme Seele.

Seufzt eine arme Seele
In ihrer Höllenpein:
Dürft' ich noch einmal ſchauen
Den Herzallerliebſten mein!

Es ſeufzt die arme Seele,
Ihr dünkt's manch hundert Jahr!
Bis daß die Zeit der Buße
Endlich verronnen war.

Ihr Schutzgeiſt nahet freudig
Auf Flügeln weiß wie Schnee,
Er nimmt ſie in die Arme
Zu heilen all ihr Weh.

Er ſpricht mit weichen Tönen,
Komm, arme Seele du,
Ich trage dich dem ſchönen
Dem goldnen Himmel zu.

Die Seele ſpricht zum Engel,
Der ſie im Arme hält,
Ach, dürft' ich nur noch einmal
Hinunter auf die Welt.

Will tauſend Jahr noch dulden
Die ſchlimme Höllenpein,
Darf ich noch einmal ſehen
Den Herzallerliebſten mein.

Des Engels Auge leuchtet
In heil'gem Liebesſtrahl,
Er trägt die arme Seele
Hinab in's Erdenthal.

Dort unter der grünen Linden,
Da find' ich meinen Schatz,
Ich that ihn immer finden
An dieſem lieben Platz.

Und da der grünen Linden
Sie nahen unſichtbar,
Saß unter ihren Zweigen,
Ein glücklich Liebespaar.

Die arme Seele bebet,
Und ſpricht kein einzig Wort,
Da trägt ſie ſtill der Engel
In ſeinen Armen fort.

Er trägt ſie hoch und höher,
In blauer Luft empor,
Bis daß ſie endlich ſtehen
Am goldnen Himmelsthor.

Da ſpricht die arme Seele:
Ich darf ja nicht hinein,
Muß tauſend Jahr noch dulden,
Die ſchlimme Höllenpein.

Der Engel aber ſchauet
Sie an mit ſel'gem Blick:
Du litteſt tauſend Jahre
In einem Augenblick.

Wir kamen an viel alten Häuſern vorüber, faſt alle ſind mit Liebfrauenbildern geſchmückt, welche die geängſtigten

Bewohner als Schutz gegen den langen Wapper vor ihren Thüren aufstellten. Der lange Wapper war Jahrhunderte lang der Plagegeist, der Rübezahl von Antwerpen. Tausend neckische und boshafte Streiche werden von ihm im Volk erzählt. Herr Mertens hat sie recht volksthümlich in Wolfs Wodana mitgetheilt. Aber seit zwei Jahren ist der Poltergeist gebannt, und die Liebfrauen-Bilder sehen lächelnd auf die kleinen Kinder herab, die vom Arme der Mutter die Händchen nach ihnen ausstrecken. Die Lieblichkeit der Sprache fiel mir recht auf, bei einer solchen Veranlassung: Zie, manneken, dat is Jesukens moederken, (Sieh, Kleiner, das ist Jesulein's Mütterchen) sagte eine hübsche junge Frau zu ihrem Knaben, als wir vorübergingen. An den Straßenecken sahen wir mit großmächtigen Buchstaben die Werke unseres Begleiters Conscience angekündigt: Siska van Rosemael, Wat eene moeder lyden kan, Hoe men schilder weerd. Im Vorübergehn betrachteten wir den Calvarienberg, welcher an eine Kirche angelehnt ist. Obgleich die Ausführung weder Kunstwerth hat, noch geschmackvoll zu nennen ist, so macht sie dennoch einen frappanten Eindruck. Zu beiden Seiten führen dreifache Reihen kolossaler Heiligenbilder zu dem Berge, welcher in drei sich übereinander erhebenden Grotten, die Kreuzigung, den todten Christus im Schooße der Maria und das Grab des Heilands enthält. Die unterste dieser Grotten theilt sich in verschiedene Wölbungen. In einer derselben ist das Fegefeuer dargestellt. Die Figuren sind

in Holz geſchnitzt und gemalt, eben ſo die ſie umlodernden Flammen. Doch ſchade iſt es, daß der ſchlechte Farbenanſtrich die Geſtalten verdirbt, welche zum Theil ſehr gelungen den Ausdruck der Reue, der Qual und der Seelenangſt tragen. Einige der Gemarterten ſtrecken flehend, wie nach Erlöſung ringend, die Hände aus. Die häufigen Küſſe der Betenden haben alle Farbe von dieſen Händen geſtreift. Conſcience hat den Calvarienberg zum Schauplatz ſeiner Siska van Rosemael gemacht, welches Motiv auch ſeitdem van Peene dramatiſch, aber komiſch behandelt hat. An der Akademie angelangt, begrüßte uns Conſcience gleichſam auf eignem Grund und Boden; er iſt ſeit ſechs Jahren Sekretair der Anſtalt. Wir traten in einen ſchön angelegten Hof; ein Gebäude zur Linken wurde uns als die Wohnung des berühmten Malers Wappers bezeichnet, von welchem Conſcience mit begeiſterter Wärme ſprach. Wir betrachteten zuerſt die neu erbauten Säle, welche für die Malerklaſſen und die Gemälde-Galerie beſtimmt ſind. In einem Zimmer waren mehrere junge Maler beſchäftigt die Farben eines alten Gemäldes auf neue Leinwand zu übertragen. Da ich noch nie etwas ähnliches geſehen, ſo machte mir dieſe Uebertragung einen tiefen Eindruck. Man zeigte uns mehrere auf dieſe Weiſe gewonnene Gemälde, und hernach auch die ihres Farbenſchmucks beraubte Leinwand. Dieſelbe ſah im höchſten Grade kläglich aus, und mahnte mich an ein Gemüth, dem das Leben mit Gewalt ſeine ſchönen Illuſionen geraubt

hat, die im Farbenſchmuck der Jugend einſt ſeinen Grund erhellten. Wie lag ſie da, grau, zerriſſen, zerfetzt. — Bald darauf führte uns Conſcience durch ein escalier dérobé in das Atelier ſeines berühmten Freundes.

XVIII.

Wappers Atelier. Die Maler-Akademie. Die Polka. Die Sitzung der Maetschappy de Olyftak.

Wenn ich vor Einem ſtehe, dem der Genius ſein leuchtendes Siegel auf die Stirn geprägt, ſo bin ich immer in einer feierlichen Stimmung, und ſo war es mir auch jetzt als mir der Mann entgegen trat, deſſen ganze Erſcheinung den Künſtler, und zwar den flamändiſchen bezeichnete. So ungefähr dachte ich mir Rubens. Stark, etwas unterſetzt, ein männlich ſchöner Kopf, geiſtvolle dunkle Augen, dunkle Haare und dunkle Geſichtsfarbe, dabei einen Ausdruck von biederherziger Freundlichkeit. Leider waren die vollendeten Gemälde bereits in alle Welt gegangen, aber mehrere begonnene große Werke zeugten von der ſchaffenden Thätigkeit des Malers. Ein Camoens ſtand auf der Staffelei. Vom Fluch ſeines Schickſals verfolgt, ſucht er Zuflucht im Hoſpitale.

Denkt an Camoens, deſſen Phantaſie
Den Wunderglanz der neuen Welten barg;
Den Sternenkranz gab ihm die Poeſie,
Im Hospital die Mitwelt einen Sarg.

Daß Wappers, dem Ruhm, Glück und Liebe ihre ſchönſten Kränze flechten, dieſes Motiv wählte und ſo poetiſch auffaßte, nahm mich gleich ſympathetiſch für den Mann ein.

Dem geiſt- und ſchmerzvollen Kopf des Dichters der Luſiade ſind zwei weibliche Köpfe zur Seite geſtellt, deren Jugendfriſche und lieblicher Ausdruck den düſtern Charakter der Hauptfigur ſchlagend hervortreten laſſen. Sie bieten mitleidsvoll dem verlaſſenen Sänger, der an der Pforte des Hoſpitals ſteht, Blumen und Früchte dar. — Wappers zeigte uns die Handzeichnung eines Gemäldes, welches er kürzlich für den Geburtstag der Königin Victoria dem Prinzen Albert überſchickt hatte. Es war eine Genovefa, von einer durchaus neuen Seite aufgefaßt. Wappers' Darſtellung hebt einen Lichtblick im Leben der Dulderin heraus, der das Gemüth mit heiterer Poeſie berührt. Genovefa ruht am Eingang einer Grotte, welche ſich nach dem Walde eröffnet. Ihr Kind liegt ihr im Schooße, die Hirſchkuh zu Beider Füßen. Durch die Grotte bricht das Tageslicht herein, und ſehr glücklich läßt der Maler den Lichtpunkt des Gemäldes auf dem Geſicht des Kindes ruhen. Damit iſt ſchon ſeine Idee angedeutet. Genovefa's Kopf iſt zwar im Schatten, aber ſie blickt nicht ſchmerzlich empor, ſie erſcheint nicht als abgehärmte Dulderin, ſie beugt ſich zu

dem Kinde herab, man ſieht nicht blos, nein man fühlt wie ihre Augen ſich in den Himmel verſenken, der ihr aus den Blicken des kleinen Engels entgegen ſtrahlt. Sie hat aus dieſem Quell der Liebe Freude und Troſt geſogen, und erſcheint nun ihrem Schickſal zum Trotz als glückliche Mutter. Wappers ſprach mit eben ſo viel Feuer als Geiſt über ſeine Kunſt, und ſeine von den Feſſeln der Schule freien Anſichten bekundeten den genialen Künſtler. Sein Urtheil über die verſchiedenen Malerſchulen, wie auch über einzelne Kunſtwerke der neueren Zeit war mir ſehr intereſſant. Die Düſſeldorfer Schule zieht ihn weniger als die Münchner Schule an. „Sie verlieren in Düſſeldorf vor allzugroßem Studium die Begeiſterung. Ihr Beſtreben an ihre Geſtalten immer den ſtrengſten Maasſtab der Kunſt zu legen, ihre Aengſtlichkeit, möglicherweiſe einen Fehler zu begehen, läßt eine kühne Auffaſſung ſelten bei ihnen aufkommen. Nichts titaniſches, aus allen Gränzen ſtrebendes wird je aus dieſer Schule hervorgehen. Es kommt mir vor, als wolle man die verſchiedenſten Geſtalten genau auf eine Höhe zwingen, und rückſichtslos hinwegſchneiden was darüber hinausragt, unbekümmert ob Hirn und Geiſt darüber verloren gehe. Nur wenige, welche ſtark genug ſind, ſich dieſer Knechtſchaft zu entwinden, leiſten Geniales, zu dieſen rechne ich Achenbach und Leſſing. Doch auch der Letztere, obwohl ſeine Kompoſitionen, zumal ſeine Landſchaften, von innerer Poeſie zeigen, läßt ſich oft durch allzutiefes Studium die näher liegende Wirkung freierer Darſtellung entgehen. Sehen ſie z. B. hier ſeine Huſſiten-

Predigt, und laſſen Sie uns die Wirkung unterſuchen, welche dieſe Feuerrede auf das wilde Böhmenvolk macht, das den Prieſter umgiebt. Betrachten wir erſt die Scene der Handlung. Im Hintergrund lodern die Gebäude in Flammen auf, als Zeichen der losgebrochenen Kraft des Volkes, welchem er predigt. Aber ſehen Sie ſich jetzt den Kreis genauer an, der ſich um ihn verſammelt hat. Schauen Sie einmal dieſe Männer an! Wohl tragen ſie Keulen und Mordwerkzeuge, aber wie wenig paßt dazu der Charakter ihrer Haltung und ihres Geſichts. Auch die Gruppirung iſt nicht durch ein lebendiges Motiv bedingt, jede Geſtalt iſt dahin geſetzt, und beſteht für ſich allein, wie ein ſchönes Modell, als ſei ſie der ſchönen Umriſſe, nicht aber der Idee wegen da. Nicht einmal die Wirkung, welche aus ihrer verſchiedenen Eigenthümlichkeit hervorgehen müßte, iſt darin zu erkennen. Mögte es meinetwegen eine unſchöne, eine krampfhafte Bewegung ſein, nur Leben, nur Wahrheit! Aber dieſe drei Figuren, die nicht fern von einander vor Huß knieen, ſind ſtereotype Modellfiguren, die nur der ſchönen Form willen, nicht aus Nothwendigkeit erſcheinen. Kurz das Streben der Düſſeldorfer Schule geht mehr nach Außen als nach Innen, ſie bemüht ſich zu viel um die Schönheit, um nicht darüber die Wahrheit aufzuopfern. Was ſoll überhaupt das ewige Einſchrauben in das Zwangbett der Schulformen? Wozu Cartons und unwiderruflich vorausbeſtimmte Drappirungen und Falten, welche der ſchaffende Moment geſtalten muß? Spiegelt ſich das Bild nicht jeden Tag anders in des Künſtlers Seele ab,

warum nicht lieber eine Figur im Gemälde ſelbſt wieder auslöſchen, die uns ſpäter nicht befriedigt? Ich thue dies oft. Ich habe den Kopf meiner Genovefa ganz ausgelöſcht und neu gemalt, weil ihre Augen nicht denen des Kindes begegneten, und die Sympathie der Mutterliebe nicht vollſtändig ausdrückten. Ich vernichte manchmal die Arbeit von fünf Tagen, wenn ſie mir nicht genügt, das verdrießt mich nicht." Wappers tadelte außerdem den Mangel der perſpektiviſchen Darſtellung der Figuren in den Düſſeldorfer Bildern, doch wage ich hier nicht ſeine Worte zu wiederholen, da ich nicht ſicher bin, ob ich ihn ganz begriffen habe. Schadows Bilder befriedigen ihn am wenigſten, was, dem Vorhergegangenen nach, begreiflich iſt, denn in ihnen ſind Fehler und Vorzüge der Düſſeldorfer Schule, Mangel an lebendiger Wahrheit bei höchſter Schönheit der Form, am entſchiedenſten zu bemerken. Von der Münchner Schule, namentlich von Kaulbach ſprach Wappers mit Wärme und Anerkennung.

Er kam dann auf die flaemiſche Bewegung zu ſprechen, welcher er ſich kräftig angeſchloſſen hat. Dann führte er uns hinab in das Zimmer ſeiner Frau. In einem ſchönen hohen Gemache, in welches die Morgenſonne ihre Strahlen warf, ſaß eine anmuthige Erſcheinung, werth daß ein Auge liebend darauf ruhe, dem die Phantaſie ſo ſchöne Geſtalten offenbart. Auf einem runden Tiſche lagen mehrere Prachtwerke und die neueſten Erzeugniſſe der flaemiſchen Literatur. In der Mitte des Tiſches ſtand eine prächtige Silbervaſe mit der Inſchrift: Presented

by Victoria Queen of England and Prince Albert to Wappers. Ein freundliches Handſchreiben des Prinzen bezeigte ſeine Freude über das überſandte Bild der Genovefa, doch ſchien mir der Vergleich, welchen Se. Hoheit zwiſchen der Genovefa und der Magdalena des Correggio zog, nicht ſehr treffend. Die Königin von England hat ſich bei ihrer Anweſenheit in Antwerpen ſehr liebenswürdig gegen Wappers und deſſen Frau gezeigt. Die Königin von Belgien, welche auf einem freundlichen, man könnte ſagen herzlichen Fuße mit der Gattin des Malers ſteht, hatte in der Königin Victoria den Wunſch nach ihrer Bekanntſchaft erregt. In den oberen Sälen der Akademie war große Cour. Die Königin von Belgien ſchickte ganz unerwartet zu Frau Wappers hinunter und ließ ſie herauf beſcheiden, worauf die anſpruchsloſe Malerfrau in aller Form der höchſten Etikette der britiſchen Majeſtät und ihren höchſten Hofchargen vorgeſtellt wurde. Wie wäre es möglich, daß dies ſich an unſeren deutſchen Höfen ereignen könnte! — Je kleiner der Hof, deſto größer das Vorurtheil. Wird auch in beſonderen Fällen einem Künſtler der Zutritt in den enggeſchloſſenen Kreis des Hofes geſtattet, ſo kann doch einer Künſtlerin dieſe Ehre nie zu Theil werden. Bei der großen Cour in den Sälen der Akademie von Antwerpen, wo die hübſche Malerfrau zugelaſſen wurde, ſchloß dagegen der neckiſche Zufall einen der Großwürdenträger des engliſchen Reiches davon aus. Lord Aberdeen, Staatsminiſter, hatte, vielleicht in einer Anwandlung von Spleen ſeine Toilette ſehr vernachläſſigt,

und wurde deshalb, als er an der Hauptthür erschien, von dem Commissair, einem ehrlichen Flamänder, zurückgewiesen. But I am Lord Aberdeen, sagte mit imponirender Kälte der Engländer. Laberdan oder Stockfisch, kommt nicht herein, erwiederte der Flaeming. Vergebens betheuerte der Staatsminister, daß Ihre Majestät ihn erwarte, der Flamänder blieb unerschütterlich. In Verzweiflung rannte Lord Aberdeen vor den Fenstern der Akademie auf und ab, und schickte Blicke tödtlicher Angst und Wuth hinauf. Die Königin Victoria stand mit Frau Wappers in einer Fensternische, und entdeckte so die jammervolle Lage ihres Staatsministers; sie sandte hinunter, und der Lord, nachdem er sein Costüm etwas verbessert hatte, wurde endlich von dem flaemischen Petrus in sein Himmelreich eingelassen.

Eugen de Block und de Keizer sind ebenfalls sehr ausgezeichnete Künstler, doch habe ich leider ihre Ateliers nicht besucht, da ich nur zwei Tage in Antwerpen verweilte. Wenn ich dem Beispiele der französischen Schriftsteller folgen wollte, so könnte ich zwar mit Hülfe einiger flaemischen Blätter einen langen Artikel über sie und ihre Ateliers schreiben, doch ich bin dazu zu ungewandt und ehrlich. In kurz absprechenden Urtheilen sind diese Franzosen besonders stark, und ihre Arroganz wird nur von ihrer Unwissenheit übertroffen. So sagt Gautier in der Revue de Paris über die verschiedenen Malerschulen: L'école de peinture italienne n'est plus qu'une ombre, l'école allemande ne produit plus de l'art,

mais de la science. Les écoles flammandes et hollandaises vivent de la gloire de leurs ancêtres. Il n'y a plus qu'une école de peinture, c'est l'école française, elle est la plus belle, la plus nombreuse. Ein anderer bekannter Touriſt, welcher von Holland auf der Schelde nach Antwerpen reiſte, ging direkt vom Dampfſchiff nach dem Bahnhof, um weiter zu fahren; auf dem Wege dahin begegnete ihm eine junge Frau mit rothen Haaren. Dies veranlaßte ihn zu folgender geiſtreichen Bemerkung: Les maris d'Anvers peuvent être tranquilles sur la fidélité de leurs femmes, car toutes les dames d'Anvers sont rousses. Alexander Dumas war drei Stunden in Antwerpen und ſchrieb drei Bogen über das dortige Volk. Die Maler-Akademie in Antwerpen hat ſich in den letzten drei Jahren bedeutend vergrößert. Als Conſcience Sekretair der Anſtalt wurde, belief die Zahl der Eleven ſich auf 400, jetzt ſind es 1100. Sein Feuereifer für alles Schöne und Gute wirkt auf's vortheilhafteſte auf ſeine Eleven. Er hat aus ihrer Mitte den Männergeſang-Verein gebildet, deſſen früher gedacht wurde; an der Spitze des zweiten ſteht, wie ebenfalls ſchon erwähnt ward, van Kerkhoven. Conſcience iſt ganz der Mann, um ergreifend auf junge Leute zu wirken. Einfach, kräftig, feurig und beredſam iſt ihm Gewalt über die Herzen gegeben. Auch Wappers iſt ſehr beliebt bei den jungen Künſtlern. Am Tage, wo er die Vaſe von der Königin Victoria erhielt, haben ſie ihm am Abend die lebhafteſten Freudenbeweiſe dargebracht. Transparente und bunte Flammen leuchteten weit hinaus

in die Nacht, und jubelnde Chöre trugen ihre Glückwünsche zu ihm empor. Es waren gerade Ferien eingetreten, als wir mit Conscience die weiten Säle der Akademie durchwandelten. Wir sahen die vorzüglichsten Gemälde, die Rubens, Quintin Messys und van Eyk's. Uebrigens ging es mir auch diesmal wie das erstemal, da ich die Meisterwerke des Malerfürsten von Antwerpen sah: sie imponirten mir durch ihre Kraft und Wahrheit, aber sie begeisterten mich durchaus nicht. Auch war es mir räthselhaft, daß ein so bedeutender Genius sich nicht lebhafter in die Scene oder Eigenthümlichkeit des von ihm behandelten Motivs versetzen konnte. Warum sind alle Heiligen, die er schildert, alle orientalische Heldinnen, wohlgenährte niederländische Dirnen, mit der durchsichtigen blonden Hautfärbung, die den Flamänderinnen so eigen ist, und den vorquellenden wasserblauen Augen. Die Kreuzigung ist ein Bild voll schauderhafter Wahrheit. Christus ist schön auf diesem Gemälde, er hat ausgelitten. Der Kampf mit Leid und Schmerz spiegelte sich in der Seele des starken Rubens so gewaltsam ab, daß seine Darstellung herzzerreißend wurde, und mir die Gränze der ästhetischen Wahrheit zu überschreiten schien. Maria erscheint nicht nur todtenbleich, sondern mit vom Weinen roth entzündeten Augen. Magdalena's Haltung dagegen ist wahr und schön zugleich, sie streckt abwehrend den Arm gegen den Lanzenknecht aus, als wolle sie sagen: Halt ein, du triffst mein Herz. Der Verbrecher zur Linken ist verschieden, seine Züge sind ruhig, er hat die tröstlichen Worte des

Erlösers gehört: Wahrlich, du wirst noch heute mit mir im Paradiese sein. Der Unglückliche zur Rechten des Heilands ist im höchsten Moment physischer Qual dargestellt. Der Lanzenknecht hat ihm mit einer eisernen Keule die Glieder zerbrochen, und sein Fuß hat sich in wahnsinnigem Schmerz vom Kreuzesstamm losgerissen. Die älteren Maler der Niederlande sind in das entgegengesetzte Extrem der Düsseldorfer Schule verfallen, sie haben der Wahrheit die Schönheit oft ganz geopfert. Quintin Messys hat in seiner Grablegung die starre Leblosigkeit des Leichnams des ausgelittenen Erlösers zu naturwahr aufgefaßt. Einige kleine allerliebste Bilder van Eyk's, und einige große Gemälde van Dyk's, dessen Auffassung sich von derjenigen der übrigen niederländischen Maler bedeutend unterscheidet, zogen noch unsere Aufmerksamkeit an. Seine Gestalten sind nicht so naturwahr, aber edler. Auf dem Rückweg besahen wir noch die Michaelskirche, welche den Tempel des Mars verdrängt haben soll. Ueber die place verte wandernd, hörten wir von einem Orgelmann van Nyswycks Lied, die Polka, singen, welches eben Furore macht.

Die Polka.

Der neuen fränk'schen Sprüng zu lachen
Steht jedem echten Flaeming frei,
Wenn einen Schritt sie vorwärts machen
So folgen rückwärts ihrer zwei.

Meint wohl Paris uns dies zu lehren?
Da irren sich die Herrn fürwahr,
Wir können die Lektion entbehren,
Wir tanzen sie schon vierzehn Jahr.

Nur in der Polka ſieht man drehen
Sich alles rings im weiten Saal,
Ihr flinken Franken habt geſehen,
Wir ſind voraus euch dieſesmal.

Fragt nur nach der Regierung Treiben,
Nach Handel, Induſtrie, fürwahr
Das Volk wird bei der Antwort bleiben:
Wir tanzen ſie ſchon vierzehn Jahr.

Wohl giebt's noch Manche, die da ſpringen
Nach alter Weiſe, wohlbekannt,
Die immer vorwärts wollen dringen,
Als lenkt das Schickſal ihre Hand.

Doch die ſind ſelten jetzt zu finden,
Die ſind, weiß Gott, verteufelt rar,
Die Polka macht uns all zu Blinden,
Wir tanzen ſie ſchon vierzehn Jahr.

Zu Brüſſel ſpielen fünf Miniſter,
In dem Orcheſter immer zu,
Da tanzen alle die Philiſter,
Polkiren ohne Raſt und Ruh.

Wer ſich dagegen möchte ſtellen,
Schwer iſt der Rückſchritt offenbar,
Muß doch dem Tanze ſich geſellen,
Den jetzt wir tanzen vierzehn Jahr.

Doch wann der Tanz zu End' ſoll gehen,
Das iſt's was Niemand wiſſen kann,
Voll Hoffnung in die Zukunft ſehen,
Das rath ich Jedem beſtens an.

Doch mag auch ihre Blitze ſchmettern,
Auf mich herab die ſchnöde Schaar,
Frei klingt mein Lied aus Sturm und Wettern,
So wie es klang durch vierzehn Jahr.

Am zweiten Abend unſerer Anweſenheit in Antwerpen waren wir zu einer Sitzung der literariſchen Geſellſchaft de Olyftak (der Olivenzweig) eingeladen. Wir fuhren nach ſechs Uhr ab, und benutzten die Stunde, die uns bis zum Anfang der Sitzung übrig blieb, zu einer Spazierfahrt am Scheldeufer. Noch glommen die letzten Abendwolken am Horizont, in der rothen Beleuchtung traten einzelne Segel und Flaggen glühend hervor. Bald aber verſchwamm alles im Grau des Abends, nur der Umriß der Schiffe hob ſich rieſenhaft aus der Dämmerung, die koloſſalen Formen der british queen erſchienen noch ungeheurer als am Tage. Bald blitzten am jenſeitigen Strande Lichter auf, und ſchimmerten wie rothe Sterne durch das Gewebe der Maſten und Taue. Auch auf den Schiffen flimmerte hier und dort ein heller Punkt und deutete an, daß mit dem Tage nicht alles Leben in der ſchwimmenden Stadt erloſchen ſei. Es war ganz ſtill auf dem weiten Strom und auf dem Strand, und es bemeiſterte ſich meiner Seele eine eigene feierliche Stimmung. Als der Wagen im Hof der Akademie hielt, hatte ich bedeutendes Herzklopfen. Van Kerkhoven und Wolf hatten uns begleitet, Conſcience empfing uns am Eingang und führte uns in den hell

erleuchteten Saal. Ein großer dichtgedrängter Kreis von Dichtern, Künstlern und Gelehrten erfüllte ihn, und theilnehmend suchte mein Auge unter den vielen Gestalten, die mich umgaben, die Züge des genialen Dichters van Ryswyck herauszufinden, aber leider war er nicht anwesend. Der Präsident eröffnete die Sitzung, indem er sich über die Veranlassung derselben aussprach. Ein junger Dichter trat auf und las ein Gedicht auf den deutschen Befreier Hermann. Van Kerkhoven nahm darauf das Wort und trug eine poetische Bearbeitung der Sage „das arme Seelchen" vor. Van Kerkhoven hat ein poetisches Gemüth, welches sich namentlich in seinen Naturschilderungen ausspricht. Darauf schilderte Conscience, in einer kurzen ergreifenden Skizze, den zerrissenen Seelenzustand eines Vaterlands-Verräthers. Sein Gemälde war schlagend und kräftig, sein Vortrag einfach, feurig und hinreißend. Ich konnte mir denken, wie die Beredsamkeit dieses Mannes auf das Volk wirken muß. Donnernder Beifall wurde seiner Vorlesung zu Theil. Darauf ergriff er nochmals das Wort, und machte den Vorschlag, die drei Anwesenden aus Deutschland zu Mitgliedern der Maetschappy zu ernennen. Sein Vorschlag wurde mit einer Begeisterung aufgenommen, welche mir auf's Neue bewies, wie alle diese Flaeminger von der Heiligkeit der Sache durchdrungen sind, für welche ich mir begeistert gelobt hatte, mit Kraft zu wirken. An diesem Abend sah ich eine freudige Zukunft für ihr Gelingen. Die Nähe dieser Männer, welche alle

bereit waren, Seele und Leben für die Erhaltung ihrer Mutterſprache einzuſetzen, inſpirirte mich. Wappers geiſtreiches Geſicht mit den freudig ſtrahlenden Augen beſtärkte mich in meinem Muthe, auch die Anweſenheit de Keyzers und de Block's, bekundete mir auf's neue die innige Verbindung, welche in Antwerpen zwiſchen Dichtern und Künſtlern beſteht. Als uns die Diplome überreicht wurden, war ich ſo hingeriſſen, daß ich mit einigen Worten dankte, worüber ich nachher ſelbſt erſchrak. Marie war ganz niedergeſchlagen von der unerwarteten Ehre, denn ſie fürchtete, man möchte Erwartungen und Hoffnungen an ihr Talent knüpfen, welche ſie nicht erfüllen könne. Die Stimme ihres Freundes, welcher in unſerem und ſeinem eigenen Namen einen begeiſterten Dank ausſprach, ermuthigte ſie wieder, und machte es ihr ſogar möglich, ſich mit den verſchiedenen intereſſanten Männern, die uns vorgeſtellt wurden, zu unterhalten. Als wir den Saal verließen, war es mir, als verſchwinde ein wunderbarer Traum.

Wir hatten unſere Abreiſe auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt, darum kamen noch ſpät am Abend der Präſident Mertens, Conſcience, van Kerkhoven, de Block, Roſſeelts, und Ter Bruggen, um uns Lebewohl zu ſagen. Der Letzte, ein junger Mann von einnehmender Perſönlichkeit, trug uns einen liebenswürdigen

Willkommen an Mutter und Tochter vor, den ſeine Beſcheidenheit in der Maetſchappy unterdrückt hatte. Nach ſo vielen Beweiſen der freundlichſten Geſinnung ſchieden wir von dieſen Männern, wie von alten Bekannten, und verließen mit gerührtem Herzen Antwerpen.

XIX.

Veurne. Sage von der Dünenabtey. Volksgebräuche. Zuidscoote. Die Waſſerfahrt.

Wir fuhren von Gent auf der Eiſenbahn bis Oſtende. Auf der Eiſenbahn machte ich die Bekanntſchaft einer ſchönen Brüſſlerin, welche mit ihrer Mutter ins Seebad reiſte. Sie verſtand etwas Deutſch, und intereſſirte ſich für deutſche Literatur. Wir geriethen auf dieſes Feld, und ich ſagte: mein Vetter, Heinrich König von Fulda, ſchreibt eben ein Buch über Oſtende, welches gewiß recht intereſſant wird. Henri Roi de Fulde? ſagte die ſchöne Brüſſlerin nachdenkend. Il est vrai que tout les princes viennent visiter Ostende, mais je n'ai jamais entendu nommer ce roi de Fulde. C'est que vous avez tant de ces petits royaumes en Allemagne. Wir hielten uns einige Stunden auf, und erwarteten die Abfahrt der Diligence, welche uns nach Veurne bringen ſollte, dazwiſchen gingen wir an das Geſtade des Meeres. Auf dem hohen Damm

wimmelte, wie auf der Frankfurter Meſſe, die moderne Welt. Da kann kein tiefer Eindruck in der Seele aufkommen. Das Meer ſelbſt, und ſeine Umgebung iſt dort nicht ſo frei und impoſant, wie ich es an andern Stellen geſehen. Die anmuthigen Sandwellen der Dünen, welche einen ſo poetiſchen Uebergang zur ebnen Fläche bilden, haben der Kultur weichen müſſen, ſie ſind platt geworden und mit Steinen gepflaſtert. Eine auf Holzpfeiler gebaute Brücke ſtreckt ſich mehrere tauſend Schritte hinaus in die See, das iſt der ſchönſte Punkt, und wir ſtanden dort eine halbe Stunde und ſchauten in's Meer hinaus. Endlich fuhr die Diligence, mit zwei koloſſalen ſtarkknochigen belgiſchen Pferden beſpannt, ab. Wir ſtiegen auf einer Leiter in das obere Coupé, und hielten nun eine Art Luftfahrt. Die Gegend war flach. An Dörfern, Windmühlen und Weiden mit graſendem ſchönem Rindvieh, Schaafheerden und hochaufgethürmten Schobern von Frucht flogen wir vorüber. Bald erhoben ſich die Dünen am Rande des Horizonts. In Veurne ſtiegen wir im Hôtel de la noble rose ab, und gingen dann nach der Wohnung des Königl. Prokurators, Herrn van de Velde, um einen Brief des Eigenthümers vorzuzeigen, welcher uns in ſeinem Hauſe während ſeiner Abweſenheit als Gebieter einführen ſollte. So viel Beweiſe alt-germaniſcher Gaſtfreiheit mir auch in Belgien geworden ſind, ſo war dieſer Zug mir doch der auffallendſte. Ich geſtehe, daß ich mich prüfte, ob ich in ähnlichem Falle bereit wäre, ganz fremde Perſonen unbedingt in meinem Hauſe ſchalten und walten

zu laſſen. Die Verſicherung unſeres Begleiters, daß dieſe treuen Verfechter der flaemiſchen Bewegung kein Opfer ſcheuen, um ihre Begeiſterung dafür zu bethätigen, ſtellt ſich immer feſter als Wahrheit auf. Die beiden Brüder van de Velde gehören zu den eifrigſten Anhängern dieſer Sache, und da ſie gehört hatten, daß ich von gutem Willen dafür durchdrungen ſei, ſo räumten ſie mir Haus und Hof ein, als ſei ich ihre Blutsverwandte. Ich ſchreibe hier aus meinem Tagebuch einige Notizen über Veurne ab: Das Haus, in welchem wir uns einquartirt haben, kommt mir vor, wie ein Mährchenhaus. Man ſieht, daß es bewohnt iſt, aber die Bewohner ſind unſichtbar. Es iſt ein großes weitläuftiges Haus, ein ehemaliges Kloſtergebäude. Hohe geräumige Zimmer, eine grandioſe Vorhalle und breite Treppen. Küche, wie überall, im Souterrain. Ein kleiner Garten mit haushohen Kloſtermauern, darin die Obſtbäume am Spalier empor gezogen ſind. Herrliche Pfirſiche locken vom Baum, Blumen duften von den Beeten. Ein ſchwarzer Bock mit feurigen Augen tummelt ſich auf den Raſen herum, ein Reiher fliegt hin und her, ſetzt ſich bald auf das Fenſtergeſimms und ſchaut in die leeren Zimmer, als ſuche er Jemand. Nirgends ein Menſch. — Alles todtenſtill. Es iſt in der That, als ſeien wir in ein Zauberſchloß getreten, und der ſchwarze Bock könnte leicht für einen verwünſchten Prinzen gelten. Wir brachen Pfirſiche, er läßt es ruhig geſchehen, ja er ſcheint es nicht übel zu nehmen, daß Maria ihn ſtreichelt. Er macht allerhand poſſierliche Sprünge, bückt ſeinen

ſchwarzen zottigen Nacken und ſeine feurigen Augen ſcheinen zu bitten: Sprich doch das rechte Wort aus, daß ich erlöſt werde. Als wir in das hohe Speiſezimmer traten, deſſen Fenſter in den Garten gehen, ſtand der Tiſch von unſichtbaren Händen gedeckt. Unſere Wirthe haben guten Bordeaux im Keller. Wir ſetzten uns, da begann ein ſeltſames Knarren in den getäfelten Wänden. Es ging offenbar nicht mit natürlichen Dingen zu, die Geheimniſſe des wunderbaren Schloſſes der Miß Anna Radcliffe ſchienen ſich zu verwirklichen. Eine Minute darauf ſtand ein ſehr vorzügliches Souper auf dem Tiſch, es war, wie in der Zauberflöte, dem Boden entſtiegen. Wir tranken auf die Geſundheit unſerer unſichtbaren Wirthe, die wir uns ſo liebenswürdig, als möglich, dachten. Maria ſpielte dann auf dem Klavier, auf welchem noch außerdem ein Kontrabaß die muſikaliſche Richtung der Gebieter des Hauſes bezeugte. Erſt ſpät am Abend gingen wir hinauf in unſer Schlafgemach, aus welchem uns, wie im Wohnzimmer, der Geiſt des abweſenden Paares entgegen wehte. Kommoden, Schränke, alles war offen und in der höchſten Ordnung. Es machte uns Freude, in der Garderobe die Kleider der jungen Frau prüfend zu betrachten, um daraus auf ihre Geſtalt zu ſchließen. Sie waren nicht lang, und der Schnitt verrieth eine zierliche Figur. Wir wollten uns endlich ſchlafen legen, aber da ſchickte der verzauberte Prinz ein heftiges Gewitter. Der Donner rollte dröhnend über Veurne, Blitze flammten, der Regen ſtrömte, es war unheimlich. Ich lief beim zuckenden Wetterleuchten im Cor-

ridor auf und ab und gerieth in meiner Unruhe in die Bibliothek. Ich blätterte in den Folianten, um mich zu zerstreuen, und zog den alten Pergamentband herbei, den ich schon am Morgen betrachtet hatte. Er scheint sehr alt zu sein, Sprüche und Verse sind mit der Feder hineingeschrieben:

Amor vincit omnia.
Du lieght, zeide pecunia,
Want daer ick pecunia niet en bin,
Amor raekt daer zelden in.*)

Wie zeitgemäß ist doch der alte Spruch, werth neben manchen anderen Rococos zu stehen! Gleich darauf kam ein empfindsamer Vers:

Le coeur n'ayant ce qu'il espère,
Desire;
La longue attente luy est misère
Martire.

Nun läßt sich auch die Moral hören:

En touts endroits use de tempéranse,
Si tu te voeulx ranger des vertueux;
Le trop ou peu font perdre l'asseuranse,
Et te nombrer du rang des malheureux.

Nun war der Schreiber in eine satirische Stimmung gerathen, er hatte einen Eselskopf gezeichnet und darunter geschrieben:

Als ick dit schreef, ick zat en dochte,
Warom dat Godt zoo veel ter wereld brochte.

Der längst vermoderte Schreiber fing an, mich zu interessiren, ich nahm die Feder und schrieb unter seinen Spruch:

*) Amor besiegt Alles. Du lügst, sagte Pecunia, denn wo ich Pecunia nicht bin, da rührt Amor selten an.

Heut noch viel größer iſt die Noth,
Denn wiſſe, der Humor iſt todt.

Im ſelben Augenblick praſſelte ein ſolcher Donnerſchlag, daß die Fenſter der Bibliothek ſchütterten; erſchrocken ſah ich mich um und ſtand halb todt vor Schrecken, ein Paar große feurige Augen glotzten mir ſtarr in's Geſicht. Es war keine Täuſchung, ein ſchwarzer bärtiger Kopf mit Hörnern drückte ſich an die Scheiben, ich war ſo feig, daß ich laut ſchrie. Da drückte der Gehörnte ſtärker an die Fenſterſcheibe, ſie zerſprang und herein ſchaute mit ſeinem bärtigen gehörnten Kopf — der ſchwarze Bock. Ich gab ihm lachend eine tüchtige Ohrfeige, worauf er noch feiger, als ich, ſich zurückzog. Das Gewitter tobte fort, manchmal ſchlugen Flügelſchläge an die zerbrochenen Scheiben, aber ich erſchrak nicht mehr, es war der Flügel-Adjutant Sr. gehörnten Majeſtät, der Reiher. Ich nahm mir vor, mich vor mir ſelbſt wieder zu Ehren zu bringen, ergriff auf's neue die Feder und zeichnete die folgende Geſchichte auf, die ſich vor zwei Jahren in Veurne zugetragen hat:

Es war an einem nebligen Herbſttage, als vor dem Hôtel de la noble rose in Veurne eine Kaleſche, mit zwei Pferden beſpannt, anhielt. Zwei Herren und eine Frau ſtiegen aus. Die Männer waren bis über das Kinn in Oberröcken gehüllt, die junge Dame tiefverſchleiert. Doch durch den Schleier war ein ſchönes bleiches Geſicht zu erkennen, das Spuren von Thränen zeigte. Die Männer ſprachen franzöſiſch, ließen ſich alsbald ein beſonderes Zimmer geben, wohin ſie die junge Frau geleiteten. Bald

darauf gingen sie aus, nachdem sie das Gemach abgeschlossen hatten, in welchem die Frau zurückgeblieben war. Sie hatte Hut und Schleier abgeworfen und ging in großer Unruhe mit starken Schritten auf und ab. Sie weinte nicht, aber sie schien in Spannung, manchmal rang sie die Hände und blickte angstvoll empor. Die Männer waren indessen in einen Laden gegangen, um Cigarren zu kaufen, außer ihnen befand sich in der Dämmerung des Kaufladens noch ein dritter Käufer. Es war eine starke untersetzte flaemische Gestalt, der Arzt von Veurne. Voyez donc ce gros flamand, sprach der eine Franzose spöttisch zu seinem Gefährten, und beide fuhren fort, über den Doctor zu spotten. Dieser, durch das ungezogene Benehmen der Fremden aufmerksam geworden, fixirte sie scharf und verließ dann schweigend den Laden. Auch die Männer gingen bald darauf. In's Hôtel de la noble rose zurückgekehrt, ging der eine der Männer alsbald nach dem Pferdestall, schirrte die Pferde selbst an und spannte sie vor den kleinen Wagen, dann fuhr er vor. Gleich darauf kam der Andere mit der jungen Frau herab, die er die Treppe mehr herunter zog, als führte. Sie schien einigemal den Versuch machen zu wollen, sich seinem Arme zu entwinden; aber ein grimmiger Blick nöthigte sie, ihm zu folgen. Er hob sie mit starkem Arm in den Wagen und setzte sich neben sie, der Andere hatte die Zügel der Pferde ergriffen und saß auf dem Kutschenbock. Sie fuhren die gerade Straße hinab, die von Veurne nach dem Meer führte. Dumpf rasselte das Fahrzeug durch die dämmernden

Straßen und auf der von den Abendnebeln umhüllten Landstraße dahin. — Um Mitternacht, als im Hôtel de la noble Rose schon alles schlief, pochte es an die Thüre. Der Hausknecht öffnete, es waren die beiden Franzosen vom Morgen, sie kamen ohne die Frau zurück. Sie nahmen ein Souper, tranken mehrere Flaschen Bordeaux und fuhren noch in derselben Nacht wieder ab.

Es war ein gar schöner freundlicher Oktobermorgen, die Sonne schien hell auf die weißen Dünen bei Veurne, und über das weite Meer zogen die wechselnden Schattirungen, welche seiner unendlichen Fläche so wunderbaren Reiz verleihen. Drei Fischerknaben spielten im Dünensand. Der Aelteste der Knaben grub im Sande und zog plötzlich das Ende eines weißen Tuches hervor. Er zog und zog und brachte ein Frauenhalstuch an's Licht. Die drei Knaben schlugen einen lauten Jubel auf, suchten sich einige Hölzer und gruben munter zu. Da blitzte ihnen etwas entgegen. Sie schrieen auf vor Entzücken, aber gleich darauf standen sie alle drei, wie vom Blitz getroffen. Eine schneeweiße Todtenhand lag lang und schmal im Dünensand vor ihnen ausgestreckt, an ihrem Finger funkelte, wie ein erstarrter Blutstropfen, ein Rubin. — Athemlos vor Schrecken liefen die Kinder zu ihrer Mutter, es wurde weiter gegraben und die Leiche eines jungen Mädchens hervorgezogen. Vergebens blieb jedoch alle Nachforschung, die Mörder wurden nicht entdeckt. Einige Wochen darauf saß der erwähnte Arzt von Veurne in einem Gasthof in Lille, da plötzlich sah er sich gegenüber die beiden Franzosen

ſitzen, die er damals im Cigarren-Laden getroffen. Er verließ auf der Stelle das Hotel, machte die Anzeige und die Mörder wurden eingezogen. Sie geſtanden den Mord ein und ſtarben auf dem Schaffott. Die Mordthat hing mit einem politiſchen Ereigniß in Frankreich zuſammen.

Der Dünenſand mag manches ſchauderhafte Geheimniß dieſer Art verbergen; beſonders weiter hinaus nach Weſten, wo die Dünen ſich in öder Einſamkeit in vielfachen Reihen ausdehnen. Aber auch der Strand von Veurne ſoll Dinge geſehen haben, deren Andeutung mich kalt überrieſelt. Man ſagt, die ſchreckliche Art, ſich einer Geliebten zu entledigen, komme nicht blos an den Ufern des adriatiſchen Meeres vor. Auch die Nordſee bei Veurne ſolle ähnliche Laſten in ihre Tiefe aufgenommen haben.

Nein, ſchwere Säcke ſind's, d'raus tönt ein Angſtruf helle,
Sondirte man das Meer, das rauſchend ſie umwallt,
Gewahrte zuckend man d'rin menſchliche Geſtalt —
Nacht war's und Mondenlicht umſpielte ſanft die Welle.

Es iſt wohl nur eine Sage, welche im Volk umhergeht, aber es wird mir immer unheimlicher. — Alle Sagen von Veurne fallen mir ein, die rothe Straße und die Teufelshütte, wo die Hexen den Reigen tanzen. Der rothe Mann ohne Haupt und all der Spuk taucht vor mir auf. Ich will blonde Kinderköpfe heraufbe-

ſchwören, um die finſteren Geiſter zu bannen. Am anderen Morgen wurde eine Wanderung nach dem Meere unternommen, das eine gute Stunde von Veurne an die Dünen rauſcht. Ich hatte einen Eſel genommen, Maria und Johannes gingen zu Fuß hinter mir. Es iſt eine ziemlich einförmige Landſtraße, die zum Meere führt. Zur Rechten liegen die Ruinen einer Abtei, an welche ſich folgende Sage knüpft:

Die Dünenabtei bei Veurne.

Dort in den weißen Dünen ſtand einſtens die Abtei,
Jetzt aus den grünen Zweigen ſchaut eine Meierei,
Nur wen'ge Trümmer ſtehen vom alten Heiligthum,
Wie graue Schleier wehen die Spinngewebe d'rum.

Einſt ſtrahlte die Kapelle in heil'gem Kirchenglanz,
Vom marmornen Altare die ſilberne Monſtranz,
Im reichen Prieſterkleide ſang dort die Litanei
Elias van Coxyde, der Abt von der Abtei.

Ein ſchlichter Pilger pochet an ſeiner Pforte an,
Und gaſtfrei haben die Mönche alsbald ſie aufgethan;
Herr Abt, gewährt die Bitte, laßt mich in's Kloſter ein,
Ich will in Zucht und Sitte Euch treu und dienſtbar ſein.

Er ſtand ſo ſtolz beſcheiden, ſo blühend von Angeſicht,
Es wallt um die reine Stirne das blonde Haar ſo licht,
Da blickt mit ſanften Augen der Abt auf ihn: Es ſei,
So du zum Koch zu brauchen, ſo bleib in der Abtei.

Ein leiſes Lächeln ſchwebet wohl um des Fremden Mund,
Gern geht er ein den Vorſchlag, tritt in den Dienſt zur Stund.

Sie bringen vom Meere Fiſche, Kaninchen vom Dünenſand,
Er zerlegt am Küchentiſche ſie mit gewandter Hand.

Und wie er theilt die Rogen, die Fiſche platt und breit,
Spricht er: Viel lieber macht ich 'nen deutſchen Hecht bereit,
'nen Karpfen ſpiegelhelle, aus meiner Donau Flut,
'ne roth gefleckte Forelle, die ſchmeckte, Herr Abt, euch gut.

Und wie er die Kaninchen zerlegt mit flinker Hand,
Spricht er: Du armes Thierchen aus ödem Dünenſand,
Wenn's noch ein Rehbock wäre aus meinem Oeſterreich,
Das wär', bei meiner Ehre, ein Biſſen, ihr Herrn, für euch.

O meine deutſchen Wälder, o rauſchender Donauſtrom,
Ihr wogenden Saatenfelder, ihr Städte mit ſtolzem Dom,
Ihr rankenden ſchwankenden Reben, reifend im ſonnigen Schein,
O deutſches fröhliches Leben, muß ich ſo fern dir ſein!

Wohl manchen Seufzer ſchickt er zum fernen Heimathland,
Doch fleißig, unverdroſſen, thut er nach ſeinem Stand,
Und jeder mag ihn leiden, der Abt iſt hold und gut
Dem Jüngling, der beſcheiden, was ſeines Amtes, thut.

Es naht im Sonnenglanze ein ritterlicher Troß,
Es blitzet Schwert und Lanze, es ſtampft das kühne Roß,
Und näher zu den Dünen die Ritter ziehn herbei,
Jetzt iſt der Zug erſchienen, und hält vor der Abtei.

Thut auf ihr frommen Brüder, gebt freundlich uns Beſcheid,
Nach Leopold durchzogen das Land wir weit und breit,
Könnt ihr uns Kunde geben vom deutſchen Fürſtenzweig,
Vom ritterlichen Helden, Herzog von Oeſterreich?

Der Prior hörts verwundert und grüßt die Ritter ſtumm,
Führt ſie hinein zum Abte in's Refektorium,
Der Abt hört es betroffen — es kann nicht möglich ſein,
Ich will bei Gott nicht hoffen — ruft mir den Koch herein!

Mit weißer Kapp' und Schürze der Koch tritt unter ſie,
Da jubeln laut die Ritter, und ſinken vor ihm auf's Knie:
Deine Ehr' iſt hergeſtellet, jetzt von der Nordſee Strand
Führ' deine Waffenbrüder in's heiße Morgenland.

Da blitzt das blaue Auge dem deutſchen Leopold,
Er reißt die weiße Mütze von ſeiner Locken Gold:
Wohlan, ihr Waffenbrüder, ſo's meine Ehr' erlaubt,
So ſetz' ich freudig wieder den Streithelm auf das Haupt.

Herr Abt, wir müſſen ſcheiden! Ich zieh' von eurem Heerd,
Statt Löffel und ſtatt Meſſer, führ' ich jetzt Lanz' und Schwert,
Habt Dank, ſo Gott gewähret, daß ſiegt mein blanker Stahl,
Koch ich, wenn heimgekehret, in Deutſchland euch ein Mahl.

Es war ſeit dem verfloſſen wohl manch ein Jahr und Tag,
Der Fürſt mit ſeinen Genoſſen in ſeiner Hofburg lag,
Er hat im Wüſtenſande gekämpft mit Saladin,
Jetzt ſaß er im Heimathlande in ſeiner Burg in Wien.

Er ſaß beim frohen Mahle, es floß der goldne Wein,
Da trat ſein kleiner Page in den hohen Saal herein:
Ein Pilger iſt erſchienen mit ſeltſamem Begehr,
Fragt, ob nicht aus den Dünen ſein Koch im Schloſſe wär'.

Vivat, Herr Abt! Willkommen! ruft froh der Herzog aus,
Schön, daß ihr Wort gehalten, kommt recht zum Feſtesſchmaus,

Die königliche Beute, die geſtern ich gehetzt,
Der Edelhirſch ſei heute, Herr Abt, euch vorgeſetzt.

Elias van Coxyde tritt vor den Herzog dort:
Vergönnet, daß ich deute Herr Herzog, euer Wort,
Es ſteht durch mich, voll Bangen, eine Königin im Schmerz,
Um's Wild, ſo Ihr gefangen, um Englands Löwenherz.

Hoho, nach ſolchen Beuten, Herr Abt, ſteht euer Sinn!
Ihr Pfaffen wißt zu deuten das Wort nach eurem Sinn,
Doch ſei's, ihr wart vor Zeiten dem Koche gut und hold,
D'rum ſetzt euch froh zur Seiten dem Herzog Leopold.

Sie ſaßen beim frohen Mahle, es floß der goldne Wein,
Bald trat zum hohen Saale der Löwenherz herein,
Der Abt mit frohem Herzen kehrt heim zu der Abtei,
Nach England aber ziehet der König Richard frei.

In der Abtei der Dünen, da geht es fröhlich her,
Von England iſt erſchienen ein Beutel goldesſchwer,
Es ſteigen Kloſterhallen empor aus Englands Gold,
Den Ruf hört man erſchallen: Hoch leb' der Leopold!

Etwas weiter hin kamen wir durch einen Fiſcherort. Die Hausthüren der kleinen Häuſer ſtanden offen und ließen einen Blick in das reinliche Innere thun. Ueberall glänzendes Küchengeſchirr in der kleinen Halle, die als Küche, Wohn- und Schlafzimmer dient. Die Kinder ſaßen vor den Thüren und wärmten ſich im Sonnenſchein des klaren Herbſtmorgens. Die kleinen Mädchen trugen

rothe Hauben mit breiter Garnirung, welche sich bei jeder Luftbewegung um die apfelrunden Gesichtchen stellt. Es schienen nur Kinder im Ort zu sein; wahrscheinlich waren die Alten zum Fischfang ausgezogen. Drei Beguinen in ihrer schwarzen Nonnentracht mit den weißen Tüchern um die Häupter geschlagen, wanderten von Haus zu Haus, und ich sah, daß die größeren Kinder ihnen eine Gabe reichten, wie das Haus sie vermochte. Kleine Laibchen weiß Brod, geräucherte Fische, ein Stück Käse u. s. w. Die Beguinen steckten diese Vorräthe in einen länglichen Korb, den sie am Arme trugen, und klopften der Reihe nach an allen Fischerhütten an. Wir ließen sie hinter uns, und zogen den Dünen zu, die sich jetzt in vielfachen Reihen vor uns erhoben. Endlich sahen wir das weite Meer. Wir brachten unsern Esel in einem kleinen Wirthshaus unter, und gingen zum Strand. Hier lagerten wir uns in das hohe Dünengras. Leichte Morgenwinde bewegten sanft die schlanken Grashalme, der Himmel war blau, das Meer ruhig und heiter, die Wogen sangen melodisch, wir waren alle drei ganz glücklich, und hatten schweigend unsere Hände verflochten. Wir konnten und mochten nicht sprechen, unsere Seelen waren klar und ruhig, wie das Meer, und gleich ihm spiegelte sich der Himmel darin ab. Es war einer jener seltenen Momente im Leben, wo alles in uns und außer uns das Gepräge einer so tiefen Ruhe trägt, daß es uns ist, als ob alles still stände, der rastlose Flug der Zeit, das Ge-

triebe der Erde, die Leidenſchaften, die innere Raſtloſigkeit, alles ſcheint durch einen Zauber in Schlaf gewiegt. Die Beguinen waren uns indeſſen nachgekommen, zu unſerer Rechten hatten ſie ſich auf einen Dünenhügel niedergelaſſen. Es war ein eigener Anblick. Vor mir das weite Meer, deſſen leichte Hügel heranwogten, wie grüne Saatwellen, neben und hinter mir die Dünen, mit ihren ſchwankenden wehenden Grashalmen. Zu meinen Füßen ein glückliches Liebespaar, das mit trunkenen Blicken in eine Zukunft ſchaute, die vor ihm lag in ungemeſſener Herrlichkeit, wie das glänzende Meer; zu meiner Rechten aber das Bild irdiſcher Armuth und Entſagung, die ſchwarzen Beguinen, die ſich ihr einfaches Mahl zuſammen gebettelt hatten. Ihre dunkelen Geſtalten zeichneten ſich ſcharf auf dem blauen Hintergrund ab. Ein ſchneeweißes Tüchlein hatten ſie vor ſich auf das hohe Gras gebreitet, darauf lagen die Gaben, welche die Hand der Kinder ihnen gereicht hatte. Noch hatten ſie nichts berührt, ſie knieeten davor und beteten ihren Roſenkranz. Dankbare Freude lag auf ihren ruhigen Geſichtern, ſie waren zufrieden. Zwiſchen jenen Glücklichen und dieſen Zufriedenen lag die unbeſtimmte Sehnſucht, das raſtloſe Verlangen nach etwas, das über das Glück dieſer Glücklichen, über die Zufriedenheit dieſer Zufriedenen hinausging, das unergründlich und unermeßlich vor mir lag, wie das gränzenloſe, räthſelhafte Meer. Wie lange wir in den Dünen verweilten, weiß ich nicht; mir iſt es in der Erinnerung, als ſei es ein Abſchnitt meines Lebens geweſen, als habe ich dort Wochen verträumt.

Wir nahmen ein einfaches Mahl im kleinen Gasthof am Strande, dann gingen wir wieder hinab an's Meer, suchten Muscheln und Meergräser und bauten Plane in die Zukunft hinein, alle glänzend und silbergesäumt, wie die hüpfenden Wellen. Am Abend aber senkte sich die Sonne wunderschön in die See, sie schwamm in einer Pracht von Rosengluth, welche die Fluth mit wahrhaft zauberischer Schönheit übergoß. Was sind die Rosenthale von Kaschmir gegen dieses abendliche Rosenfest! Komm laß uns im Abendroth baden, rief ich meiner Maria zu. —

Als der Rückweg uns wieder durch den Fischerort führte, sahen wir vor einer der Fischerhütten auf der Straße ein Kreuz von Stroh liegen, dabei einen Rosmarinzweig. Das bedeutet, sagte unser Freund, daß da drinnen eine todte Jungfrau liegt. Einem alten Kinderglauben zufolge, werden in Westflandern die Mädchen in Rosmarinzweigen, die Knaben in Palmbüschen gefunden; darum wird den todten Jungfrauen ein Rosmarinzweig, den todten Knaben und Jünglingen aber ein Palmzweig auf's stroherne Kreuz gelegt. Einem Knecht legt man einen ganzen Ziegelstein, einer Magd einen halben darauf. Das Strohkreuz wird verbrannt, als Erinnerung an den früheren Gebrauch, die Leichen zu verbrennen. Schrecklich aber fand ich die alte Sitte, nach welcher die Wittwe verbunden ist, auf dem Sarg des Mannes sitzend, mit auf den Kirchhof hinauszufahren. Westflandern ist reich an Ueberbleibseln von uralten Gebräuchen. Wolf theilt viele davon in seiner Zeitschrift: „Wodana" mit. Ziemlich spät am Abend

kamen wir in unſerm Zauberſchloſſe an, und knüpften an die Erinnerung des ſchönen Tages die Hoffnung eines noch ſchöneren.

Es war ein ſchöner Nachmittag, als wir von Veurne aufbrachen, um eine Waſſerfahrt auf dem Kanale zu machen, welche uns in die Nähe des verſchütteten Dorfes Zuidſcote bringen ſollte. Ein kleiner Nachen von einem allerliebſten Knaben gezogen, nahm in ſeinem engen Raum drei Menſchen auf, eins durch die Liebe. Sanft glitt das Schifflein hin auf dem glatten Waſſer, welches murmelnd und plätſchernd ſeine Spur verkündete. Manchmal trieb das Boot zu nah an's Ufer, da ſtreifte es die Schilfrohre, die ſich ſchwankend und nickend beugten, die Weiden am Rande ſäuſelten leiſe. Dazwiſchen wehte das Liebegeflüſter zweier glücklichen Menſchen. Ihre Hände waren verſchlungen, ihre lieben Häupter ruhten Stirn an Stirn an einander. Ich ließ meine Hand in's Waſſer hängen, ſeine erfriſchende Kühle that meiner aufgeregten Seele wohl, es ward mir, wie dem Fiſcherknaben von Göthe: Kühl bis an's Herz hinan. Der goldene Ring meiner verſtorbenen Freundin, den ich am Finger trug, blitzte manchmal im Sonnenſchein, wie ein Funken, aber er ward immer ſchwerer und ſchwerer, und plötzlich ſtreifte die Fluth ihn mir ab, und er ſank tief hinab.

Eine Nixe ſaß in Träumen
Im Grund, in Liebesweh'n,
Sie hat bei den Weidenbäumen
Einen Fiſcher jüngſt geſeh'n.

Sie will hinauf nun ſteigen,
Mit ihrer weißen Hand,
Will ſie dem Fiſcher reichen
Ein holdes Liebespfand.

Und als ſie ſinnt und ſinnet,
Was ſie ihm geben ſollt',
Da von der Fluth umrinnet
Ein Ringlein niederrollt.

Der Ring ſank ihr zu Füßen,
Er ſank ſo ſchwer, ſo ſchwer,
Den Liebſten mit zu grüßen,
Freut ſich die Nixe ſehr.

In ihre Finger beide
Nimmt ſie das Ringelein,
Und ſchaut in Luſt und Leide,
In ſeinen Kreis hinein.

Was mag die Nixe ſchauen,
In ſeinem goldnen Rund?
Sie ſchleudert ihn mit Grauen
Hernieder auf den Grund.

Und tief, als wär's im Meere,
Verſank der kleine Ring,
Was war es, das ſo ſchwere
An ſeinem Golde hing? —

Die Fahrt dauerte länger, als wir erwartet hatten. Der Kahn glitt beinah unmerklich auf der glatten Bahn dahin. Der Knabe, das Boot nach ſich ziehend, ſchritt munter auf dem hohen Strande voran. Er hatte ein ſo liebes, helles Stimmchen, das wahre Echo einer reinen Kinderſeele. Noch nicht in Hydevelde? fragte von Zeit zu Zeit unſer Begleiter. Neen, Mynheer, nog en kwaertje. Wir langten in Hydevelde an, als ſchon der Tag zu ſinken begann. Raſcher vorwärts ſchreitend, gingen wir an den Fiſcherhütten vorüber, den Dünen zu. Aus einer kleinen Kapelle zur Rechten klangen die lang getragenen Töne eines Magnificat. Wir traten ein. Es war eine Taufe. Niemand als die Wehmutter, welche das Kind trug, ein Zeuge, der Prieſter und ein Knabe, der das Amt des Meßners verwaltete. Ich ging hinaus auf den Kirchhof, der die Kapelle umgiebt. Ueber die grünen Hügel ſchritt mein Fuß, aber vergebens ſuchte mein Auge das Symbol des Glaubens, das ſo tröſtlich die Gräber zu ſchmücken pflegt.

Nicht fern vom Dünenſande
Ein kleiner Friedhof ſteht,
Vom nahen Meeresſtrande
Mit kühlem Hauch umweht.

Ein Kirchlein von der Erde
Steigt in die Abendglut,
Und hütet fromm die Heerde,
Die ihm zu Füßen ruht.

Der Hirt hat ſeinen Schaafen
Ein einzig Kreuz beſtellt,
Das Jedem, der entſchlafen,
Wird auf das Grab geſtellt.

Sein Frieden weiht die bleichen
Traumloſen Schläfer ein,
Als ernſtes Fragezeichen:
„Wer wird der Nächſte ſein?“

O Kirchhof dieſer Armen!
Wie reich an heil'gem Reiz!
Ein Glaube, ein Erbarmen,
Eine Liebe und ein Kreuz!

Ich verließ den Friedhof und wir ſchritten den Dünen zu, welche in vielfachen Reihen hintereinander aufſteigend, den Horizont begränzen. Wie liebe ich dieſe Dünen, dieſe vom Flügel des Windes herangewehten Sandwellen mit ihrem hohen ſchwankenden Graſe, mit ihrem feingerippten Sande, der noch unentweiht von den Fußſtapfen der Erde da liegt, wie friſch vom Himmel gefallener Schnee, und keine Spuren trägt, als die leiſen Streifen von der Umarmung der Flut und des Windes. Hügel nach Hügel erſteigend, ſtanden wir endlich vor dem verſchütteten Dorfe Zuidſcote. Es geſchieht oft, daß vom Winde gehoben ein Sandhügel heranfliegt, wie eine Lawine, und Striche Landes verſchüttet. So iſt es mit Zuidſcote am Ende des vorigen Jahrhunderts ergangen. Ein wunderbarer Anblick. Inmitten der Dünen, von der ſandigen Decke befreit, ſteigt der alte Kirchthurm empor. Keine Chorgeſänge erklingen

mehr in ſeinen tiefen Hallen, kein Ave Maria ſchwebt mit Friedenstönen durch den verſchütteten Chor, aber das Meer rauſcht den unſterblichen Klagegeſang herüber, und die Winde der Nacht ſtreifen ſeufzend durch die ſcheibenloſen Fenſter. Ich ſtand auf einer hohen Düne, dichter ſank die Dämmerung herab, und webte den geheimnißvollen Schleier der Nacht über das weite ewige Meer. O, in ſolcher Einſamkeit müßt ihr ihn ſehen, den wunderbar herrlichen Ozean! Fern von den Fußtritten der Menſchen, in den leuchtenden Hügeln der Dünen, von Schleiern der Dämmerung umwoben, durchſchauert von dem Wellenſchlag ungemeſſener Empfindung, durchbebt von Ahnungen des Todes und der ewigen Liebe. Tiefer ſank die Nacht herab, ich konnte mich nur ſchwer von der ergreifenden Stelle trennen; eben ging am Horizont der Schimmer des Leuchtthurms auf. Manchmal blitzte er hell wie glühender Schein der Hoffnung, dann ward er bleich wie Zagen und vergebliche Sehnſucht, aber immer wieder tauchte die Hoffnung herauf. Wir durchzogen ſchweigend die Dünen. Hügelreihe nach Hügelreihe erhob ſich trennend zwiſchen uns und der gewöhnlichen Bahn. Endlich waren wir aus der geheimnißvollen Welt getreten, und durchwandelten ſtumm den kleinen Fiſcherort. Alles war dunkel und ſtill, wie ein Grab. Ein unheimliches Gefühl überrieſelte mich, inmitten dieſer in Nacht und Schweigen erſtarrten Lebensſcene. Wir traten in ein kleines Wirthshaus am Strande. Hier war Leben. Ein echt niederländiſches Bild. Beim Schein einer bald aufflackernden, bald matt

glimmenden Lampe ſaß eine Gruppe von Fiſchern in rothen Jacken und Mützen, Pfeifen im Mund, das Bierglas in der Hand. Einer unter ihnen war der Sprecher. Zwei Kinder hatten hölzerne Schemel herangerückt und ſchauten mit geſpannten Blicken dem Sprecher in's Angeſicht. Von einem Schüſſelbrett auf der anderen Seite der Hütte glänzte das blanke Küchengeſchirr. Davor ſaßen die Frauen der Fiſcher. Sie trugen auf dem Kopf die rothe Haube mit breiter Garnirung, welche man hier zu Lande häufig ſieht. Einige kleine Kinder krochen zu ihren Füßen umher. Wir raſteten dort eine halbe Stunde, das Klettern im Dünenſande hatte uns ſehr ermüdet. Der kleine Knabe wurde mit Bier und Butterbrod erquickt, welches er gar freundlich dankend vergnügt verzehrte. Ich war ſo müde, daß mir die Augen zufielen, noch einmal traf mein Blick die ſeltſame Gruppe am Kamin. Das Feuer warf eben ein plötzliches Schlaglicht auf das markirte Geſicht des ſprechenden Fiſchers, und beleuchtete einen ſo unzweideutigen Ausdruck von lauernder Bosheit, daß es mir kalt zum Herzen drang. Ich ſchloß die Augen ſcheinbar, aber aller Schlaf war mir vergangen und es fiel mir mit Schrecken ein, daß ich mein Reiſegeld in Gold in der Taſche trug. Der Fiſcher ſprach immer zu, aber ein Blick, den er vom Kamin hinüber nach ſeiner Frau warf, entging mir nicht. Auch unſer Begleiter ſchien ſich der gefährlichen Lage, in welche wir gerathen waren, klar bewußt zu ſein; denn als mein Blick den ſeinigen ſtreifte, glaubte ich Unruhe und Spannung darin zu leſen. Maria

und der kleine Knabe waren ermüdet eingeſchlafen, die Frauen flüſterten unheimlich in einer von franzöſiſch und flaemiſch gemiſchten Sprache. Die Fiſcher tranken und rauchten, daß der kleine Raum in dichte Wolken eingehüllt war, die Lampe flackerte matt, der Sprecher war verſtummt. Plötzlich ſtand er auf, trat zu ſeiner Frau, flüſterte ihr einige Worte in's Ohr und verließ die Hütte. Ich erbebte; laſſen Sie uns, um Gotteswillen, ſobald als möglich, dieſe Hütte verlaſſen, flüſterte ich unſerem Freunde zu. Die entſchloſſene Faſſung, die aus ſeinem Auge leuchtete, beruhigte mich einigermaßen, wir weckten Maria und den Knaben, die ahnungslos ſüß geſchlummert hatten. Wolf war klug genug, die Fiſcher mit Kupfergeld zu bezahlen. Die Frau und die drei unheimlichen Geſellen leuchteten uns mit einem Kienſpan nach dem Strand, wo das Boot angebunden war. Es war ganz dunkel draußen, und die Geſichter, die momentan von dem Lichte beleuchtet wurden, trugen einen Ausdruck, welcher nichts Gutes erwarten ließ. „Es ſoll hier viel Geſindel geben," ſagte mit ſtarkem Ton unſer Begleiter. Glaubt ihr, daß wir etwas zu befürchten haben? Nein, nein, Mynheer! ſicher nicht, betheuerte die Fiſcherin. Die Männer ſchwiegen. War es nicht bei Zuidſcote, daß vor zwei Monaten der Fremde ermordet wurde? fragte Wolf und ſein Auge haftete durchdringend auf dem Weibe. Sie ſchwieg — doch, doch, Mynheer! rief der kleine Knabe, der uns zog. In den Dünen bei Zuidſcote wurde der arme todte Herr gefunden. — Nun, meine Piſtolen ſind ſcharf geladen, ſie mögen nur

kommen, ſagte Wolf, und wir ſtiegen ein. Der Knabe ſchlang das Seil um Leib und Arm, wir fuhren ab. Nicht ohne Herzklopfen ſah ich nach der Gruppe zurück, die am nächtlichen Strande, von dem Kienſpan matt beleuchtet, ein Nachtſtück bildete, welches des Pinſels eines Rembrandt würdig geweſen wäre. Wacker ſchritt der Knabe zu, ſeine kleine Geſtalt ſchien im Dunkeln noch einmal ſo groß zu ſein. Wie ein Rieſenſchatten wandelte er auf dem hohen Uferſtrand. Es war einer jener Abende, wo die Natur, vom tiefen Dämmerungsſchleier umhüllt, in ſüßen Wehmuthträumen zu ruhen ſcheint. Der Himmel hing voll ſchwarzer Wolken, hier und da blitzte ein Stern hervor. Die Weiden am linken Uferrande bildeten mit ihrem Schatten im Waſſer rieſenhafte Bäume mit doppelten Kronen. Alles war vom geheimnißvollen Zauberſtab der Täuſchung berührt, der in der Hand der Nacht ſo wunderbare Geſtaltungen erweckt. In weiter Ferne über dem Rande des Kanals glühte der Leuchtthurm. Es war ſo todtenſtill, daß man das Auf- und Niedertauchen der kleinen Fiſche hörte, das Waſſer murmelte und plätſcherte ſo ſüß, ſo melodiſch, und von ferne über die weißen Dünen herüber rauſchte melancholiſch das Meer! Durch dieſe tiefe Stille des Friedens klang ſein großartiger Klagegeſang ſo mächtig ergreifend, ſo wunderbar geheimnißvoll, wie ein ewiger ruheloſer, unerſchöpflicher Schmerz. Es war ſo traumartig ſchön, ſo geiſterhaft, daß es nicht zu ſchildern iſt. Ich kam mir ſelbſt vor, wie ein Geiſt, mein vergangenes Leben lag hinter mir, als ſei ich ihm längſt

entſchwebt, das Reich der Ahnung war mir erſchloſſen, es war mir, als ſchiffte ich auf dem Meer der Ewigkeit. Nur der Muſik könnte es gelingen, dieſen geheimnißvollen Zuſtand der Natur und der Seele zu ſchildern. Da hörten wir plötzlich das Geräuſch ſtark herannahender Tritte. — Mynheer! rief der Knabe — — aen land!

Kräftig trieb unſer Begleiter den Kahn an das Ufer, wie der Blitz flog der Knabe herein und eben ſo ſchnell lenkte Wolf das Boot nach der entgegengeſetzten Seite des Kanals, wo der Junge nun unter den hohen Weiden getroſt weiter ſchritt. Am anderen Ufer aber ſtand eine hohe dunkele Geſtalt, und durch die nächtliche Stille drangen Flüche und Verwünſchungen zu uns herüber. Aber wir waren ſicher und ruhig, der Kanal war an dieſer Stelle tief genug, ein Kahn war nicht in der Nähe, und ſo waren wir geborgen. Um Mitternacht langten wir in unſerem Zauberſchloſſe an und ſanken bald, ermüdet von den verſchiedenen Eindrücken des Tages, in einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Aus meinem Tagebuche.

Wir müſſen unſer Zauberſchloß verlaſſen, die Zeit drängt. Leb' wohl, du gaſtliches Haus, wie viel habe ich in den wenigen Tagen, die ich in deinen Mauern zubrachte, verlebt! Werde ich je dieſen Ort wiederſehen, und wird mir je die Gelegenheit werden, ſeinen gaſtfreien Bewohnern zu danken? Dies Blatt aus meinem Tagebuch lege ich auf ihren Arbeitstiſch.

Wir flogen wie im Traume
Aus weiter Ferne her,
Zum weißen Dünenſaume
An's ungemeſſne Meer.

Wir ſitzen hier als Gäſte
In eurem ſchönen Haus,
Und nehmen uns das Beſte,
Und gehen ein und aus.

Wir brechen vom Spaliere
Die Frucht ſo roſig friſch,
Wir ſpielen am Klaviere,
Und ſitzen an eurem Tiſch.

Wir ruhen auf euren Kiſſen,
Und trinken von eurem Wein,
So kehrte einſt Schneewittchen
Bei den ſieben Zwergen ein.

Wir geh'n auf euren Spuren,
Mit leiſem ſcheuem Fuß,
Von edleren Naturen
Wird hier uns mancher Gruß.

Von klarer Ordnung Walten,
Von edlem Sinn für Kunſt,
Von himmliſchen Geſtalten,
Die ſchuf der Muſe Gunſt.

Und hier auf eurem Zimmer,
Wo Ihr trugt Lieb und Leid,
Da ward beim Kerzenſchimmer
Ein Liebespaar geweiht.

Die Geiſter, die dem Bunde
Der Liebe treu ſich weih'n,
Sie mögen zu jeder Stunde
Mit dieſen Beiden ſein.

Ihr aber nehmt zum Lohne,
Dies ſchwach' und zitternde Blatt,
Das von des Baumes Krone
Der Herbſt gewehet hat.

XX.

Kurzer Ueberblick über das Volk. Das Pfaffenthum. Die Frauen, ihre ſchriftſtelleriſche Richtung in Belgien und ihre Stellung zur Kritik. Schriftſtellerinnen in Deutſchland. Trennung der Stände. Das Verhältniß der Sprache zu den verſchiedenen Klaſſen. Die Stellung der Geiſtlichkeit im Sprachſtreit. Die flaemiſche Literatur. Heinrich Königs Urtheil über dieſelbe. Gedicht an die belgiſchen Dichter.

Das ſei dein Stolz, des Adels rühme dich:
Die angebornen Bande knüpfe feſt;
An's Vaterland, an's theure ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen,
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
Schiller.

Indem ich das ſchöne Belgien verlaſſe, ſuche ich aus den verſchiedenen Eindrücken, welche ich empfangen, ſo viel als möglich eine klare Ueberſicht zu gewinnen, um die einzelnen Züge zu einem Bilde für meine Erinnerung zu geſtalten. Dies wird zwar immer eine mangelhafte Skizze werden, dennoch bietet ſie vielleicht manchen Anknüpfungspunkt, an welchen tiefere Einſicht bedeutendere Beobachtungen knüpfen kann.

Der Total-Eindruck, welchen Land und Menschen auf mich gemacht, ist ein durchaus vortheilhafter. Das Land ist schön und segensreich, seine unübersehbaren Felder und Wiesen, von goldenen Saaten überwogt oder grünem Rasen gedeckt, von den Silberadern der Ströme durchwallt, hier und dort von schattigen Hainen begränzt, von fetten Heerden und fleißigen Menschen belebt, bieten wechselnde Bilder von frischem kräftigem Leben. Die alterthümlichen Städte mit den prachtvollen Domen, den zierlichen Rathhäusern, gothischen Gebäuden und Hallen führen uns in's romantische Mittelalter zurück, und manches hübsche Gesichtchen, das mit dem niederländischen Flügelhäubchen aus der schwarzen Faille hervorblickt, erinnert durch seinen offenen naiven Ausdruck, durch die blonde Fülle der Haare und den herrlichen Teint an die Schöpfungen der älteren Meister. Der Flaeming, nicht zu verkennen durch seinen starken gedrungenen Körperbau, so wie durch die eigenthümliche Treuherzigkeit seines Wesens, ist weniger roh als derb, weniger grob als ehrlich. Weit entfernt, sich der Kunst graziöser Drappirung zu rühmen, durch welche der Franzose Frivolität liebenswürdig darzustellen vermag, nennt er das Kind immer beim rechten Namen. Naiv ist er im höchsten Grade, aber in so unschuldiger Weise, daß man nicht mit ihm darüber zürnen kann. Ein treuer und warmer Anhänger der Kirche, die seinem Herzen warm entgegenkommt, ist es nur zu beklagen, daß er das Pfaffenthum nicht mehr davon zu trennen weiß, und von diesem abhängt, wie er jener anhängt. Das Uebergewicht der

Pfaffen tritt überall ſtörend hervor, ſogar auf der Eiſenbahn, und wenn man bedenkt, daß Belgien 453 Klöſter beſitzt, aus denen die Raben beſtändig ein und aus fliegen, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie einem überall den Blick verdunkeln. Die Saat, welche Joſeph II. und die franzöſiſche Revolution gemäht, ſchießt überall neu empor, ſowohl in der Form ſtolzer Abteiherren, als in der demüthiger, in fruchtloſer Selbſtmarter dem Himmel entgegen büßender Trappiſten. Vor allem aber wuchert das Schlingkraut, die Jeſuiten, das mit ſeinen weitreichenden Armen alle Stände umſtrickt. Wenn doch etwas von dem wilden Geiſte der alten Geuſen in das belgiſche Volk führe, wenn doch einer unter ihnen aufſtände und ihnen das alte Lied in die Seele donnerte:

Gottes Lehre ſoll bleiben ſtehn,
Es leben die Geuſen,
Doch der Pfaffen Gott der muß vergehn,
Mein Ruf ſoll erlöſen!
Sie haben ſo manche Dumme betrogen,
Es leben die Geuſen:
Sie haben ſo manche Lügen gelogen,
Die verrätheriſch Böſen.
Packt auf, ihr Seelmörder, wir rathen's euch ſchnell,
Es leben die Geuſen,
Packt euch hinunter in Lucifers Höll,
Da brennen die Böſen.

Es iſt Jammer und Schade, daß ein ſo tüchtiges Volk zu keiner moraliſchen Selbſtſtändigkeit gelangen kann.

Tief wie die Anhänglichkeit an die Kirche, an die alten Legenden und Sagen, wurzelt auch im Herzen des

Volks die Liebe für alte Feste, Gebräuche und Herkommen, und diese tragen noch ganz den Charakter des Mittelalters. Laute, mitunter derbe Fröhlichkeit zeigt sich bei den Kirmessen, wo mannigfaltige und ergötzliche Spiele die muntern Bursche und Dirnen versammeln.

Gründliche Wissenschaftlichkeit kann man von dem Flaeming noch nicht verlangen; Belgien ist noch jung, und seinen Staats-Universitäten bleibt, so sagt man mir, noch viel zu wünschen übrig. Dies erkennt er selbst an, und blickt vertrauend zu uns herüber nach Deutschland, von wo aus er alles Heil für die Wissenschaft hofft.

Daß die Industrie in Belgien um so viel höher steht, ist eine bekannte Sache, und man wird mir über sie wie über Politik jedes Urtheil erlassen, da beide nicht in mein Departement gehören, dagegen erlaube ich mir einige Bemerkungen über die Frauen.

Im Allgemeinen fand ich die flandrischen Frauen liebenswürdig, sie verbinden niederländische Naivetät mit französischer Lebhaftigkeit. Ihre Bildung ist fast durchgängig französisch, die Malerei wird mehr von ihnen betrieben als die Musik, von Sprachen nächst der Französischen die Englische, die Deutsche bis jetzt gar nicht. Von unserer Literatur wissen sie gar nichts, als was sie zufällig vom Hörensagen auffangen. So versicherte mich eine artige Frau in einer Soiree, sie kenne die deutsche Literatur. Auf näheres Befragen erwiederte sie: Je connais surtout un de vos anciens poétes, un certain Goth. In der französischen Tagesliteratur sind die Belgierinnen dagegen

ganz orientirt. In dem kleinen Kreiſe echt flaemiſch geſinnter Frauen erblühen, wie ich früher erwähnte, einige friſche poetiſche Talente. Schon in früheren Jahrhunderten haben ſich niederländiſche Frauen in der Literatur ausgezeichnet. Eine der bedeutendſten war Maria Teſſelſchade Viſcher, die Freundin des berühmten Pieter Hooft. Ueber ſie vereinigen ſich die Urtheile der Gelehrten und Kritiker zu folgendem Ausſpruch: Sie war eine Frau von vielem Geiſt, welche Geſchmack an der Wiſſenſchaft fand, allerliebſte Verſe ſchrieb, und darüber ihre Haushaltung nicht vernachläſſigte. Dieſe Verſchmelzung von Poeſie und Häuslichkeit, welche in Maria van Ackere den Niederlanden zum zweitenmal den lebendigen Beweis giebt, daß beide zu vereinigen ſind, hat wohl nicht wenig zu der Begeiſterung beigetragen, mit welcher die flaemiſchen Kritiker die Poeſieen ihrer Frauen beurtheilen. In Deutſchland wird es den Dichterinnen nicht ſo leicht gemacht, die Männer gehen vom Vorurtheil aus, eine Dichterinn müſſe eine für's Leben untaugliche unliebenswürdige Perſon ſein, und ſo nehmen ſie die Geiſtesprodukte einer Frau ſchon mit befangenem Sinn auf. In Frankreich, im Lande der Esprits, wo die Frauen mehr durch Geiſt als durch Gemüth und Innigkeit ihren Rang behaupten, finden die Männer nichts darin, daß ſie die Stelle einnehmen, auf welche der Grad ihres Geiſtes ſie anweiſt. In Deutſchland aber giebt es nur wenig Männer, welche ſich vom Wahne losreißen können, daß ein gewiſſer Grad geiſtiger Ausbildung der Weiblichkeit Schaden bringe. Im Grunde

genommen iſt es aber mehr oder weniger ein Reſt vom guten alten Zopfregiment und ſie werden ſchon mit der Zeit einſehen lernen, daß es beſſer für ſie und ihre Familie iſt, wenn die Frau auch etwas höheres mit dem Manne zu theilen vermag. Die ſchriftſtelleriſche Richtung der deutſchen Frauen iſt ein in der neueren Zeit vielfach angeregtes Thema, welches erſchöpfend zu behandeln einer ſicherern Hand vorbehalten bleibt. Sie iſt nach gerade ein Gegenſtand geworden, welcher der Bekämpfung werth erſcheint. Die lange von den Feſſeln des Vorurtheils eingeengten Seelen ſind ſich ihrer angebornen Schwingen bewußt geworden, und prüfen hier und dort ihre Kraft. Anfangs ließen das die Herren der Schöpfung geſchehen, ſie lächelten halb gutmüthig, halb ironiſch über die Streifzüge der Tauben, bis die kühne Lerche Bettina ſich jubelnd aufſchwang in den blauen Aether, und aus ihrer Höhe herab ihre befreiten und befreienden Töne ſchmetterte. Bald darauf, nachdem ſie ſtaunend der Kraft dieſes Genius gehuldigt, der ſie im Sturm zur Begeiſterung hingeriſſen, erklangen aus dem Grabe die tief ernſten ſchickſalsſchweren Worte Rahels, und ſie erkannten, welche Tiefe der Seele, welche Schärfe des Verſtandes, welchen Reichthum des Geiſtes, noch außer „dem reichen Schatz von Liebe und Treue der Buſen einer Frau bewahren kann.“ Hatte Bettina ſie hingeriſſen, durch Rahel wurden ſie zur Ueberzeugung geführt, und die beiden Zwillingsgeſtirne waren feierlich aufgenommen in die Reihe der glänzendſten Planeten. Wie es aber immer geſchieht, daß ſchwächere Geiſter

den ſtärkeren nachſtreben, ſo hatten viele mehr oder weniger bedeutende Talente, durch die glänzenden Erfolge der beiden Gefeierten angeregt, mit größerem oder geringerem Glück ſich auf die gefährliche Bahn gewagt. Die beiden hervorragendſten Erſcheinungen der allerneueſten Zeit, die Gräfin Hahn und Frau von Paalzow, machten bald in anderer Richtung die entſchiedenen, unabweisbaren Rechte ihres Talentes geltend. Die Gräfin Hahn in glänzend ſpiritueller, vornehm bedaigneuſer Weiſe, zugleich abſtoßend und anziehend, widerwärtig und graziös, herzlos und ſeelenvoll, baute eine ſo prächtig ſchillernde Brücke über die Zerriſſenheit ihrer Seele, daß wir über dem blendenden Farbenſchmelz den Abgrund vergaßen, und über die poetiſch beleuchteten Thränentropfen das troſtloſe Grau überſahen. Frau v. Paalzow, weniger ſpirituell, aber gemüthreicher, weniger glänzend aber inniger, wußte durch die hiſtoriſche Unterlage, welche ſie ihren Erſcheinungen gab, dauernder und in weiteren Kreiſen zu feſſeln. Die ſiegreichſte Autorität der Welt, die Mode, hatte ſich der beiden Namen bemächtigt, aber die Mode iſt launiſch, ſie trägt bekanntlich ein Schwert, und ſchlägt heute das Haupt herab, welches ſie geſtern bekränzte. Geſtern war die Hahnenfeder der modernſte Schmuck, heute denkt man daran, daß ſie ein Abzeichen Mephiſto's iſt. Bei dieſer Gelegenheit wird denn natürlich über Bauſch und Bogen der Schriftſtellerei der Frauen der Stab gebrochen, ja man geht ſo weit, daß man ihnen die angeborne Poeſie abſpricht. Da heißt es unter andern: In Deutſchland ſei die Schriftſtellerei

der Frauen eigentlich so verpönt, daß eine Frau sich ihrer Weiblichkeit begebe, die als Schriftstellerin auftrete. — Daß der erste Satz richtig ist, gereicht unserem Vaterland eben nicht zum Vortheil, und trägt nicht wenig dazu bei, manches frische Talent in seiner Entwickelung zu hemmen. Ja, ich möchte hierin den Grund der öfters erwähnten Erscheinung finden, daß Deutschland in dieser Beziehung England und Frankreich weichen muß. Es gehört viel Inspiration, viel tiefwurzelnder Glaube an den inneren Beruf dazu, um dem so mächtig waltenden Vorurtheile zu trotzen, um die innersten Blüthenkeime der Seele dem tödtenden Nachtfrost der Kritik zu übergeben. Wenn uns aber außerdem der Spruch wiederholt wird, daß „in Deutschland nur die Myrthenkrone den Frauenhäuptern bestimmt sei", so weiß man nicht, ob man dies nicht für Ironie halten soll, indem ja bekanntlich die Myrthe immer weniger in Deutschland grünt. Daß manche Frau sich ohne Beruf der schriftstellerischen Richtung hingiebt, ist kein Grund die übrigen davon abzuhalten. Welche wissenschaftliche Bücher der Männer, welche Staatsposten sind denn durchgängig gut besetzt, und wie verhältnißmäßig viel schlechte Dichter giebt es am Ende? Die Unvollkommenheit tritt überall hervor, warum verfährt man denn so hart mit ihr einem Geschlecht gegenüber, das ein doppeltes Maaß von Unvollkommenheit, die eigene, und die männliche, von welcher die ihre so oft aus geht, zu tragen hat? Warum aber eine Dichterin durch ihre innigere Erkenntniß des Schönen und Erhabenen für die höchsten Aufgaben

ihres Lebens untauglich werden ſoll, iſt mir nicht faßlich. Ich glaube im Gegentheil, daß ein echt poetiſches Gemüth zugleich der ſchönſte Tempel der Liebe iſt, und daß eine poetiſche Frau, eben darum weil ſie ihre Pflichten poetiſch aufzufaſſen weiß, auch im Stande ſein wird, ihnen zu genügen. Wehe der Frau, welcher kein Funke von Poeſie in der Seele ruht, welche die tiefſten Beziehungen ihres Lebens nicht in poetiſchem Gemüthe trägt. Die Engländerinnen haben es verſchiedentlich bewieſen, daß Poeſie die Weiblichkeit veredelt. Im reinſten Lichte ſteht Felicia Hemanns, die bewunderte, geliebte, gefeierte Dichterin Albions. Aber auch Belgien iſt gerechter gegen das Talent ſeiner Frauen, und wenn wir Maria van Ackere die Poeſie der Frauen vertheidigen ſehen, ſo geſchieht dies nur gegen den franzöſiſchen Dichter Lebrun, denn ihre Landsleute haben ihre Lieder mit begeiſterter Wärme aufgenommen. In Belgien iſt es liebenswürdige kindliche Naivetät, welche ſie für die Poeſieen ihrer Frauen begeiſtert, ſie ſind unbefangen, und nehmen eben darum die natürlichen Gefühls-Offenbarungen ihrer Dichterinnen in dieſem Geiſte auf, als ein frommes heiliges, von Gott eingegebenes Talent.

Die Stände ſind in Belgien ſtreng von einander geſchieden, und dies wird uns am wenigſten in einem Lande auffallen, in welchem ſchon die Sprache ſo mächtig auf dieſe Scheidung einwirkt.

Der Bürger trinkt am Abend ſein Liter Faro im Eſtaminet, oder auf der Promenade in einem Waffelgarten. Im letzteren Fall, der gewöhnlich Sonntags eintritt,

begleitet ihn Weib und Kind. Bei ihm gilt nur das Flaemiſche, und redet man ihn franzöſiſch an, dann antwortet er: connais pas, oder comprends pas. Am Tage iſt er ein fleißiger Arbeiter, auch die flaemiſchen Frauen ſind thätig und häuslich. Ein innig gemüthliches Familienleben fand ich aber in Belgien weniger als in Deutſchland. Hat der Mann ſein Tagesgeſchäft beendigt, ſo iſt er der Frau überall im Wege, und ſie hat keine Ruhe bis er draußen im Eſtaminet iſt. Die Frauen ſitzen dann Abends beiſammen im Hauſe, die Männer in den Schenken. In der Woche gehen die Bürgerweiber ſelten aus, den Kirch- und Marktgang abgerechnet.

Der Mann des Mittelſtandes, Kaufmann, Arzt, Lehrer oder beſſer beſoldete Beamte, beſucht ſchon nicht das einfache Eſtaminet. Nach beendeten Geſchäften iſt er in der Kaſino-Geſellſchaft oder anderen geſchloſſenen Vereinen zu finden. Neben dem Bier tritt dort der Wein, neben dem Flaemiſchen das Franzöſiſche auf. In Soireen herrſcht das Franzöſiſche, auch im Mittelſtand. (Siehe: Eine Soiree bei Willems.) Die Geſellſchaften ſind meiſt ſteif und langweilig. Bei weniger ceremoniöſen Abendbeſuchen iſt es eingeführt Wein und Backwerk zu geben, der Thee gehört den Soireen. Auch im Mittelſtande findet ein gemüthlicher herzlicher Verkehr der Familien untereinander wenig ſtatt. Die erfreulichſten Ausnahmen fand ich im Kreiſe der Dichter, beſonders in Gent, als bei Willems, Ledeganck, Serrure u. ſ. w.

Ganz eingeführt iſt das Franzöſiſche in der Société

noble, einer ſtreng geſchloſſenen Geſellſchaft, zu welcher nur die höchſten Stadt- oder Staats-Beamten zugelaſſen werden, in den concerts nobles der Hauptſtadt, in den Soireen des Königs, der Fürſten, der Miniſter. Ob je das Flaemiſche ſich in dieſe Kreiſe Bahn brechen werde, bezweifle ich; jedenfalls würde es ſich dort ſo unbehaglich fühlen als der Flaeming ſelbſt. Schlicht, einfach mochte er am alten Hofe ſeiner Grafen wohl zu Hauſe ſein, auch in der Nähe Karls V., des echten Volksmannes, doch für moderne Höfe und den Salon paßt er nicht.

Daß der Hof und die Miniſter dem Flaemiſchen nicht hold ſind, begreift ſich; der König jedoch iſt ihm nicht abgeneigt, wie er dies bei verſchiedenen Gelegenheiten bewieſen hat, zuletzt noch in Gent bei der Grundſteinlegung zum Entrepot, wo der Stadtrath und der Bürgermeiſter einen Verweis empfingen, weil die Inſchriften und Pergamente nur franzöſiſche Texte trugen.

Bei der Regierung gränzt die Indifferenz für das Flaemiſche an Abneigung. Eben ſo ſteht es mit den Kammern, welche meiſt aus Leuten beſtehen, die eine franzöſiſche Bildung empfingen. So blieb denn die Sprache der Gerichtshöfe, trotz aller dringenden Fürbitten für die verſtoßene Mutterſprache, bis jetzt franzöſiſch, und der angeklagte Flaeming muß ſich beſchuldigen, vertheidigen, verurtheilen hören, ohne daß er ein Wort von der Verhandlung verſteht. De Dekker zufolge, kommt dies alle Tage vor. Schon dies einzige Faktum reicht hin den Satz zu

widerlegen, daß die Flaeminge übertriebene Forderungen machten.

Fast alle Landbürgermeister und Schöffen müssen sich bei ihren Relationen mit der Regierung einen Uebersetzer im Gemeindeschreiber halten, und wissen deshalb nicht genau was in ihren Geschäften vorgeht.

In den Gymnasien hört der Schüler französisch mit sich sprechen, wovon er nichts versteht, und sind alle Schüler einer Klasse Flaeminge, dann sieht man, wie zu Brügge an der Akademie einen Dolmetsch neben dem Lehrer, der dessen Vortrag Satz für Satz übersetzt.

Die Geistlichkeit verhielt sich in dem Sprachstreit wie man es erwarten konnte. Es liegt in ihrem Interesse das Flaemische zu schützen, weil sie sich dadurch eine Mauer gegen die religiöse Indifferenz Frankreichs baut. Daß sie aber dabei nur spekulirt, daß ihr die Sprache nicht als solche, sondern nur als Mittel zum Zweck werth ist, sah man bei dem Orthographiestreit, wo sie lange schwankte, zu welcher Partei sie sich schlagen wolle. Gleiche Spekulation bestimmte sie auch wohl, sich für den Vertrag mit dem Zollverein zu erklären, das katholische Rheinland kann ihr nicht schaden, in ihm hat sie einen Verbündeten. Welches aber auch ihr Motiv gewesen sein mag, sie setzte die Sache durch, und die durch den Vertrag lebhafter gewordenen Beziehungen mit Deutschland können nur segensreich auf den neuen Aufschwung der flaemischen Literatur wirken, welche zwar jung doch kräftig die Schwingen regt. Heinrich König sagt in seiner Fahrt nach Ostende: „Der

materielle Niederländer hat bis jetzt sein höchstes Ideal im Gebiet der Malerei erreicht, in der die Materien nach gerade fließend werden. Musiker von Bedeutung hat Belgien noch nicht geliefert. (Gretry?*) Dichter versuchen sich eben in flamändischem Gefieder." Ich glaube, daß es den Dichtern Flanderns zur Ehre gereicht, daß sie sich in „flamändischem Gefieder" versuchen, und die glänzendern Papageienfedern verschmähen. Daß aber, was den Geschmack betrifft, die flaemische Literatur noch viel zu wünschen übrig läßt, ist keine Frage, doppelt wichtig ist es deshalb für sie, edlen Vorbildern nachzustreben. Sollte ihnen nun, wie ich nicht bezweifele, Königs Fahrt nach Ostende vor Augen kommen, so werden sie darin, neben vielem Wahren und Geistreichen, Schilderungen finden, welche die kühnste flaemische Phantasie beschämen, als z. B. pag. 88. Die flaemische Literatur rühmt sich aller Mängel und aller Vorzüge der Jugend. Sie ist unpolirt, unentwickelt, aber wahr, kräftig, begeistert. Mit Gewalt entringt sie sich den Fesseln der schulmeisterischen Perrücken, welche mit rhetorikaler Salbung sie festhalten möchten auf den graden Gartenwegen, zwischen steif ge-

*) Gretry ist nicht blos in seinem Vaterlande anerkannt, seine Statue erhebt sich nicht nur in seiner Heimathstadt Lüttich, sondern auch in Paris, wo der Enthusiasmus, welchen seine Compositionen erregten, ihm dies bleibende Denkmal gestiftet hat. Der berühmte holländische Dichter Kinker sagt über Gretry:

Gretry, der melodische Maler, dem der Muse Gunst vertraut
Für die innigste Empfindung den verwandten Seelenlaut,
Sah und dacht' und fühlt' in Tönen, für sein feines Lauscherohr
Kein Geflüster, kein Gesäusel in der Schöpfung sich verlor.

ſchnittenen Buchsbaum-Figuren und Taruswänden. Ich glaube meine Reiſe-Erinnerungen nicht beſſer ſchließen zu können, als, indem ich einige Proben dieſer in der neueſten Zeit viel beſprochenen jungen Literatur folgen laſſe. Sollten ſie, wie ich hoffe, Anklang in meinem Vaterlande finden, ſo werde ich eine bedeutendere Ueberſicht dieſer Richtung demnächſt zu geben ſuchen. Die Dichter aber, welche mit ſo warmer Begeiſterung, mit ſo ausdauernder Energie für die Wiederbelebung ihrer Sprache und Poeſie ſtreiten, bitte ich die folgenden Strophen freundlich aufzunehmen, als Beweis der herzlichen Anerkennung und Achtung einer deutſchen Frau.

An die belgiſchen Dichter.

Concordia ſoll ihr Name ſein.
Schiller.

Es hing eine ſtarke Glocke hoch in des Domes Thurm,
Sie klang mit reinem Schalle durch Nebel und durch Sturm,
Sie klang viel hundert Jahre mit treuem ſtarkem Laut,
Es war dem flaemiſchen Volke die Stimme ſo vertraut.

Der Franzmann iſt gekommen zu herrſchen in dem Land,
Er hat hinabgeſtürzet ſie mit verweg'ner Hand,
„Ihr mögt ſie nur begraben, weil uns der Klang mißfiel,
Ihr ſollt dafür jetzt haben ein fränkiſch Glockenſpiel."

Der Franzmann hängt die Glocken im alten Dome auf,
Die Greiſe ſchauen trübe beſorgten Blicks hinauf,
Sie können ſich nicht gewöhnen an dieſen fremden Klang,
Es ſchlägt bei dieſen Tönen ihr Herz ſo ſchwer und bang.

Die Menge doch bethöret das neue Klingeln bald,
Daß ſie vergißt die Glocke voll heiliger Gewalt,
Im Traum nur hören Greiſe mit ſilberweißem Haar,
Die Glockentöne leiſe, ſo fern und wunderbar.

Die Männer aber treten zuſammen in dem Land,
Von Herzen ſind wir müde den fremden Schellentand,
Es paßt das feine Klingeln auf unſern alten Dom,
Als wie ein gläſern Schifflein auf unſern Scheldeſtrom.

D'rauf hat ein Mann geſprochen mit flammendem Augenſtrahl:
„Herbei, und helft mir graben, ihr Männer allzumal,
Laßt uns die Glocke heben aus ihrer tiefen Nacht,
Daß wieder ſie zum Leben mit Jubelklang erwacht!“

Er hebt mit ſtarkem Arme ſie aus der Nacht empor,
Begeiſtert ihm zur Seite ſteht kühn der Männer Chor,
Sie haben ſie froh erhoben hoch auf des Domes Thurm,
Auf's neue klingt ſie droben durch Nebel und durch Sturm.

Und alle, die da hören den vielgeliebten Klang,
Die wallen heran in Chören ſo freudig und ſo bang,
Sie ſinken betend nieder, und rufen aus treuer Bruſt:
„Gegrüßt! die du uns wieder erklingſt in Schmerz und Luſt!“

Und ſtärker klingt und ſtärker der Glockenton durch's Land,
Klingt wieder an den Dünen dort an der Nordſee Strand,
Die Meereswogen rauſchen dem wohlbekannten Schall,
Heil unſrer Heimathglocke! ſo tönt es überall.

Proben flaemiſcher Literatur.

Aus dem Gedicht: Aen de Belgen.

Von Willems.

Wenn eine Mutter dem erflehten Segen,
Dem Neugebornen, ſtreckt den Arm entgegen,
Dann ſucht ihr Blick in ihres Kindes Zügen,
Und forſcht darin mit innigem Vergnügen,
Ob ſie im Aug', im Lächeln von dem Kinde,
Das theure Bild des Vaters wiederfinde.

Der Mutter gleich, geliebte Landsgenoſſen,
Forſcht auch die Heimath, ob in euch, den Sproſſen
Aus Belgierblut, die jüngſt ihr neu geboren,
Die Tugenden der Väter unverloren.
Sie hofft, nun ihr die Häupter dürft erheben,
Ihr werdet neu der Väter Bild beleben,
Sie fragt, ob ihre Tugend, ihren Ruhm
Ihr auch bewahrt als heilig Eigenthum,
Ob ihre Ehr' auch völlig ſei gerochen,
Von fremdem Zwang die Banden all gebrochen? —

Sie findet nicht was gern ſie finden wollte,
Nicht gleicht der Belgier dem er gleichen ſollte.
Statt daß er ſteh' ein Sohn der Niederlande,
Schleppt er auf freiem Grund des Fremdlings Bande,
Er ahmt im Flitter dem Franzoſen nach,
Verſchmäht, verkennt die theure Mutterſprach,
Sein Lied erklingt nicht in der Heimath Tönen,
Er ſcheut ſich nicht der Mutter Wort zu höhnen.

Man wähne nicht, daß ich von Haß entflammet
Verachte, was aus Frankreichs Sprache ſtammet,
Daß ich ſie ſchmähe, die Europa ehrt,
Die, rings wo Bildung herrſchet, wird gelehrt,
In der ſo oft ich Racine's Geiſt bewundert,
Boſſuet, der durchdonnert ſein Jahrhundert,
Darin der Geiſt von Fénélon verſenket,
Die ſo viel Schönes hat der Welt geſchenket.
Ich lieb die Sprach, ich huldige ihr gerne;
Doch fordre ich, daß man euch achten lerne,
Vor andern nicht brauchſt du mein Volk zu weichen,
Denn deine Sprach iſt deines Sinnes Zeichen.
Sie iſt der Quell, der unerſchöpflich fließt,
Der Heimathlieb' als Perle in ſich ſchließt.
Vor Zeiten ſchon, wenn uns der Feind beleidigt,
Da hat in ihr der Ahn ſein Recht vertheidigt.
Als kühn voran einſt Roma's ſtolzer Aar
Zog Cäſar's ſieggewohnter Kriegerſchaar,
Die uns bedroht mit Banden und mit Schmach,
Traf ſie der Ahnen Fluch in unſrer Sprach.
Und als die heimathſtarken deutſchen Mannen
In Brand geſteckt die Zelte des Tyrannen,
War durch der Flammen leuchtendes Zerſtören
Die Siegeshymne meines Volks zu hören,

Und in die Herzen trauervoller Frauen,
Die weinend die erblaßten Hüllen ſchauen,
Drang Bardenlied in feierlichen Tönen,
Durch Heimathklang die Trauer zu verſöhnen.

An eine Dichterin.

Von Prudens van Duyſe.

O Weib, durchglüht von heil'ger Dichtung Flammen,
Der Wahn nur wähnt, die Weiblichkeit entweiht,
Nur ſchwache Geiſter ſind's, die dich verdammen,
Für deine Rechte wag' ich kühn den Streit.

* * *

Ich preiſ' die Dichterin, nicht die Gelehrte,
Die Poeſie, nicht eitle Wiſſenſchaft,
Den Gottesfunken, der dein Herz verklärte,
Und dich durchdrang mit ſeiner Schöpferkraft.

Dir iſt die Poeſie kein künſtlich Streben,
Das Recht dazu hat dir das Herz verliehn,
Sie blüht empor aus deinem tiefſten Leben,
Der Mann ſei Redner, Du ſei Dichterin.

Du ſingſt von ſelbſt gleich wie die Silberwelle,
Gleich dem Orkan, der kündet Gottes Macht,
Du ſingſt gleich wie die Lerche klar und helle,
Denn die Natur iſt's, die dein Lied entfacht.

Nicht künſtlich ſchlingſt du glänzende Gedanken,
Wirfſt ſcherzend nicht der Bruſt Gefühle hin,
Du zündeſt an die Glut um Gott zu danken,
Der Opferflamme reine Prieſterin.

Und ging uns hier die Poeſie verloren,
Man fand ſie wieder in der Frauen Bruſt,
Im Mutterherzen wird ſie neu geboren
Mit jedem Schlag der Trauer und der Luſt.

In welche Seele drückt mit ew'gem Stempel
Sich die Erinnerung? Wer iſt wie ſie
Der Hoffnung reinſter, ſchönſter Seelentempel
Durchſtrömt von heil'ger Liebesmelodie?

Und was iſt Dichtung, als Erinn'rung, Hoffen,
Der Zukunft, des Vergang'nen Zaubertraum,
Ein Himmelsſtrahl, dem ihre Seele offen,
Der ihr verklärt die Nacht mit gold'nem Saum.

Für Lieb und Poeſie iſt ſie geboren,
Denn was iſt Liebe ſonſt als Poeſie,
Als Hochgefühl zu Himmelsglück erkoren,
Als Schöpferwonne, die uns Gott verlieh?

Ja, die am tiefſten fühlte und geſungen
Ihr Lied von Herzen warm und rein,
Die Frau, von höchſter Poeſie durchdrungen,
O glaubt es mir, wird auch die beſte ſein.

Nie wird aus Hoffarth ſie ihr Herz vergeben,
Wird den nur wählen, der das Schöne ehrt,
Die Liebe iſt das Höchſte ihrem Leben,
Die Kinder ſind der Schmuck, den ſie begehrt.

Und dann ihr Lied? was iſt es als das Wehen
Des Liebesathems der die Seele ſchwellt,
Das was im Tod verſank, heißt auferſtehen,
Bis er's begrüßt in einer ſchönern Welt.

Mutterwonne.

Maria van Ackere.

Aus iſt der bange Traum,
Vorüber Angſt und Beben,
Ich darf, noch faß ich's kaum,
Als Mutter doppelt leben.

Komm Kindlein, meine Luſt,
Ich will in Lieb mich baden,
Du biſt zur Mutterbruſt,
Mein Herzchen, eingeladen.

Wie dankt' ich, als der Schluß
Des Himmels dich geſchenket,
Mein Dank war Hochgenuß
In Mutterlieb geſenket.

Für Dank und Flehn und Preiß
Ich nimmer Worte find,
Die Freudenthrän' rollt heiß
Hernieder auf mein Kind.

Geliebter! wie bewegt
Der Vaternam' dein Herze,
Der dich zum Himmel trägt
Mit mir nach bangem Schmerze.

Die Roſe ferner nicht
Brauch ich mehr zu beneiden,
Darf ſie im Lenzeslicht
Sich an den Knospen weiden.

Durch's grünende Gefild
Muß ich nicht ſeufzend ſchweifen,
Wenn jede Pflanze ſchwillt,
Wenn alle Früchte reifen.

Nicht ferner mehr verletzt
Mein Herz der Mütter Segen,
Ich darf ja glücklich jetzt
Ein Kind am Buſen pflegen.

Mich auch ſchmückt Knospenpracht
In friſcher Frühlingswonne,
Im Aug' des Kindes lacht
Mir eine Lenzesſonne.

O Liebchen! ſchlummre gut,
Die Mutter wacht ja gerne,
Du ruhſt in ihrer Hut,
Da bleibt das Leid dir ferne.

Ein Engel flog herab,
Er wehret mit den Flügeln
Jed' Leid der Wiege ab,
Weiß jedes Weh zu zügeln.

Der Engel rein und klar
Wird liebend bei dir weilen,
Den Segen immerdar
Als Bruder mit dir theilen.

Und wenn ein Jahr entſchwand,
Steht er dir hold zur Seiten,
Mit liebevoller Hand
Den erſten Schritt zu leiten.

Er reift die Geiſtesſaat,
Und ſpricht in deinen Reden;
Wenn eine Schlange naht,
Wird ſie ſein Fuß zertreten.

Der Engel, der dich grüßt,
Ob alles fern dir bliebe,
Dich tröſtet und dich küßt,
Heißt hier — die Mutterliebe.

Mutterangſt.

Maria van Ackere.

Still, ſcherzende Mädchen, ach lärmt nicht ſo ſehr,
Auf daß ihr mein Kindlein nicht wecket,
Es mehrt euer Scherzen den Kummer, der ſchwer
Die Seufzer der Mutter erwecket.
Still, ſtill mit der Freude, dem fröhlichen Spiel,
Nun Krankheit mein roſiges Kindlein befiel,
Nun Schlummer ſein Auge bedecket.

Was blühſt du o Frühling! was lächelſt du ſo,
Was kann all dein Segen mir frommen?
Was ſtehſt du ſo reizend, ſo prangend und froh?
Ihr Lächeln heißt nicht dich willkommen.

Es reicht nach den Blumen ihr Händchen ja nicht,
Der Schmerz ſtreift das Lächeln vom holden Geſicht,
Ihr Herzchen iſt ſchwer und beklommen.

Ihr Pulschen klopft heftig, ihr Herzchen ſchlägt bang,
Das Fieber kehrt glühender wieder,
Der Schweiß rinnt in Tropfen herab von der Wang,
Geſchloſſen die roſige Lider.
Mein Herzchen! Was quält dich? wie ſchmerzt mich die Noth!
Wie ſtill! Ach, dein Schlummer, wie ähnlich dem Tod,
Mein Röschen ſinkt welkend darnieder.

Die Fingerchen ſtarr! Gott, die Kälte nimmt zu,
Der bleichende Mund iſt geſchloſſen,
Ich kniee und weine — Barmherziger, du
Wirſt nicht eine Mutter verſtoßen.
Du, du kannſt ſie retten, allmächtiger Gott,
Ach laß nicht das einzige Röschen den Tod
Mir pflücken, das hold mir entſproſſen.

Ich dankte ſo feurig, ich weinte entzückt,
Als du uns die Blüthe gegeben,
Ich dachte ſo ſelig: wenn lange entrückt
Der Lenz meinem ſinkenden Leben,
Dann wird einſt mein Alter dies liebliche Bild
Als lachende Sonne erheitern ſo mild,
Als roſiger Morgen umſchweben.

Erfüll' mir die Hoffnung, die Wonne, die kaum
Getagt unſerm irdiſchen Pfade,
Zerſtör' nicht des Gatten geliebteſten Traum,
Barmherziger Vater, ach Gnade!
Ach ſtreife den Schleier des Todes ihr ab,
Wir weinten uns todt auf des Lieblinges Grab,
Barmherziger Vater, ach Gnade!

Sie athmet! Ein Seufzer entringt ſich der Bruſt,
Die Hoffnung will neu mich umſchweben,
Die Angſt meiner Seele wird hoffende Luſt,
Herr, du willſt dem Tod ſie entheben.
Ihr Aeuglein erſchließt ſich, die Lippe verlangt,
Ich drück' ſie ans Herz, das ſo angſtvoll gebangt,
Du haſt ſie mir wiedergegeben.

O ſpielt nur ihr Mägdlein, o ſcherzet nur frei,
Mein Kindlein liegt wach mir am Herzen,
Die Angſt und der Kummer, ſie ſind ja vorbei,
Vorbei alle Seufzer und Schmerzen.
Ihr lieblichen Mägdlein, o ſpielt nur und ſingt,
Bald, wenn ihr den fröhlichen Reihentanz ſchlingt,
Kann wieder mein Kind mit euch ſcherzen.

Das Schwert zur Hand.

Ph. Blommaert.

Stolz war der Adler Roms geflogen
Von Land zu Land mit Räuberſchrei,
Zum Niederland war er gezogen,
Da grüßte rächend ihn der Leu.
Fürſt Hermann ſchlug ihm tiefe Wunden,
Die Schwing' knickt ihm Civil der Held,
Und nicht erſchien er mehr im Feld,
Bis Chlodwig ſtark ſein Volk verbunden.
Vom Belt zum Nordſeeſtrand
Klang Racheruf durch Waldeshallen,
Des Fremdlings letzter Knecht ſoll fallen,
Das Schwert zur Hand!

Aus Roma's Aſche und Ruinen
Erſtand des Galliers Räubermuth.
Auf unſerm Strand iſt er erſchienen,
Vernichtung haucht des Athems Gluth.
Doch bei dem Ruf von Artevelden
Schaart ſich das Volk zu ſeiner Fahn,
Da ſchwand des Galliers ſtolzer Wahn,
Der Heimath Joch ſank vor dem Helden.
Das Schwert zur Hand!
Bis Galliens letzter Knecht gefallen,
Klang Racheruf durch Waldeshallen
Vom Belt zum Nordſeeſtrand.

Ein ander Joch drückt bald uns nieder,
Ob frei vom Zwang der Uebermacht,
Durch Staatsorkane wurde wieder
Vertheilt das Land zum Fall gebracht.
An Spaniens Dolch entglimmt der Funken
Des Haſſes, fremdem Stamm vereint,
Der Bruder fremd dem Bruder ſcheint,
In Zwietracht war das Volk verſunken.
Vom Belt zum Nordſeeſtrand,
Von Strom zu Strom der Ruf erſchalle,
Der letzte Knecht des Fremdlings falle,
Das Schwert zur Hand!

Schon nahen unbewölkte Tage,
Nicht fremde Klänge hört man mehr,
Kein Fremder, der das Wappen trage
Noch ſitze auf dem Stuhl der Ehr.
Ja bald wird uns ein Held erſcheinen,
Der um das Volk vom Niederland
Schlingt treuer Bruderliebe Band;
Wer gegen uns, wenn wir uns einen?

Vom Belt zum Nordſeeſtrand,
Von Strom zu Strom der Ruf erſchalle,
Der letzte Knecht des Fremdlings falle,
Das Schwert zur Hand!

Flanderns Leu.

Blommaert.

Wer bändigt tobende Ozeane,
Baut Schanzen in der Wogen Reich,
Heißt ruhen brauſende Orkane,
Macht Mauerkraft dem Grunde gleich? —
Gott ſprach zum fränk'ſchen Völkerſtamme:
Nicht weiter tragt die Oriflamme,
Weil ſonſt der Lilie Reich entflieht.
Der Franke kam. Des Deutſchthums mächt'ge Wogen ſchwollen,
Es riß Paris hinab in ſeiner Strömung Grollen,
Mit allem fränk'ſchen Grundgebiet.

Da klang ein Fluch aus Sturm und Wettern,
Der brüllte auf's geſunkne Land,
Gleich wie des Donnerſchlages Schmettern
Umgrollt er Flanderns prächt'gen Strand.
Der Franke trat mit ſeiner Rotte
Den freien Mann im frechen Spotte,
Und drohend klang's im wilden Grimme:
Was will dies Volk mit Sprach' und Rechten?
Lernt beugen Euch vor unſern Knechten,
Zum Schmeichelworte biegt die Stimme!

Doch Flandern hob die ſtolzen Fahnen,
D'rauf unbeſiegt der Löwe ruht,
Es führt ſein Heer zu Ruhmesbahnen,
Da lodert auf der Herzen Glut.
Es hört der Franken Kriegslied ſchallen,
Voll Hohn durch Flanderns Auen hallen,
Und bald verſtiebt der Feind wie Spreu.
Und Waterloo ſah neu erſtanden
Den alten Ruhm von unſern Landen,
Und wieder ſcholl der Ruf: Hoch lebe Flanderns Leu!

Das niederdeutſche Volk vom Rhein und Scheldefluſſe,
Vereint durch's alte Bruderband,
Strömt hin im freudigen Erguſſe
Durch Siegfrieds einſt ſo mächtig Land.
Da flohen unſre Frankengäſte
Zurückgejagt zum Räubernefte,
Denn jubelnd ſcholl der Ruf auf's neu:
Die Lilienfahne ſtürz' für immer,
Franzoſenwort erſchalle nimmer,
Hoch lebe Flanderns Sprach, und hoch leb' Flanderns Leu!

Die betende Braut.

Aus der Novelle „Gottes Gnade". H. Conſcience.

Der Morgen, glanzumwoben, iſt ſchön, die Nacht iſt hold,
Wenn ſie am Himmel droben ihr Perlenkleid entrollt,
Schön iſt der aus dem Schooſe der Wolken ſilbern ſteigt,
Schön die erblühte Roſe, ſchön die ſich ſterbend neigt,
Das Schönſte doch, was trunken des Dichters Auge ſchaut,
Iſt im Gebet verſunken die junge zarte Braut.

Der Hals taucht aus der Welle der Bruſt ſo weiß wie Schnee,
So hebt der Schwan, der helle, ſich aus dem klaren See,
Die Finger, die verſchlungen auf ihrer Bruſt ſo rein,
Sie ſchimmern wie durchdrungen vom ſüßen Morgenſchein.
Es liegt der Himmel offen vor ihrem feuchten Aug,
In Glaube und in Hoffen löſt ſich der Lippe Hauch.
Es ſpielt um ihre Wangen das ſeidne Haar ſo lind,
Wie Herbſtesfäden hangen bewegt im Morgenwind,
Die Schulter blickt die weiße aus dem Geflecht von Gold,
Das koſend dann und leiſe zur Bruſt herniederrollt.
Die zarten Formen ſehen durch des Gewandes Duft,
Es ſcheint ſie zu umwehen mit Balſamhauch die Luft,
Ein Traum, der wahr geworden, ein Engel, vom Geſchick
Geſandt von ſchönern Borden auf einen Augenblick,
Denn Haupt und Hände heben ſich ſchon in ſelgem Glück,
Bald wird ſie uns entſchweben, o haltet ſie zurück!

An die Mutter des Malers Guſtav Wappers.

H. Conſcience.

Lang war der große Rubens ſchon
Zum Himmel eingegangen,
Van Dyck auch hatte ſchon die Kron
Bei ſeinem Meiſter, vor dem Thron
Des Ewigen empfangen.

Und manche Pilger vor dem Stein,
Vor Rubens Namen knieen,
Der einſam ſtrahlt in lichtem Schein,
Liebling des Ruhms, dem gleich zu ſein
Noch Keinem war verliehen.

Es war der Schwung der Kunſt erſchlafft
Am Scheldeſtrand, dem reichen,
Und keiner durft' an ſtarker Kraft,
An ſolcher, die unſterblich ſchafft,
Dem Malerfürſten gleichen.

Der Kunſt Verfall, aus lichter Fern,
Hat Rubens da geſehen,
Bang kniet er nieder vor dem Herrn:
Laß nicht erlöſchen meinen Stern!
Und Gott erhört ſein Flehen.

Steh auf! die Gluth, die ich entfacht,
Verbleichen ſoll ſie nimmer,
Ihr Engel hört's! aus Wolkennacht
Enttauche bald mit neuer Pracht
Sein Stern in hellem Schimmer.

Der Funke, der im Menſchen ruht,
Iſt göttlich, wie mein Weſen,
Ein Geiſt, dir gleich an Schöpfergluth,
An ſtarker Kraft, an edlem Muth,
Iſt von mir auserleſen.

Die Thräne, die im Aug' ihm ſtand,
Ward da zum Freudenfunken,
Sein letzter Wunſch Erhörung fand,
Ein Malergeiſt, von Gott geſandt,
War auf die Welt geſunken.

Auf deine Hütte ſchien der Stern.
Die Seele feurig groß,
Den Geiſt, der ausging von dem Herrn,
Empfing dein Mutterſchoos.

Das Gewitter.

F. Rens.

's iſt Sommer! dumpfe Ruh hält die Natur umfangen,
Die Luft iſt dick und ſchwül, wir athmen ſie mit Bangen,
Beklemmend ſtockt das Blut, das in der Ader glüht,
Und bleiſchwer liegt es uns auf Geiſt und auf Gemüth.
Da plötzlich hin und her ſieht man die Wolken wogen,
Bis ſie mit dunklem Grau den Himmel ganz umzogen.
Die Sonn', die matt und bleich aus dichtem Schleier blinkt,
Verliert nun allen Glanz, verbirgt ſich und verſinkt.
Jetzt zuckt der Blitz, es rollt der Donner durch die Wolke,
Zu künden ſcheinet er Vernichtung allem Volke,
Dumpf grollend rollt er fort im ungemeſſnen Raum,
Kraftlos bebt die Natur in dieſem ſchweren Traum.
Doch endlich iſt erſchöpft das Wetter — und als Segen
Strömt aus der Wolke Schoos erquickend kühler Regen,
Die Schöpfung athmet auf, die durſt'ge Erd' erſchließt
Den reichen Lebensſchatz, der ihrem Schoos entſprießt.
Nun wallt ein Balſamſtrom durch die erfriſchte Au,
Und alles Leben grüßt die Sonn' am Himmel blau.

Auf das Grab meines Vaters.

Von K. Lebeganck.

Standſt du am Meere wohl bei ſchöner Sommerzeit,
Wann Abendſtille lag auf Wogen weit und breit,
Wann ſich der Weſt geſchmückt mit lichten Purpurgluthen,
Sahſt du alsdann die Sonn verſinken in den Fluthen?

So ſanft, ſo ſtill, ſo voll erhabner Herrlichkeit
War ſeine Abſchiedsſtund, ſein Zug zur Ewigkeit! —
Schon als der Sommer ſchwand, der Bäume Blätter ſanken,
Da ahnt' ich ſeinen Tod, ich ſah zum Grab ihn wanken,
Sah, wie vom Schmerz erſchöpft, ſein Auge barg den Tod,
Als mir die ſtrenge Pflicht, von ihm zu gehn gebot,
Mich von dem Lager trieb, um nach acht kurzen Tagen
Noch einmal ihn zu ſehn — und dann zum Grab zu tragen.
An fernſter Lebensgränz' fand ich den Vater ſcheidend,
Schon bald ein ſel'ger Geiſt, doch jetzt noch Menſch und leidend,
Noch pochte ihm das Herz, noch war ſein Auge offen,
Doch ob er mich erkannt? — warum nicht ſollt' ichs hoffen? —
An ſeinem Kiſſen ſtand ſie, die ſo viel gelitten,
Die Mutter, um mit uns vereint für ihn zu bitten.
Ein Prieſter betete mit uns, ſprach leiſe Worte,
Die, heil'ger Wehmuth voll, wie himmliſche Akkorde
So oft den Sterbenden durch Kraft und Heiligkeit
Erquicken auf dem Weg zur fernen Ewigkeit,
Segnet zum letztenmal ihn mit des Kreuzes Zeichen,
Dem Anker, den das Herz auswirft nach jenen Reichen.
Und dann! — O Gott! wer fragt was ferner ſich begab,
Ach ſeine letzte Spur birgt jenes grüne Grab!
Mir war's als ob der Schlag die Welt für mich vernichte,
Ein Geiſt des Zweifels mich verbannt vom Glaubenslichte,
Bis, als im Haus des Herrn ich kniete an der Bahre,
Verzweiflung von mir wich. — Ich ſah auf dem Altare
Das gottgeweihte Licht, die ſchwarze Leichenpracht,
Die Diener unſers Herrn, im Kleid der Trauernacht,
Wie ſie mit leiſem Ton das Lied der Todten ſangen.
Der Orgel Töne ſtark durch das Gewölbe drangen,
Da war's als ob ſein Geiſt unſichtbar mich umſchwebe,
In dieſen Tönen mir verkündend, daß er lebe.

So blieb ich lange Zeit ihm geiſtig nah — da rollen
Dumpf dröhnend auf den Sarg hört ich der Erde Schollen,
Auf wacht' ich — und ein Ton rief aus dem Grab mir zu,
Vorbei iſt alles nun, vergebens weineſt du!

Das Haidekorn.

K. Lebegang.

Welche Wolke ſteigt empor,
Daraus Balſamdüfte tauchen,
Welche Pracht von Blüthenflor
Zeigt ſich überall den Augen!
Sind wir in dem Morgenland,
Daß die reife Frucht ſich fand
Neben jungen Blüthendüften?
Iſt's des Orients glänzend Feld,
Wo der Araber im Zelt
Weihrauch ſchlürfet in den Lüften?
Iſt's die ew'ge Frühlingswelt,
Wo in Hybla's milden Auen
Blum' und Blatt von Honig thauen?
Welche Wolke ſteigt empor,
Welche Pracht von Blüthenflor!

Nein, nicht in morgenländ'ſcher Zon'
Sind wir, wo oft der Skorpion
Ruht in des Zuckerrohres Tiefen.
Nicht Hybla, nicht Hymettus ſeht
Ihr hier, doch auch kein Gifthauch weht,
Und keine Bäume Giftſaft triefen.

Wir ſind in Flanderns ſchönem Land,
Wo mancher murmelnde Bach ſich wand
Durch fette Weid mit hellem Flimmern,
Wo in der Gärten friſcher Pracht
Die ſchönſten Früchte aus der Nacht
Der dunkelgrünen Zweige ſchimmern, —
In Flandern, wo man ſchattig ruht
Im dichten Wald vor Sonnengluth,
Wo Kühlung hold umweht die Auen,
Wo das weite Feld, wie Meeresfluth,
Voll Wogen goldner Saat zu ſchauen, —
In Flandern, wo ſo ſchimmernd glüht
Das Haidekorn, daraus die Wogen
Des Balſams duftig aufwärts zogen,
Das keimt und reift — und ewig blüht.

Das Haidekorn blüht. Kommt Sylphiden geflogen,
Die flatternd ihr ſchwebet im ſchwärmenden Flug,
Am liebſten ja wiegt ſich der luftige Zug
Wohl her und wohl hin auf des Haidekorns Wogen.
Kommt ſchwärmet, für alle iſt Wonne genug.
Herbei ihr Sylphiden auf flüchtigen Schwingen,
Kommt flatternd und ſchwebend und ſcherzend zu mir,
Das Lied, das ich möchte dem Haidekorn ſingen,
Soll eben ſo luftig und zart ſein als ihr.

Wie wunderſchön der Erde Land!
Wie reich entfaltet ihr Gewand!
Die Felder, weithin ausgeſtreckt,
Mit ihrem Sommerkleid bedeckt,
Das ſich in buntem Sammt entrollte.
Das Auge ſenkt ſich weit und breit
In's Meer von Glanz und Herrlichkeit,
Von Gold und Grün, und Grün und Golde.

Und dieſes Meer als Dünen ſäumen
Die Hügel mit den grünen Bäumen,
Die ſenden in das Thal hernieder
Den Gruß durch Nachtigallenlieder.
„Wir ſchützen vor Sturm euch mit unſeren Zweigen,
Wir ſehn euch wachſen und ſchnell vergehn,
Doch ob wir ſtolz erhaben ſtehn,
Wir freundlich doch zu euch uns neigen.“

Und höher als die grünen Berge
Steigt aus der Saat empor die Lerche,
Und bringt dem übermüth'gen Wald
Der Thäler Gegengruß alsbald.
„Ob auch aus euch der Hochmuth ſpricht,
Aus unſerm Schooſe ſpendet Gott
So vielem Leben täglich Brot,
Wir neiden eure Größe nicht.“

O Wälder! blühen laßt die Felder,
Ihr Felder! grünen laßt die Wälder,
Weiht euren Duft und eure Töne
Ihm, der der Schöpfung reiche Schöne
Rief aus der Weisheit Gnadenborn.
Wer mag ſich rühmen, daß er kenne
Die Gaben all' und ſie benenne,
Wer zählt die Blüthen am Haidekorn?

Und wer zählt die Bienen auf all dem Geblüm?
Wer meldet das Wunder, das dort ſie vollbringen?
Der Menſch, ob er geiſtiger Gaben ſich rühm',
Nie wird ihm ein Werk gleich dem ihren gelingen.
Welcher Fürſtinnen Pracht gleicht der Lilien Schöne,
Welcher Maßklang der Saiten der Vögel Getöne,

Welche Farbe der Kunſt gleicht dem feurigen Siegel,
Das der Mondenglanz prägt auf den wogenden Spiegel?

Den köſtlichen Honig, dies Manna der Erde,
So reich in des Haidekorns Blüthe verborgen,
Bereiten die Bienen am blühenden Heerde.
Sie ſtreben und weben vom tagenden Morgen,
Sie ſchwirren und irren verlangend umher,
Sich wiegend und ſchmiegend im blühenden Meer,
Sie ſummen und brummen in regſamer Freude
Zu Kelchen, aus welchen ſie tragen die Beute.

Horch! welch ſchütternder Schall
Widerhallt überall?
's iſt ein dröhnender Klang,
Froher Ruf und Geſang.
's iſt ein regelrecht Schlagen,
Von Jauchzen getragen.
Iſt's ein Feſt, das die Schaar
Eint am Feldesaltar?
Iſt's der tanzende Schritt,
Der das Ackerfeld tritt?
's iſt der Landmann, allein
Er ſchwingt nicht ſich im Reihn,
Er erringt nur im Schweiß,
Doch beſingt er den Preis.
Da liegt nun der Segen
Geflüchtet vor'm Regen,
Gemäht auf dem Grund.
Nun wird er zur Stund
Auf Tüchern von Segeln
Gedroſchen mit Flegeln,

In Säcken geſchlagen,
Nach Hauſe getragen.
O die Arbeit iſt Luſt
Der genügſamen Bruſt,
Und der dröhnende Klang
Von dem Ruf und dem Sang,
Bei dem rhythmiſchen Schall
Von des Dreſchflegels Fall,
Iſt der freudige Lohn
Für den ländlichen Sohn
Der Natur, deſſen Hand
Ihn entrungen dem Land.
's iſt ihr Schatz, ihm ſo theuer,
Den er birgt in der Scheuer.

Denn der Sommer iſt entwichen,
Und der Winter deckt die Welt,
Aus des Nordens kalten Strichen
Zog er auf das öde Feld.
Wohin floh die heitre Freude
Unſrer jungen muntern Leute,
Mit dem warmen Sonnenſchein?
Drinnen, unter Halmendächern,
Jubeln ſie bei vollen Bechern,
Komm und tritt mit mir herein!

Sieh, das Holz vom Stamm der Buchen
Glüht im Heerde breit und warm,
Um den dampfend friſchen Kuchen
Schaart ſich des Geſindes Schwarm.
Flugs an jenen Tiſch geſeſſen,
Wer ein Feſtgericht will eſſen,

Das nicht Spezerei noch Wein
Erſt bedarf um anzuregen
Luſt und Freude an dem Segen, —
Und was mag dies Feſtmahl ſein?

O was iſt es, als der gute
Heimathkuchen lieb und werth,
Den von je mit frohem Muthe
Flanderns treues Kind verzehrt.
Der vom Haidekorn empfangen
Nun zum Kuchen aufgegangen,
Den mit Milch man übergießt,
Und mit Freudigkeit genießt.
Und nun kreiſt der volle Becher,
Nirgends ſeht ihr froh're Zecher,
Als beim vaterländ'ſchen Moſt,
Und es läßt in vollen Chören
Sich das alte Feſtlied hören:
Ik en vraeg niet wat hy kost.

Bei des Bechers vollen Zügen
Klingt von unverfälſchtem Mund
Mancher Spruch uns zu vergnügen,
Manche wunderbare Kund.
Fröhlich ſpricht der Herr vom Hauſe:
„Ob er ſauſe, ob er brauſe,
Uns nicht trifft des Sturmes Zorn,
Laßt betäuben uns ſein Toben,
Laßt mit Jubel Gott uns loben,
Der uns gab das Haidekorn.“

An die Dichter.

Von J. A. de Laet.

Unſre Ahnen waren groß! — was iſt aus uns geworden?
Ein muthlos Volk, zerſtampft vom Fuße fremder Horden,
Das ſeinen Löwenhals in Schwäche zitternd bückt.
Dürft ihr der eiſernen Teutonen Söhn' euch nennen,
Und würd' Ambiorix als Enkel euch erkennen,
Euch, die der Schande Feſſel drückt?

Sind wir daſſelbe Volk, dem Cäſars Schaar erbebte,
Das frei von fremdem Zwang in freien Wäldern lebte,
Das keine Feſſel je und keine Kette band,
Dem Prieſterwort verhieß als größtes Heil von allen,
Aus Schädeln nackt und bleich der Feinde, die gefallen,
Zu löſchen Heldendurſtes Brand.

Sind wir der unerſchrocknen Löwen Söhne,
Durchs Mittelalter ſcholl, gleich wie Poſaunentöne,
Ihr Ruhm, es blich ihr Glanz vor Gottes Thaten nur.
Es war der Gotteshauch, der mächtig ſie durchrauſchte,
Als dröhnend ihrem Zug die weite Erde lauſchte
Bei ihrer Rieſenſpur.

Glüht noch in unſrer Bruſt das ſtarke Herz von Rittern,
Davor Tartarenvolk und Türken mußten zittern,
Als mit dem Kreuzpanier zum Morgenlande zog
Graf Balduin, das Grab des Heilands zu gewinnen,
Als ſeine Fahne ſtolz auf Zions hohen Zinnen
Im Winde flog.

Sind wir die Kinder noch jener erhabnen Mannen,
Die ſie umſonſt durch Zwiſt und Tyrannei verbannen,

Die an des Landes Heil geknüpft mit Seel und Blut,
Die ihrer Heimath Recht vor allen Herrſchermächten,
Vor Fürſt und Kaiſer ſtark mit Bürgermuth verfechten,
Das ſie erkauft mit Gold und Blut.

Sind wir die Söhne noch ſiegreicher Belgierſchaaren,
Die nicht durch Meuchelei noch Mord zu tilgen waren,
Die ſanken in dem Kampf für Freiheit und für Gott.
Nicht konnte Schrecken ſie noch Schmeichelwort beſtimmen,
Sie ließen ungebeugt ihr Haupt im Blute ſchwimmen,
Auf Alba's Mordſchaffot.

Die Ahnen waren ſtets des Kriegs, der Kunſt Herolde,
Der Fahn, die ihre Hand vor allem Volk entrollte,
War der Weltherrſchaft Bild als Siegel aufgedrückt.
Unſre Ahnen waren groß — was iſt aus uns geworden?
Ein muthlos Volk, zerſtampft vom Fuße fremder Horden,
Das ſeinen Löwenhals in Schwäche zitternd bückt.

Sag' Heimathland! was ſoll der Barde jetzt dir ſingen,
Was heiſcheſt du, daß froh ſein Sang dich grüßt? —
Soll er im Heldenton, im Liebeslaut erklingen,
Nun da ſein Volk den Staub von fremdem Fußtritt küßt?
So fordre auch vom Sohn, daß er in Gluthaccorden
Den Hymnus für die ſünd'ge Mutter weckt,
Durch deren Schuld der Buhle Mörder worden
Am Gatten, deſſen Namen ſie befleckt.
Nie ſei von meiner Hand, mag wild mein Herz auch ſchlagen,
Ein Liebeston entlockt der Harfe Saitenklang,
Da ich die Nährerin von meiner Kindheit Tagen
Erniedrigt knieen ſeh vor fremdem Druck und Zwang.

Entartetes Geſchlecht vom deutſchen Götterſtamme,
O träf als Geißel dich mein Lied mit Gluthgewalt,
Könnt es dein weibiſch Herz durchglühn mit Ruhmesflamme,
Die rein aus deiner Seel' empor zum Himmel wallt.

Doch nein o Barden, nein o Brüder,
Hofft nicht für unſer Land ein freudig Selbſterblühn.
Nur für Gewinn, für Erdengüter
Fühlt heut der Belgier noch ſein enges Herz erglühn.
Denk nicht o Dichterſchaar, daß deine Harfentöne
Mit hohem Muth durchglühn den matten Sclavenſinn,
Stütz dich auf Ahnen nicht, — o ſtütz dich nicht auf Söhne,
Du ſollſt als Knechte ſie dem Fremdling auferziehn.
Doch Brüder, wie das Loos euch mag den Geiſt bedrücken,
Zerreißt das Saitengold der Harfe nicht in Stücken,
Es ſchwing' mit neuer Kraft ſich euer Lied empor.
Johannes ſeid gedenk, der aus der Wildniß Gründen
Das lang entbehrte Wort des Herrn kam zu verkünden
An Zion, das ihm lang verſchloß das taube Ohr.
Des Adlers ſeid gedenk: beim Wüthen von Orkanen
Schwingt er nur höher ſich, vom Donner nicht gebannt,
Denn auf dem Himmelszug kennt er die Spur der Bahnen,
Wo nie der mächt'ge Blitz entſinkt des Gottes Hand.
O Brüder, zögert nicht, es klinge neugeboren
Durch dieſe Wüſtenei des Harfenklangs Accord;
So durch die Wildniß ſtark drang einſt Johannes Wort,
Es ging kein einzig Wort aus ſeinem Mund verloren.
Singt Barden, ſingt! ihr ſeid die Sproſſen
Der Ahnen, die ſo groß gedacht,
Von ihrem warmen Blut durchfloſſen,
Verachtend fremden Prunk und Macht.

Singt, auf daß einſt das Volk vom fremden Bann ſich trenne,
Daß es ſich eignen Ruhm in eigner Sprache ſchafft,
Auf daß dereinſt die Welt der Belgier Name nenne,
Und Ehrfurcht ſie durchdring' vor eurer Manneskraft.

Die Rieſenaufgab' wurde euch gegeben,
Des Volkes bleichen Leichnam zu beleben,
Wie Chriſtus Lazarum erweckt aus Todesnacht,
Das todte Vaterland vom Grabtuch zu befreien,
Aufs neue Seelengluth dem ſtarren Leib zu leihen,
Den friſchen Lorbeerzweig ihm wiederum zu weihen,
Wenn eine neue Schaar von Helden ihm erwacht.
Groß Brüder iſt das Werk, es heiſcht, daß ohne Wanken
Als Prieſter ihr den Geiſt des Gottes in euch fühlt,
Ihr Sänger habt als Lohn der innerſten Gedanken
Verläugnung nur und Spott dem Volke zu verdanken,
Das ſeelenlos und kalt zu euren Füßen wühlt.
Wie Moſes ſollt ihr ziehn auf öder Wüſte Wegen
Mit eurer Brüder Schaar dem Canaan entgegen,
Doch euer Fuß betritt die heil'ge Erde nicht.
Nicht hier wird euch der Lohn — einſt fliegt emporgetragen
Ihr gleich Elias auf im goldnen Feuerwagen,
Und leuchtend immerdar lebt euer Nam im Licht.

An eine Jungfrau, welche ſich der Poeſie widmen wollte.

Alfred de Laet.

Steig nicht von dem Roſenthron,
Jungfrau, die mit Sonnenblicken,
Mit der Liebe Blumenſtricken
Feſſelt alle Herzen ſchon.

Steig nicht von dem Roſenthron,
Du die Liebſte von den Lieben,
Gieb die Krone von Maßlieben
Nicht für eine Lorbeerkron!

Nicht lockt's zu dürren Lorbeerzweigen
Den Liebling Zephir's, dem der Kranz
Der Blumen lacht in Duft und Glanz,
In Flora's zaubervollen Reichen.
Auf Atlasſchwingen, darin Gold
Und Purpur prächtig ſich durchweben,
Darf er von Roſ' zu Roſe ſchweben,
Die all' ihm lächeln frühlingshold.

Soll er die Blumenauen fliehen,
Sein Strahlenreich, die Düfte all,
Um, gleich der ſcheuen Nachtigall,
Singend zum kalten Hain zu ziehen?
Soll er des Morgens Wonnetrank,
Den Duft, den ſeine Schwingen tragen,
Der jungen Flügel feurig Schlagen
Hingeben für ein wenig Klang? —

Nein, ſteig nicht von dem Roſenthron,
Jungfrau, die mit Sonnenblicken,
Mit der Liebe Blumenſtricken
Feſſelt alle Herzen ſchon.
Steig nicht von dem Roſenthron,
Du die Liebſte von den Lieben,
Gieb die Krone von Maßlieben
Nicht für eine Lorbeerkron!

Was iſt der Dichter hier auf Erden,
Unſeligſter von Adams Stamm,

Erwählet, um verzehrt zu werden
Vom Funken heil'ger Schöpfungsflamm!
Von einem Geiſt iſt er durchwühlet,
Von einer Gluth iſt er entbrannt,
Die nichts auf dieſer Erde kühlet;
Drum iſt ſein Blick emporgewandt.

Es ſchwebt ſein Geiſt zu höhern Räumen,
Und düſter blickt er auf die Welt,
Er darf von dem Genuß nur träumen,
Der wirklich nie ihm zugeſellt.
Verſengt wird ſelbſt des Schlummers Schwinge
Von jener Gluth — ſein grübelnd Hirn
Forſcht nach dem Urſprung aller Dinge,
Und Furchen trägt die junge Stirn.

Gleich Adam iſt er, der geſündigt,
Und dem als Fluch der Uebelthat
Ward am Erkenntnißbaum verkündigt
Das Räthſel jeder Menſchenthat.
Gleich einem, dem in nackter Blöße
Sich zeigt der Dinge tiefſter Grund,
Fühlt er bei jeder Erdengröße
Nur Spott umſchweben ſeinen Mund.

Prometheus iſt er, dem am Herzen
Der wilde Geier raſtlos frißt,
Der mit dem Brandmahl tiefſter Schmerzen
Gezeichnet auf der Stirne iſt; —
Verbannter, der vom Erdenorte
Sich ſehnt zum ſchönern Vaterland,
Der zauberiſch die Gluthaccorde
Der Harfe weckt auf fremdem Strand.

Steig nicht von dem Roſenthron,
Jungfrau, die mit Sonnenblicken,
Mit der Liebe Blumenſtricken
Feſſelt alle Herzen ſchon.
Steig nicht von dem Roſenthron,
Du die Liebſte von den Lieben,
Gieb die Krone von Maßlieben
Nicht für eine Lorbeerkron!

Beneid' ihn nicht bei ſeinem Sange,
Du Schönſtes, was er je beſingt,
Ob auch ſein Lied mit Thränen prange,
Die leuchtend küſſen deine Wange,
Ob er des Seufzers Lohn erringt.

Nicht neid' ihn um der Träume Leben,
Ob deinen Blick ihr Glanz umfließt,
Ihm ſind's nicht Träume, die verſchweben,
Die gaukelhaft ihn leicht umweben.
Dämonen ſind's, die er verſchließt.

Beneid' ihn nicht, wenn ſeinem Worte
Das Paradies auch auferſtand,
Denn eilt er hin zum Zauberorte,
Scheucht ihn ein Engel von der Pforte,
Das Flammenſchwert in ſeiner Hand.

Beneid' ihn nicht, wenn ihm vertraute
Verborgnes die Vergangenheit,
Wenn dir verkündet ſeine Laute,
Daß unverſchleiert er ſie ſchaute,
Die dicht verhüllte künft'ge Zeit.

Nein, ſchwarz ſind die Vergangenheiten,
Und auch der Zukunft Nacht birgt Schmerz,
Drum neide nicht die Herrlichkeiten
Des Dichters, nicht die goldnen Saiten,
Denn ſeine Harfe iſt ſein Herz.

Steig nicht von dem Roſenthron,
Jungfrau, die mit Sonnenblicken,
Mit der Liebe Blumenſtricken
Feſſelt alle Herzen ſchon.
Steig nicht von dem Roſenthron,
Du die Liebſte von den Lieben,
Gieb die Krone von Maßlieben
Nicht für eine Lorbeerkron!

O kehr zurück zu heitern Pfaden,
Wo alles jauchzt, wo alles lacht,
Komm in dem Wonneſtrahl zu baden,
Den mild Natur für dich entfacht.
Und welche ſchimmerreiche Strahlen
Dir auch gezeigt die Phantaſie,
Laß andern dieſe Welt der Qualen,
Betritt das Reich der Träume nie.

Du biſt zur Freude nur geboren,
Beglücken ſei dein ſchönes Loos,
Dafür hat Gott dich auserkoren,
Nur in der Liebe werde groß.
Erfreue dich am Himmelsbogen,
Erfreue dich am Mondenlicht,
Erfreu dich an den Meereswogen,
Ergründe ihre Tiefe nicht.

Bewahr den ſchönſten Reiz der Blüthe,
Des Herzens holde Freudigkeit,
Den ſchönſten Lichtſtrahl im Gemüthe
Der Engel in der Ewigkeit.
Den köſtlichſten der Edelſteine,
Wie es im Oſten keine giebt,
Bewahr die Perle, die alleine
Gott denen ſchenket, die er liebt.

Dein Aug' allein laß offenbaren,
Was Gott dir in die Seele ſchrieb,
Es ſei das Buch, darin in klaren
Schriftzügen leuchtet deine Lieb.
Was ſoll der Lorbeer finſtrer Mächte
Um deine Stirne ſchön und rein?
Nur eine Blumenkrone flechte
In deine blonden Locken ein.

Der Kampf.

A. de Laet.

Wie iſt die Luft erſtickend heiß,
Es glüht der Wüſte Sand wie Kohlen,
Selbſt das Kameel verzagt, es weiß
Nicht wie es noch ſoll Athem holen.

Und nichts als Sand, und nichts als Gluth
Kann das verlangend Aug' gewahren,
Und nirgends eine kühle Fluth,
Kein Palmblatt, vor dem Strahl zu wahren.

Es iſt die grauſige Wüſtenei,
Darüber Tod und Unheil ſchweifen,
Das unbegränzte Reich, das frei
Die wilden Araber durchſtreifen.

Kein Bild, das Luſt dem Auge bringt,
Kein grüner Schatten nach der Lichtung, —
In die beklemmte Seele dringt
Hier der Begriff nur der Vernichtung.

Und doch geſchaffen iſt dies Bild
Der gränzenloſen Wüſtenfläche,
Daß wie kein andres, ſtark und wild
Es zu dem Sinn des Mannes ſpreche.

Hier, wo das Auge nirgends ruht,
Unendlich ſich die Wüſte ſtrecket,
Iſt etwas das den ſtolzen Muth
Des Mannes wunderbar erwecket.

Iſt's der geheimnißvolle Zug
Der Funken ſchlummernder Gefühle,
Den jeder tief im Herzen trug,
Der oft nur ſchlief im Weltgewühle?

Sind's Bilder, die ſich, gluthentfacht,
Hier überwältigend entrollten,
Von Freiheit und von höchſter Macht,
Die nimmermehr ſich trennen ſollten?

Denn immer zog's den Menſchenfuß
Das heiße Sandmeer zu durchwaten,
Den müden Körper in dem Guß
Des ſprüh'nden Sonnenlichts zu baden.

Sieh dort, sieh so fern
Das Auge kann fassen,
Den nahenden Zug
Der eisernen Massen.
Es blitzt das Metall
Der gewichtigen Lanze
Im Glanze.
Sieh hier,
Die Augen
Enttauchen
Dem dunklen Visier.

Die Ritterbrust deckt
Das Panzerhemd schützend,
Es bricht sich das Licht
Im Stahlharnisch blitzend.
Und andere ziehn
Im eisernen Kleide,
Zur Seite
Das Schwert,
Ohne Sorgen
Wie morgen
Ihr Schicksal sich kehrt.

Ein anderer Zug, —
Fremdartige Bilder, —
Die Rosse sind wild,
Die Reiter noch wilder;
Sie jagen heran,
Ihr lechzendes Brüllen
Kann stillen
Nur Blut.

Sie ſchwingen
Die Klingen
In raſendem Muth.

Weiß iſt ihr Gewand,
Weiß ſind ihre Pferde,
Kein Harniſch beſchützt ſie
Vor Lanze und Schwerte.
Doch ſtark an der Zahl
Trau'n ihrer Gewalt ſie,
Daß bald ſie
Den Troß
Von Rittern
Zerſplittern
Mit Mann und mit Roß.

Die Ritter ſie ſtehn
Wie Marmorgebilde,
Erhoben den Speer,
Erhoben die Schilde.
Es muß ja das Kreuz
Die gläubigen Schaaren
Bewahren
Vor Leid.
Keiner wanket,
Keiner ſchwanket
Zum Fliehen bereit.

Indeß das Geſchrei
Des Arabers dröhnet,
Als ſei er ſchon jetzt
Vom Siege gekrönet,

Horcht ſchweigend die Schaar
Der Ritter der Lehre
Zur Ehre
Von Gott,
Der Ahnung,
Der Mahnung
An Leben und Tod.

Und näher heran
Die Araber dringen,
Die kreiſend die Schaar
Der Chriſten umringen.
Sie ſchnellen ergrimmt
Die Pfeile vom Bogen:
Geflogen
Die Schicht
Mit Schwirren
Und Klirren
Den Harniſch durchbricht.

Sieh, ſieh wie gedrängt
Dort Chriſten und Heiden
Sich wüthend beſtreiten,
Im Kampfe vermengt.
Die chriſtlichen Ritter,
Ob kleiner an Zahl,
Sie tragen erhoben
Die Häupter zumal.
Sie ſchmettern
Gleich Wettern
Dahin in der Runde,
Und Mahomets Kindern
Wird Tod oder Wunde.

Ihre Schaaren ſich mindern,
Ihre Leichen verhindern
Die Schritte der Roſſe im weichenden Grunde.

Doch auch der Heide kämpft voll Wuth,
Der krumme Säbel taucht in Blut.
Der blanke glattgeſchliffne Stahl
Durchſpaltet wie ein Blitzesſtrahl
Des rothen Kreuzes heilig Zeichen,
Und bald muß es dem Halbmond weichen.
Schon ſinken die Pferde
Ermattet zur Erde,
Erfreut
Schon ſehn die Barbaren
Die chriſtlichen Schaaren
Zerſtreut.
Viel Leichen ach ſinken,
Viel Chriſtenblut trinken
Die Sandflächen heut.

Da plötzlich ſtockt der Kampf, die wüthenden Araber
Stehn bleich, Erſtarrung lähmt der Chriſtenritter Reihn,
Kein Heide regt ſich mehr, und auf dem muth'gen Traber
Kein einz'ger Ritterarm legt mehr die Lanze ein.
Und alles zagt entſetzt, bis wild die Flucht ergreift
Das Roß, das tobend hin mit loſem Zügel ſchweift.
Welche Macht hat die Barbaren,
Welche Macht die Chriſtenſchaaren
So gefaßt,
Daß voll Zagen
Alle jagen
Toderblaßt?

Der Macht, davor Chriſten und Türken verzagen,
Gilt kein Widerſtehn;
Im Herzen, das jüngſt noch am kühnſten geſchlagen,
Muß Kampfluſt vergehn.
Ihr Nam' iſt Samum, den kein Ritter bezwinget,
Der alles verheert,
Ihre Waffe die Wolke, die feurig umſchlinget
Und flammend verzehrt.
Horch, wie da wüthet und tobt der Samum,
Es rollet ſein Donner und wirbelt ringsum
Ein Sandmeer zum Himmel;
Seine Wolke, ein feuriger Mantel voll Schrecken,
Darf hüllend den Azur des Himmels bedecken,
Des Kampfes Gewimmel.

Den Rittern
Dringt Zittern
Durch Mark und Gebein.
Sie fühlen
Durchwühlen
Sich glühende Pein.
Voll Grauen
Sie ſchauen
Nach Feinden nicht um;
Verheerend,
Verzehrend
Faßt ſie der Samum.

Umſonſt die Eil', zu träg' ach war ihr Zug,
Denn pfeilſchnell kam der Wolke Feuerflug;
Der glüh'nde Sand, der aus ihr niederſtob,
Den ſtolzen Zug der Ritter ſchnell umwob;

Nur eine einz'ge kurze Stund nachher
War in der ganzen weiten Wüstenei
Nicht eine Spur der schnellen Reuterei,
Nicht eine Spur von Menschentritten mehr. —

Rose und Schmetterling.

Dautzenberg.

Die Rosenknosp' entblühte,
Als bald der Mai entschwand,
Der Liebesstern erglühte
Sanft über'm Frühlingsland.

Da schaut aus Moos die Rose
Erröthend in die Rund,
Es tropfen aus Kelchesschoose
Viel Perlen in den Grund.

Und da im Mondlicht reine
So lachend hing die Ros',
Erglänzt in hellem Scheine
Ihr glühnder Purpurschoos.

Da schwebt auf jungen Schwingchen
Aus Mondenlicht hervor
Zur Ros' ein Schmetterlingchen,
Die er für sich erkor.

Er wähnt die Ros' sein Liebchen,
Küßt's Grübchen in der Wang,
Sich wehren gegen's Diebchen
Das kann die Ros' nicht lang.

Er ſtillet ſein Verlangen
Und küßt ſie glühendroth:
Sie ... läßt das Köpfchen hangen,
Und ... träumt von frühem Tod.

Maria von Ploennies.

Die Blumen.

Dautzenberg.

Die Blumen ſpielen wundergern,
Wie junge Mädchen pflegen,
Koſen zuſammen nah und fern
Und lächeln allerwegen.

Sie koſen mit dem Sonnenſchein,
Und mit der Lüfte Schwellen,
Mit Quellen und mit Käferlein,
Gleichwie mit Spielgeſellen.

Zog Käfer fort auf ſeiner Schwing,
Iſt Bienchen weggeflogen,
Ruht unterm Strauch der Schmetterling,
Sinkt Nacht vom Himmelsbogen,

Dann beugen ſie das ſchwache Haupt
Und nicken ſchläfrig nieder,
Und was die Liebe Schönes glaubt,
Sehn ſie im Traume wieder.

Sie wachen; ſehn kein Sternchen mehr,
Da ſchauern ſie zuſammen,
Die hellen Thränlein tropfen ſchwer,
Die in den Blicken ſchwammen.

Da glimmt und gliſtert Feld und Weid
Von Perlen und Karfunkeln,
Da iſt kein Sträuchlein auf der Heid,
Das nicht mag herrlich funkeln.

Woher die Perlchen allzumal,
Iſt klar nun wie die Sonne:
Geweint ſind Blumenthränlein all
Im Traum der Liebeswonne.

Maria von Ploennies.

Der Hexentanz.

Von Theodor van Ryswyck.

Ein Viertel iſt's vor Mitternacht,
Und auf der Haide fahl
Ein ſeltſam Leben jetzt erwacht
Im blaſſen Mondenſtrahl.

Am Meilenſtein, wo Dämmerung
Ausſtreckt den langen Arm,
Da ſauſt heran mit wildem Sprung
Der ſchwarze Hexenſchwarm.

Denn hier iſt der Verſammlungsort;
Wie jagen ſie heran!
Der dichte Nebel weichet fort
Vor ihrer Windesbahn.

Vom Rand des Horizontes ſchwirrt
Ein dunkler Trupp herbei,
Das Echo ferner Hügel wird
Geweckt durch ihr Geſchrei.

Mit Schwung und Sprung ſauſt es daher,
Als Roß den Beſenſtiel,
Mit Schwung und Sprung die Kreuz und Quer,
Der Gränzſtein iſt das Ziel.

Das Feſt beginnt, jetzt wird der Schritt
Zum wirbelnd tollen Lauf,
'ne Hexe in die Mitte tritt,
Die wühlt den Sandgrund auf.

Da lodert plötzlich Schwefelgluth
Hellflammend aus dem Sand,
Ihr Widerſchein wie ſtrömend Blut
Umglüht der Hügel Rand.

Und höher auf die Flamme ſchießt,
Von dichtem Rauch umkreiſt,
Bis ſie den ganzen Ring umſchließt
Von Hexe, Spuk und Geiſt.

Urplötzlich da zerreißt ein Riß
Den dichten Zauberflor,
Es ſteigt der Fürſt der Finſterniß
Aus ſeiner Nacht empor.

Ihm folgt ein ganzer Teufelſchwarm,
Und jeder Teufel faßt
Sich eine Hexe in den Arm
Zum Tanz in toller Haſt.

Jetzt ſchlägt es auf dem Kloſterthurme,
's iſt Mitternacht,
Da ſchwingt ſich gellend aus dem Sturme
Der Lärm mit Macht.

Die Unken in dem Graben krächzen,
Die Fledermaus,
Die Eulen und die Raben ächzen
Im Chor hinaus.
Sie ſchwirren hingelockt vom Glanze
Zum Höllenrund,
Zum Hexenring, zum Feſtestanze
Der Geiſterſtund.
Die Hexen, wie verfolgte Mücken
Durch Rauch und Gluth,
Die Nägel in der Katzen Rücken,
In toller Wuth
Hintaumeln, jagen und verſchwinden
Hinab, hinan,
Gleich wie bei tollen Wirbelwinden
Der Wetterhahn.
Der Luftſtrom und die Erde zittern
Beim wilden Zug,
Die Flamme ziſcht, die Funken knittern,
Durch Staubesflug.
Und Hex und Spuk und Thiergewimmel
Vorüberzieht,
Der Mond vom wolkenloſen Himmel
Schräg niederſieht.
Wie einſt die ſündigen Cohorten,
Das Frevlerheer,
Geſtürzt ward von des Himmels Pforten
Von Sphär' zu Sphär,
Geſchmettert in des Abgrunds Klüfte
Durch Gottes Macht,
Indeſſen grollend durch die Lüfte
Der Donner kracht,

Der Blitz als Flammenſchwert hernieder
Bis in den Schoos
Der Hölle fuhr, die Erd' ſich wieder
Ob ihnen ſchloß:
So ſauſt und brauſt und hauſt in Schwärmen
Die Hexenjagd,
Der Landmann hört entſetzt den Lärmen
Um Mitternacht.
In ſeinen Adern plötzlich ſtocket
Das warme Blut,
Weh dem, der draußen, ihn verlocket
Die Hexenbrut;
Am Gränzſtein wird er aufgehangen,
Da ſchwebt er frei.
Horch! wie vom Echo aufgefangen
Ihr wild Geſchrei:
Gnomen und Elfen und Sylphen und Zwerge,
Treue Bewohner der Klüfte und Berge,
Kinder der ſchaurigen Nacht,
Heut wird dem Abgrund die Huld'gung gebracht!
Kommt, ob die ſchlummernde Erde euch berge,
Mitternacht ſchlug in den Sternen ſchon an,
Geiſter und Schemen und Schatten heran!
Hexen, Vampyre und luftige Geiſter,
Brecht aus den Höhlen und huldigt dem Meiſter,
Kommt, von der Hölle umringt!
Seht ihr, die Flamme des Altars brennt dreiſter,
Die Stunde iſt da, und die Feier bricht an,
Geiſter und Schatten und Schemen heran!
Willkomm aus Kirchhof, aus Schlüften und Grüften!
Stürzt in den Wirbel und jagt in den Lüften,
Theilt unſern ſchwindelnden Flug!
Schon von der Erde erhebt ſich der Zug.

Auf, um die Glorie des Abgrunds zu ſtiften,
Sauſet und brauſet im wirbelnden Lauf!
Geiſter und Schemen und Schatten herauf!

Die Kloſteruhr ſchlägt eins, da iſt der Spuk zerſtoben, —
Die Heerde treibt der Hirt am Morgen nach dem Ort,
Er wirft den wollnen Rock hart an den Kreuzweg droben,
Da ſieht er wie zerwühlt, verſengt der Boden dort.
Der Hund iſt bang und ſcheu, will keinen Schritt mehr wagen,
Beim Hirten birgt er ſich mit Heulen und mit Zagen,
Nachdenklich ſchlägt der Mann ein Kreuz und ſpricht kein Wort,
Dann treibt die Heerde er zu andern Strichen fort.

Die myſtiſche Lilie.

P. van Kerkhoven.

Drei Töchter hatt' ein Vater,
Sie waren ſchön und rein,
Wie Perlen Krone reine
Schätzt' er die Töchter ſein.

Der ält'ſten Tochter Name
War Klara — ſie war ſchnell
Als wie die flücht'ge Hindin,
Und wie der Schnee ſo hell.

Gleichwie das Nachtgefieder
Des Raben wallt' ihr Haar
Auf Hals und Schultern nieder,
Ihr Blick war ſcharf und klar.

Der zweiten Schweſter Name
War Reta, — ſeidenweich
Umfloß das zarte Weſen
Die braune Locke reich.

Ihr Blick war ſanft und holder,
Voll war die Maid gebaut,
Und weich wie Flaum des Schwanen
War ihre weiße Haut.

Der dritten Schweſter Name
War Roſa, — ſchlank und fein
War ſie, wie eine Lilie,
Ihr Geiſt war lilienrein.

Und feine ſeidne Locken
Umwallten hell das Kind,
Wie ſie die Engel ſchmücken,
Die bei Jehova ſind.

Aus ihren klaren Augen
Strahlt' ihrer Seele Glück,
Sobald voll ſanfter Liebe
Auf Andern ruht' ihr Blick.

Beiſammen eines Abends
Saßen die Schweſtern ſpät,
Sie falteten die Hände,
Sie ſprachen ein Dankgebet.

O Gott! bat Roſa feurig,
Du ſiehſt uns hier vereint,
Laß uns ſo lang verbunden
Als das Lebenslicht uns ſcheint.

Wenn eine von uns dreien
Einſt abruft dein Gebot,
So laß die andern beiden
Ihr folgen in den Tod.

So baten auch die Schweſtern,
Und ſanken auf das Knie,
Dann freudig aber ſuchten
Des Lagers Ruhe ſie.

Es ſprach die ält'ſte Schweſter
Nach dreien Tagen kaum:
Hört meine lieben Schweſtern
Was mir verhieß ein Traum.

Herr Wilhelm kam zum Vater,
Und warb um meine Hand,
Der Vater gab ſein Jawort,
Wir zogen aus dem Land.

Und kaum noch hat die Jungfrau
Den Schweſtern dies geſagt,
So kam auch ſchon Herr Wilhelm,
Begehrt zur Eh' die Magd.

Und Klaras Vater gab ihm
Der Tochter keuſche Hand,
Drauf wenig Wochen ſpäter
Sie zogen aus dem Land.

Und kaum drei Tage ſpäter
Zur Schweſter Roſa, ſacht
Sprach Reta: Höre Schweſter
Was mir geträumt heut Nacht.

Mir ſchien's, daß Junker Hendrik
Auf ſchnellem Roſſe kam,
Der Vater gab ſein Jawort,
Er ward mein Bräutigam.

Und kaum daß noch die Jungfrau
Erzählet ihren Traum,
Hält vor dem Schloß ein Reiter,
Sein Roß bedeckt mit Schaum.

Herr Hendrik war's, als Freier
Er zu dem Schloſſe kam,
Er bat um Reta's Liebe,
Und ward ihr Bräutigam.

Daheim war jetzt nur Roſa,
Die Schweſtern waren fort;
Sie kniete fromm darnieder
Und ſprach mit ſanftem Wort:

O Gott! du haſt mein Flehen
Schon halb verworfen — Gott!
Du biſt der milde Vater,
Ich ehre dein Gebot.

So ſprach das liebe Mädchen,
Und fromm blieb ihr Gemüth,
Und kaum drei Tage ſpäter
Ein Traum ſie hold umblüht.

Sie kündet ihn dem Vater:
Ich ſtand vor Gottes Thron,
In der Engel Silberchören
Sah ich Marias Sohn.

Eine weiße Lilie pflückt' er,
Zu mir dann ſprach er laut
Mit hellem Ton die Worte:
Komm Roſa, meine Braut!

Dann ſchenkt er mir die Blume,
Legt ſie in meine Hand,
Und ſprach: Dies iſt das Zeichen
Von unſerm Eheband.

Die Engel aber ſchwebten
Holdſelig auf und ab,
Mich trug ein Strahl der Sonne
Auf dieſe Welt herab.

O Tochter! ſprach der Vater,
Was du mir hier erzählt,
Beweiſt, daß deine Seele
Das beſte Theil erwählt. —

So bleibt ihr Lieben einzig
Dem Himmel nur geweiht,
In Tugend fließt ihr Leben
Hin und in Einſamkeit.

Gott hat mit Wohlgefallen
Der Jungfrau Thun geſeh'n,
Sie fand an jedem Morgen
In ihrem Betſtuhl ſtehn

Eine ſchöne weiße Lilie,
Wie ihre Seele klar,
Die ſtreut aus ihrem Kelche
Die Düfte wunderbar.

Inzwiſchen ſtirbt der Vater,
Und Roſa bleibt allein.
Sie lebt in frommer Stille,
Wie eine Seel'ge rein.

Als endlich kam die Stunde,
Wo Roſa's Geiſt das Band
Der Hülle ſollte brechen
Für's beſſre Vaterland,

Denkt ſie auf keuſchem Lager
An Gott mit heil'ger Luſt,
Und legt die weiße Lilie
Auf ihre reine Bruſt.

Da lag ſo ſelig Roſa,
Den Blick emporgericht't,
Ein Strahl des Himmels leuchtet
Um ihr erblaßt Geſicht.

Doch plötzlich bei der Jungfrau
Sah man zwei Frauen ſtehn
In ſchneeweißen Gewändern,
Die auf ſie niederſeh'n.

Roſa blickt' auf die Schweſtern,
Lächelt ſie an verklärt,
Und dankte Gott und jauchzte, —
Ihre Bitte war gewährt.

Und auch die Schweſtern blickten
Sie an in ſel'ger Ruh',
Dann reichten ſie ſich die Hände,
Und ſchloſſen die Augen zu.

Und zu derſelben Stunde
Ein Seufzer aufwärts ſchwebt;
Der Flug drei weißer Tauben
Sich in die Luft erhebt,

Und eine trug im Schnabel
Eine Lilie, wunderſam.
Die Seele Roſa's ſchwebte
Zu ihrem Bräutigam.

In ein Album.

J. Nolet de Brauwere van Steeland.

Der Spiegel zeigt im Widerſchein
Dein ſchönes Bild mir treu und rein,
Vollkommner wohl als ich's kann malen,
Ob ungeſtraft zu Sonnenſtrahlen
Der Barde wie der Adler ſchaut.

Doch, ob er treu dein Bild mir malt,
Es kann der ſchönſten Seele Leben
Kein Spiegelbild mir wiedergeben,
Wie es aus deinem Auge ſtrahlt.

Unſterblich ſchön iſt deine Seele,
Ihr Kleid vergänglich, drum vermähle

Sie ſtets, wie es dein Aug' verheißt.
Laß meinen Wunſch die Feder ſagen:
Woll' ſtets die Doppelkrone tragen,
Sei ſchön von Leib, bleib ſchön von Geiſt.
Maria v. Ploennies.

Ros und Lilie.

J. Nolet de Brauwere van Steeland.

Ros und Lilie, müd' vom Streite,
Haben ſich zu dir gefunden,
Du entſchiedeſt: Eint euch beide,
Lieb und Unſchuld ſeid verbunden.

Lilie ließ die Blätter hangen
Auf die reine Stirn dir nieder,
Röschen küßte deine Wangen,
Und ſie ſcheiden nimmer wieder.
Maria v. Ploennies.

Ich hatt' ein Hüttchen auf dem Berge.

R. B. Boucquillon.

Ich hatt' ein Hüttchen auf dem Berge,
Daran vorbei ein Bächlein floß,
Wo Morgens ſchmetterte die Lerche,
Die wilde Roſe ſich erſchloß.

Ich hatt' ein Roß, dem Wetterſtrahle
War gleich ſein feurig raſcher Lauf,
Wie jagt' ich flüchtig durch die Thale
Mit meinem Roß, bergab, bergauf.

Ich hatt 'nen Hund, so treu und muthig,
Aus meiner Hand nahm er sein Brod;
An meiner Seite lag er blutig,
Getroffen von dem schnellen Tod.

Mein Hüttchen auf dem Bergeshaupte,
Mein schnelles Roß, den treuen Hund
Mir feindlich all das Schicksal raubte,
Da war mein Herze schwer und wund.

Doch war ein Mädchen mir geblieben,
Recht eine zarte Gottesblum, —
Drum mochten sie die Engel lieben,
Und forderten ihr Eigenthum.

Ob vielfach mich das Leid geschlagen,
Ich liebte, ich verzagte nicht.
Denn mit ihr konnt ich alles tragen,
Doch ohne sie das Herz mir bricht.

Maria v. Ploennies.

Morgen.

R. B. Boucquillon.

„Verzög're, Theure, nicht die Stunde,
Die dich mir schenkt auf immerdar,
O komm, daß unserm Herzensbunde
Die Weihe werde am Altar."

„„Noch nicht — denn meinem Hochzeitskranze
Blüht noch entgegen eine Blum.
Wenn sie erblüht in vollem Glanze,
Wird Fanny ganz dein Eigenthum.""

„Nicht Reiz von anderer Blum zu borgen
Braucht meine Blume ſüß und rein;
Doch bring ich eine Roſe morgen,
Willſt du dann ganz mein eigen ſein?"

„„O morgen!"" himmliſch Lächeln ſchwebte
Um ihren Mund in Schmerz und Luſt,
Im Auge eine Thräne bebte,
Ich ſchloß ſie ſelig an die Bruſt.

„„O morgen!"" auf der Roſenlippe
Erſtarb das hoffnungsreiche Wort,
Und trunken nach der Felſenklippe,
Die Ros zu holen, ſtürzt' ich fort.

Noch kaum hatt' ich die Höh erreichet,
Der Wildniß Roſe mir geraubt,
Da hatte welkend ſchon geneiget
Die allerſchönſte Blum das Haupt.

Der Felſenklippe wilde Roſe,
So frühlingshell, ſo duftig roth,
Sie ſchmückte jetzt die farbenloſe,
Die lilienweiße Ros im Tod.

Flaemiſche Ballade.

Blieck.

Aſtolph, zurück! ich bin verlobt
Dem Landherrn Halewyn,
Dich dulden in der Einſamkeit
Das heißt ihm untreu ſein.

Der Landherr fern im dichten Wald
Mit ſeinen Hunden jagt.
Noch einen Kuß, dann lebe wohl
Du wunderholde Magd!

Aſtolph, mir bangt, daß Halewyn,
Der Späher, uns nicht fern,
Kennſt du nicht meinen Bräutigam,
Den finſtern Landesherrn?

Nein, dich nur kenn' ich ſüßes Weib,
Du Seelenherrin mir,
Dir huldiget mein trunknes Herz,
Zu Füßen ſink' ich dir.

Still, Aſtolph, ſtill! Es reißt dich hin
Die blinde Liebesgluth, —
Schlich Niemand durch die Büſche dort? —
Im Herzen ſtockt mein Blut!

Der Wind iſt's, der im Laube rauſcht,
Dein golden Haar bewegt,
O ſieh, wie es um meine Hand
Sich weich und glänzend legt.

Laß ab, laß ab, verwegner Knab',
Flieh eilends durch das Thor,
Mich preßt ein banges Vorgefühl,
Ein Seufzer traf mein Ohr. —

Ich hör' der Vögel Jubel nur,
Ihr Lied voll Liebesluſt,
Noch einmal nur, du himmliſch Weib,
Schließ ich dich an die Bruſt.

Aſtolph, dein ſüßer Athem ſtreift
Entzückend meine Wang,
Doch ſieh, es blitzt im dunklen Laub —
Mir iſt ſo todesbang. —

Laß blitzen, wär's der kühnſte Stahl,
Der lauert mordbereit,
Umfangen ſo von deinem Arm,
Wär' Sterben Seligkeit.

Er ſprichts — da zuckt der Racheſtahl,
Gleich einer Blitzesflamm,
Kalt ſteht bei dem entſeelten Paar
Der finſtre Bräutigam.

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von Louis Humblot in Berlin.

Druckfehler-Verzeichniß.

Bei der Entfernung der Verfasserin vom Druckort sind die hier folgenden Fehler stehen geblieben:

Seite	1	Zeile	5 v. o. lies Kupfergasse statt in der Straße z. Kupferberg.
"	6	"	8 v. o. l. Schatz st. Schutz.
"	13	"	2 v. u. l. Kupfergasse st. Kupferberggasse.
"	20	"	12 v. u. taelyver st. Taelgoer.
"	24	"	14 v. u. kamen st. kommen.
"	26	"	5 v. o. Matthefenbild st. Maltekenbild.
"	—	"	7 v. o. Mattheken st. Matteken, und so überall.
"	37	"	2 v. o. Imbercourt st. Imberwart.
"	49	"	12 v. o. meisterhaft st. musterhaft.
"	68	"	2 v. o. Reinaerd st. Rynhard.
"	—	"	9 v. o. Letteroefeningen st. Letteroeseningen.
"	71	"	5 v. o. Bloemen st. Bloomen.
"	—	"	6 v. o. Zomergem st. Zomertgem.
"	75	"	11 v. o. nächtig st. mächtig.
"	76	"	9 v. o. de tael st. het tael.
"	80	"	9 v. o. hochgesinnten st. hochgefei'rten.
"	81	"	1 v. o. Maetschappyen st. Matschappyen.
"	—	"	2 v. o. Maetschappy st. Matschappy, und so überall.
"	—	"	3 v. o. de tael st. het tael.
"	83	"	9 v. u. Taelyver st. Taeljver.
"	99	"	2 v. o. l. Huygelaere st. Huggelare.
"	101	"	7 v. u. l. Huygelaere st. Huggelare.
"	110	"	3 v. o. l. Siska st. Liska.
"	116	"	1 v. u. l. politischem st. poetischem.
"	119	"	10 v. u. l. euch st. auch.
"	120	"	6 v. o. l. Ommegangsdaeg st. Ommegangsdag.
"	127	"	5 v. u l. einst st. muß.
"	129	"	9 v. o. l. umflossen st. umschlossen.
"	131	"	8 v. u. l. seltene st. selten.
"	136	"	11 v. o. l. Dreckschuyt st. Treckschuyt.
"	140	"	8 v. o. l. chasse st. chatte.
"	147	"	2 u. u. quelle contrée st. dans quelle.
"	—	"	1 v. u. le grand-Duché st. Dans le grand.
"	150	"	11 v. u. l. Delcourts st. Descourts.
"	152	"	8 v. u. l. van de Voort st. van de Voot.
"	153	"	2 v. u. l. rue royale st. rue vogele.
"	158	"	13 v. o. l. beben st. toben.
"	160	"	1 v. u. l. Viglius st. Vigelius.
"	162	"	12 v. u. l. sahen st. sehen.
"	171	"	11 v. o. l. führte st. zu führte.
"	183	"	12 v. o. l. sah st. doch.
"	186	"	7 v. o. l. neu st. nur.
"	187	"	10 v. o. l. Ruysbroeck st. Reysbroeck.
"	190	"	9 v. u. l. Vierschaare st. Vierschalle.
"	195	"	2 v. o. l. Roosje l. Rootje.
"	198	"	9 v. u. l. glänzender st. grenzender.
"	200	"	6 v. o. l. Roggen st. Quappen.
"	213	"	9 v. o. l. irrt st. kirrt.
"	221	"	11 v. o. l. Erweckt st. Es weckt.
"	234	"	5 v. o. l. ver mir st. von mir.
"	246	"	3 v. u. l. zeugen st. zeigen.
"	283	"	4 v u. l. erlebt st. verlebt.
"	304	"	7 v. u. l. Ihr einfach Lied st. Ihr Lied.









